

Lorenz Zellner

**Ich bin auf den Grund gegangen -
aber nicht zugrunde**

Ein Beitrag zur Zölibatsdebatte
in der katholischen Kirche

Allen, die sich aus kindlicher Liebe geopfert haben

Dem, dem Menschenopfer ein Gräuel sind

Der Autor des Buches, Herr Lorenz Zellner, hat mir, Manfred Hanglberger, die Erlaubnis erteilt, dieses Buch im Internet zum kostenlosen Downloaden und zur kostenlosen Weitergabe zu veröffentlichen.

Die Weitergabe des gesamten Buchtextes oder Ausschnitte daraus sind nur mit der Quellenangabe (Name des Autors und Buchtitel) erlaubt.

Ansonsten liegen alle Rechte beim Verfasser.

Pfad zum Weitergeben:

<https://hanglberger-manfred.de/zellner-auf-den-grund-gegangen-pdf.pdf>

Bezug der Druckversion:

Über epubli GmbH, Berlin: www.epubli.de >>>

Über den allgemeinen Buchhandel: ISBN: 978-3-8442-7673-2

Copyright: © 2013 Lorenz Zellner

Hinweis: Die Seitenzahlen der PDF-Version sind der Printversion angepasst

Inhalt

Blau = Verlinkt mit dem Kapitel im Text

Einführung	7
Hinführung zum Thema – Leitende Interessen	15
Kapitel 1 Erwachsen aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil	16
Kapitel 2 Der Dienst, wie ihn das Konzil träumte	18
Kapitel 3 Der Kirche läuft die Zeit davon – Neuer Mut ist gefragt	25
Hauptteil I:	
Die Versorgung der Welt mit guten Ideen und Botschaften - Salutogene und protektive Theologie	30
Das Christentum versteht sich als denkende Religion	30
Das Christentum denkt und lebt von der Botschaft Jesu Christ und von der Botschaft der Schöpfung her	30
Das Christentum steht in der Zeit und stellt sich auftragsgemäß der Zeit	32
Vier ausgewählte Kernbestände des „Christlichen Bewusstseins“	33
Kapitel 4 Welch frohe Botschaft – Schöpfung als Basis-Evangelium - „Und es war sehr gut“ (Gen 1,31)	34
Was ein Mathematiklehrer anstoßen kann	35
Wie sich ein großer Theologe am Ende seines Lebens äußert	36
Was ein Astrophysiker vermitteln kann	38
Schöpfung ist Sprache	38
Schöpfung braucht Experten und Exegeten	40
Schöpfung bedeutet auch: Vollendete Tatsachen	41
Vollendete Tatsachen sind anzuerkennen und zu würdigen	42
„Kein Schöpfungsbedarf“ bzw. „Nicht zuviel des Guten!“	43
Vergötzung und Verfallenheit	44
Ein Bewusstsein von dem, was fehlt, wecken und wachhalten	45
Zusammenfassung	45
<i>Erstens: Zusammenführung von Schöpfungsoffenbarung und Schriftoffen- barung</i>	46
<i>Zweitens: Auch der „Text der Welt“ ist Aufgabe der Theologie</i>	46
<i>Drittens: Schöpfungstheologie bedeutet neue Nahrung für die Theologie</i>	47

<i>Viertens: Schöpfungstheologie sorgt für eine neue Freundlichkeit</i>	47
<i>Fünftens: Schöpfungstheologie fördert Frömmigkeit, Staunen und Anbetung</i>	48

Kapitel 5 Welch frohe Botschaft: Wir Menschen sind im Grunde vernünftige Wesen - Und manche werden weise! 50

1 Der Adel unseres mentalen Lebens	50
<i>Für welche Art von Leben sind wir gemacht?</i>	50
<i>Eine Hymne an den Verstand?</i>	50
<i>Vielseitige Beschreibungen</i>	52
<i>Unsere Geistigkeit entspricht der Geistigkeit der Wirklichkeit</i>	52
<i>Ein wenig Stolz ist erlaubt</i>	53
<i>Gabe und Aufgabe zugleich</i>	53
<i>Lob der Wissenschaft</i>	53
<i>Die geistige Qualität der Weisheit</i>	54
2. Die Kirche leistet sich ein Denkorgan: Die Theologenschaft	55
<i>Hohe Wertschätzung des Denkens</i>	55
<i>Solide Absicherung durch Schrift und Tradition</i>	55
3. Zweck und Aufgabe einer wissenschaftlich betriebenen Theologie	56
<i>Eine Theologie, die Wissenschaft sein will, muss sich ihrer Voraussetzungen bewusst sein</i>	56
<i>Theologie muss die innere Logik der Religion gewährleisten</i>	57
<i>Theologie muss ein Bewusstsein entwickeln von dem, was man hat</i>	57
<i>Theologie muss ein Bewusstsein entwickeln von dem, was fehlt</i>	57
<i>Theologie muss ihr Kerngeschäft der jeweiligen Zeit kreativ vermitteln</i>	58
<i>Theologie muss den Eindruck von einer doppelten Wahrheit vermeiden</i>	58
<i>Theologie muss das Gespräch mit dem Wissen der Zeit führen</i>	59
<i>Theologie muss ein Bewusstsein dafür schaffen, was Theologie herabwürdigt</i>	60
<i>Kirchenamt und Theologie müssen mit den Laien rechnen</i>	60

Kapitel 6 Welch frohe Botschaft: Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein als Idee Gottes und Grundlage der Liebe, dem faszinierendsten Phänomen der Schöpfung 63

Das bleibende Thema Nr. 1 – Hier muss sich Theologie sehen lassen	63
<i>Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein als Offenbarung Gottes</i>	65
<i>Die Kunst, die Schöpfungsoffenbarung Gottes gut zu lesen – und zu leben</i>	66
Alle reden von Qualität – Lebensqualität im Paar-Raum Teil I.	68
<i>Der Blick nach draußen</i>	68
<i>Schöpfungsgebundene Spiritualität weiß um die Qualität des Paar-Raumes</i>	68
<i>Für die Philosophie ist Paarbindung ein Weg zur Fülle</i>	70
<i>Liebe – das faszinierendste Phänomen, dass die Neurobiologie kennt</i>	72

Alle reden von Qualität – Lebensqualität im Paar-Raum Teil II.	73
<i>Das Leben bietet Qualität an – Qualität ist vorgegeben</i>	73
<i>Das Leben will Qualität – Güte und Fülle sind das Ziel</i>	75
<i>Auch der Weg braucht Qualität</i>	76
<i>Was kann man tun? Hinweise</i>	77
Alle reden von Qualität – Lebensqualität im Paar-Raum Teil III.	79
<i>Qualitätsaspekte, die sich aus der Idee Gottes ergeben</i>	79
<i>Eine Grunderkenntnis therapeutischer Arbeit: Alle wünschen sich Qualität</i>	81
<i>Ein attraktives Design</i>	86
Zusammenfassung und Ausblick – Was die Zeit sagt und wozu die Zeit drängt	87
Kapitel 7 Welch frohe Botschaft: Wir Menschen sind wahre Künstler - „Yes, we can“ und „Es gibt nichts Gutes – außer man tut es“	92
Laudatio zum 75. Geburtstag von Padre Orellana	93
Kapitel 8 Ungezwungene und unverdorbene Schöpfungspiritualität - <i>Ein erster kurzer Ausflug</i>	96
Kapitel 9 „Werkspionage“ bei Therapeutinnen und Therapeuten: Das leise Lächeln auf dem Grund der Schöpfung - Das Licht der Liebe in der Tiefe der Seele des Menschen <i>Ein zweiter etwas längerer Ausflug</i>	99
Die Organisation therapeutischer Arbeit mit gesunder Spiritualität	99
Veränderungen auf dem Ideenmarkt	102
Die Auswirkungen klarer Positionierungen im Bereich von Psychologie und Therapie	106
Grundlegendes, Tiefstes und Letztes kommt hier auf den Tisch	108
Das Besondere unserer Beziehung zu unserer Existenz	109
Das Besondere unserer Geistigkeit, sich einen Begriff vom Letzten zu machen und Gefühle, Einstellungen und Verhaltensweisen zu entwickeln	111
Die Bedeutung der Religionen – die Bedeutung des Christentums	113
Anfechtungen und Treffpunkte	116
Résumé: Die eine Wirklichkeit und die verschiedenen Schulen	118
Hauptteil II: Schluss mit pathogener Theologie und ihrer Umsetzung - Verrückte, riskante, gefährliche, pathogene Ideen	122
Gefährliche Ideen allgemein – „Viren“ in unseren Köpfen	122
Gefährliche Ideen – „Viren“ im säkularen Bereich	123
Gefährliche Ideen – „Viren“ im Bereich der Religionen und des Christentums	124

Vier Beispiele gefährlicher religiöser Ideen	126
Kapitel 10 Gefährliche Ideen - Beispiel eins: Die Welt – ein Land der „Dornen und Disteln“ - Der Mensch – eine „verkorkste“ Kreatur	128
Unfreundliche Akzente	128
Bewertung	128
Résumé	129
Kapitel 11 Gefährliche Ideen – Beispiel zwei: „Auserwählt“ – ein gefährliches Fundamentalismusaxiom	131
Hinführung	131
Mein Menschenbild	131
Zwei Statements zu diesem Menschenbild	131
Kerninhalte meines Menschenbildes	133
Auserwählungsdenken – ein gefährlicher Weg	134
<i>Die Tatsache</i>	<i>134</i>
<i>Geschichtlich greifbare Wurzeln</i>	<i>134</i>
<i>Übernahme und Erweiterung durch das Christentum</i>	<i>135</i>
<i>Die Folgen bzw. was die Theologen übersahen</i>	<i>136</i>
<i>Der ungezügelte Appetit, auserwählt zu sein</i>	<i>136</i>
<i>Theologie unter Druck</i>	<i>138</i>
<i>Zusammenfassung (Niemöller, Slipyj, Dan Booth Cohen)</i>	<i>138</i>
Kapitel 12 Gefährliche Ideen – Beispiel drei: Selbstaufgabe für Gott – „freudig und lauterem Herzens“	141
Die Frage ist nicht, ob Religion oder nicht, sondern welche Art von Religion	141
Abraham im Visier	142
Die Konzentration auf die Top-Geschichte	144
Peinlich und schauderhaft – Vier Beispiele dazu	145
Abraham bei Bert Hellinger	146
Und so könnte es weitergehen ...	148
Neue Formen der Wahrnehmung und Zusammenarbeit	149
Kapitel 13 Gefährliche Ideen – Beispiel vier: Problematik und Risiko der zölibatären Lebensform	151
Einführung	151
„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen“ (1 Petr 3,15)	153
Rede und Antwort in Bezug auf das personale Angebot der Kirche	154
Kompetenz	155
Rede und Antwort einer tragenden Theologie	158
Kompetente und wohlwollende Außenansichten, die zu denken geben	164

Innenansichten – Selbstreflexion des Klerus	168
Das Thema aus persönlicher Sicht und Erfahrung	170
Ein kurzer Überblick über meine Situation	170
Mein Weg in den priesterlichen Dienst	171
Zwei Seiten eines Dienstes	172
Das ungeahnte Ende	172
Eine Wende bahnt sich an	173
Das Leben geht weiter	175
Danksagung und Nachdenklichkeit	177
Die heutige Sicht und der heutige Stand der Dinge	178
Kirchlicher Sonderstatus	181
Kirche zwischen Träumereien und Frustration	184
Ganz ohne Träume geht es auch nicht	186
Meine Schlussbemerkung	188
Kapitel 14 Nachgereicht: Salutogene und pathogene Askese	191
(Blondel, Schockenhoff, Agur)	
Für welche Art von Leben sind wir geschaffen?	193
Leben vom Rande her	194
Leben aus der Mitte	196
Kapitel 15 Schöpfungsspiritualität - Bei Teilhard de Chardin nachgefragt	201
Résumé und Ausblick	207
Kapitel 16 Der Auftrag, der sich aus der Schöpfung ergibt – Der Priester im Dienst der Schöpfung	208
Auf die Schöpfung hören und sie bezeugen	208
Die Schöpfung mit allen Fasern und Farben leben	209
Die Einheit von Gottes- und Schöpfungsliebe anerkennen und praktizieren	209
Kapitel 17 Der Auftrag, der sich aus der Inkarnationstheologie ergibt – Der Priester im Dienst der Inkarnation	214
Die Idee der Inkarnation	214
Die inhaltliche Bestimmung: Jesus – die Inkarnation Gottes	214
Die Inkarnation geht weiter: Inkarnation in der Urkirche	215
Inkarnation als „Dauerauftrag“ an alle Christen	218
Epilog: Der Basso Continuo dieses Buches	222

Einführung

Dieses Buch ist nicht am grünen Tisch entstanden. Der Inhalt hat sich im Laufe der letzten zwei-drei Jahre aus verschiedenen Überlegungen über ein heikles und heisses Thema in der bunten, mal helleren und mal dunkleren Landschaft des kirchlichen Lebens ergeben. Was auf den nächsten Seiten folgt, ist ein sehr persönlicher und ein in seiner Art doch etwas ungewöhnlicher Beitrag zur Zölibatsdebatte in der katholischen Kirche. Persönlich, weil ich darin selbst vorkomme, weil man in jedem Kapitel meine Handschrift und Einfärbung findet - und ungewöhnlich, weil hier versucht wird, ein mit vielen Emotionen geladenes Thema mit hoher Spaltungspotenz unaufgeregt und verantwortlich, mit Respekt und Sachlichkeit anzugehen. Eine grandiose, machtvoll wirkende, ungemein effektive und Hochleistungen erbringende, aber auch vielfach gescheiterte und immer wieder zum Scheitern verurteilte und somit wohl hinterfragbare Idee kommt hier zur Sprache. Die Auseinandersetzung mit eben dieser Idee stelle ich sowohl in den Kontext einer persönlichen Betroffenheit als auch in einen größeren theologischen, anthropologischen und seelsorgerischen Zusammenhang. Was Sie, liebe Leserinnen und Leser auf den folgenden Seiten angeboten bekommen, verstehe ich letztlich als eine persönlich eingefärbte pastoraltheologische Studie.

Eigentlich war ich mir lange sicher, der Titel dieses Buches über die Sinnfigur Zölibat müsste lauten: „Adam auf der Strecke, Eva auf dem Abstellgleis, Tobias ohne Wegbegleitung.“ Wenn man in einer wohlüberlegten Überschrift Namen wie die eben genannten hört, dann kann man unschwer vermuten: Es geht bei dem, was die Leserin, den Leser erwartet, in erster Linie um Menschen. Das ist richtig. Es geht aber um ganz bestimmte Menschen, um einen ganz besonderen Adam, um eine besondere Eva und im Hintergrund um einen ebenso klar bestimmten oder zu bestimmenden besonderen Tobias. Es geht um diese Drei, es geht um das Eigene und um das Miteinander und die gegenseitige Abstimmung dieser drei Spezialfälle von Menschen.

Dann habe ich mich aber doch anders entschieden. Ein gutes Wort des französischen Dichters Charles Peguy hat mich zur Abänderung angeregt. Doch darüber später. Ich möchte nämlich vorher doch noch einige Worte zu meiner wohlüberlegten ersten Titelmahl sagen. Was hätten diese drei ausgewählten Namen eigentlich bedeutet? Wofür sollten sie stehen?

„Adam auf der Strecke“ – diesen Teil des möglichen Buchtitels hätte jede Leserin und jeder Leser anders verstehen können. Im besonderen Fall des wie oben titulierten Buches hätte er das Leben und Werken eines Menschen andeuten sollen, der als Priester den ganzen Tag auf der Strecke ist, unterwegs von einem Ort zum andern, von einem Einsatz zum nächsten. Er hätte sich aber auch auf einen Gottesdiener

beziehen können, der im Dienst des Glaubens und der Seelsorge auf der Strecke geblieben, dem die Luft, dem der Dampf ausgegangen ist.

„Eva auf dem Abstellgleis“ – mit diesem Teil der abgeänderten Überschrift meinte ich generell das Abstellgleis, das darin besteht, dass eine Frau in der katholischen Kirche weder die Priesterweihe empfangen noch ihre Begabung in gleichem Maße wie der Mann in die Seelsorge einbringen kann. Ich hätte aber das Thema auf die Problematik eingegrenzt, dass eine Frau nicht einmal als Ehefrau Lebensbegleiterin und Partnerin eines Priesters sein kann und darf.

Über diese einschränkende Definition hinaus wäre es mir dann noch generell um Eva und Adam als Individuen, um ihr gottgegebenes Verhältnis zueinander und um ihren Stand in der Kirche gegangen. In diesen Rahmen hätte ich die hier zu verhandelnde Frage der priesterlichen Ehelosigkeit gestellt und versucht, sie jenseits von Abwehr, Gleichgültigkeit oder naiver Entrüstung anzugehen.

Und was wäre mit Tobias, mit „Tobias ohne Wegbegleitung“ gemeint gewesen? Der Name Tobias wäre hier schlechthin für eine zentrale Verfasstheit des Menschen, für den „homo viator“, für den Menschen unterwegs gestanden. Ich habe bei der Namenswahl auf das schöne alttestamentliche Buch Tobit (1) zurückgegriffen, das einen jungen Mann namens Tobias vorstellt, einen Mann auf der Reise, einen Menschen in guter Begleitung, einen Menschen an der Hand eines Engels. Der Name Tobias sollte insbesondere für die vielen Menschen außerhalb der im Empfinden vieler zu eng gezogenen Kirchenmauern stehen, die sich ihren Weg durchs Leben bahnen, die einen Engel bräuchten, denen sich aber kein Engel anbietet, die ohne Geleit sind, jedoch nach Begleitung rufen, nach einem verlässlichen und kompetenten Begleitpersonal, nach offenen, wärmenden und nicht nur eine Stunde am Tag besetzten Bahnhöfen und offenen Schaltern, sprich Pfarrhäusern und Kirchen.

Warum ich mir das Ganze dann anders überlegt habe, hat seinen besonderen Grund: Ich habe selbst eine lange Geschichte als katholischer Priester hinter mir - diese Geschichte hat mich geprägt, sie hat mich aufgebaut und gefördert, wie sonst wenig in meinem Leben, man kann sagen, sie war mein Leben, und sie hat mich gefördert bis zum Gehtnichtmehr. Und als es nicht mehr ging, habe ich diese Geschichte hinter mir gelassen, ich habe sie stehen gelassen, sie war so, wie sie war, sie kann nicht umgeschrieben werden. Aber ich habe versucht, ihr auf den Grund zu gehen – und ich bin ihr auf den Grund gegangen, so gut es ging. Dabei hat es mir wieder einmal ein Wort des großen Denkers Charles Peguy angetan. Über sein religiös, politisch und privat sehr abwechslungsreiches und Letztes einforderndes Leben hat er als sein Bekenntnis geschrieben: „Ich verleugne nichts von meiner Vergangenheit. Ich bin nur auf den Grund gegangen“ (2). Das hat sich für mich gut angehört. Und das hört sich auch für das Folgende gut an! Genau deshalb

habe ich den Titel geändert. Im Wortspiel des Titels soll sich nun Wesentliches aus meinem Leben zeigen.

Nach dieser Abklärung der Titelfrage will ich nun meine Absichten verdeutlichen: Was will dieses Buch? Worum geht es? Wozu soll es dienen? Ich hoffe, es klingt nicht zu vermessen, wenn ich das zentrale Anliegen, das auf jeder Seite durchscheinen soll, in dem Satz zusammenfasse: Es geht generell um den Fortbestand der Seelsorge meiner Kirche in einer qualifizierten und tief katholischen Form. Für dieses mein Anliegen begebe ich mich in diesem Buch insbesondere auf das Feld der Ideen. Kirchliche Seelsorge wird weitgehend mit Ideen gestaltet, mit einem Riesenangebot an Erfahrungen, Einsichten, Botschaften, Programmen und Handlungsanleitungen. Dieses Buch will nun einige Ideen, die Menschen erfassen und prägen bzw. auf denen Menschen sitzen, oder auch, die Menschen besetzen, ins Bewusstsein bringen und auf ihre Begründungen, Tragweiten und Folgen hin abklopfen. Es will sich dem Problem salutogener und pathogener (3), Leben fördernder und einschränkender Ideen stellen, Ideen, die Brot, aber auch Steine sein können, Lebensmittel oder faule Eier. Innerhalb der umfangreichen kirchlichen Ideenwelt geht es hier – flankiert von dem einen oder anderen brisanten Thema - speziell um die Idee der auferlegten Ehelosigkeit der katholischen Priester, oder anders ausgedrückt um die Idee der Bindung des Priesteramtes an die ehelose Lebensform. Es geht um eine Idee, um die innerkirchlich so heftig gekämpft wird wie um sonst nichts anderes, um eine Idee, die spaltet, und zwar nicht nur einzelne Individuen und einander zugetane Menschen, sondern ureigentlich die Logik der gottgegebenen Einheit von Mann und Frau und somit die Logik der Schöpfung. Wie es um diese Logik steht, will ich im Folgenden erhellen.

Ich hoffe weiterhin, dass es weder vermessen noch unangebracht ist, mit diesem Buch die Erinnerung an ein Wort der Bibel wach zu halten, das Gott zugeschrieben wird, bzw. das Ergebnis bester Schöpfungsreflexion ist: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht“ (Gen 2,18). Das ist eine gegenläufige Idee zum Single-Dasein in der Form des Zölibates, eine andere Art des Weltverständnisses und der Welterfassung – und erstaunlicherweise nach dem Text des Buches Genesis eine von Gott angeregte und angelegte Ordnung. Auch wenn diese Stelle in der religiösen Praxis oft beiseite gelassen oder sogar hintertrieben wurde, ist sie aus dem Corpus der Schrift nicht vertrieben worden. Sie ist uns erhalten geblieben. Sie drückt fern jeder Interpretationsmöglichkeit aus: Am Anfang der allen Christen heiligen Schriften lebt die Erinnerung an das schöpferische Tun Gottes im Blick auf Mann und Frau: Zwei Menschen werden einander zugewiesen – grundsätzlich und ausschließlich. Diese Zuweisung ist von klarer Bonität und gültig bis heute. Auch heute soll dieser zentrale Schrifttext leben, er soll von zwei aufeinander hin geschaffenen Menschen gelebt werden. Jean Paul soll nicht recht behalten, wenn er meint: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, woraus wir nicht vertrieben werden können“ (4). Der Sinn der Schöpfung

in Bezug auf Mann und Frau kann und muss auch heute gewährleistet, vertreten und propagiert werden. Er darf nicht fromme, stille und liebenswürdige Erinnerung bleiben.

Vor diesem biblischen Hintergrund soll mein Buch nun nicht nur die Zölibatsdebatte befruchten. Es soll auch Plädoyer und Propaganda für eine Lebensform sein, die für jüdische, christliche und islamische Menschen zu den zentralsten Einrichtungen ihres Gottes gehört. Bei dem desolaten Zustand vieler Partnerschaften und Ehen – der langjährige Familientherapeut des Bayerischen Rundfunks, Rolf Grigat, sprach schon vor Jahren von einem „unnenbar christlichen Elend“ (5) - bei den Problemen des Einzelnen, je nach Geschlecht ganz Mann oder ganz Frau zu sein oder bei der rasant anwachsenden Zahl der Singles bzw. der Scheidungen – aber auch bei der gesunden Einstellung von zufriedenen Paaren, ihr Glück nicht ins Schaufenster oder auf den Marktplatz zu stellen -, ist es gar nicht so einfach, für diese Lebensform zu werben. Sie muss aber im öffentlichen Interesse in ihrer Bedeutung neu gesehen werden. Dafür werbe ich generell und gerne. Ich werbe aber nicht nur aus den oben genannten religiösen und schriftgestützten Gründen, sondern aus anthropologischen, psychischen und soziologischen Einsichten in das Wesen des Menschen und erfahrungsgestützt aufgrund meines jahrelangen seelsorgerischen und therapeutischen Wirkens. In diesem Werben bin ich solidarisch mit der Kommentierung eines kürzlichen Urteils des Bundesverfassungsgerichtes durch Bischof Rudolf Voderholzer: „Ich möchte, dass das Wort Ehe lexikalisch und moralisch für das auf Dauer eingegangene Miteinander von Mann und Frau konserviert wird. Nur so bleiben Gesellschaft, Land und Welt erhalten“ (6).

Ich komme zurück zum Thema. Besonders werbe ich natürlich auch für diese Lebensform, und das ganz dezidiert, wenn es um Menschen im Dienst der Mitmenschen geht. Ich stelle hier der zölibatären Präferenz der katholischen Praxis, was die Auswahl ihrer Mitarbeiter betrifft, eine andere Präferenz gegenüber und wäge ab. Ich möchte zu der in meinen Augen doch vermessenen Selbstsicherheit, dass man das Leben besser alleine schafft, dass man gegen die Schöpfungsintention Gottes so tut, als genüge „Gott allein“, Notwendiges und Nützlichs sagen. Es wird ja niemand bestreiten, was dauernd zum Tagesgeschäft der Seelsorger, Therapeuten und sonstigen Menschendiener gehört, dass in ihrer Arbeit insbesondere versucht wird, Menschen aus ihrem Alleinsein, aus ihrer Vereinsamung wieder an Beziehungen heranzuführen, Menschen im Sturm des Lebens zu begleiten bzw. Berufsverbrannte wieder zum Leuchten und zum Glühen zu bringen. Und das sollen Out-Sider tun, Menschen, die selber an ihrer Einsamkeit leiden! Hier ist Inkarnation gefragt. Ich bin überzeugt, Eintauchen in die gottgegebene Beziehungswelt, persönliche Erfahrungen mit den Herausforderungen einer Partnerschaft und konstruktive Lebensbewältigung in einer Familie wirken pastoral überzeugender als große Worte und hehre Theologien. Dabei stellt sich aber auch das ernste Problem einer intensiven Vorbereitung auf die Zeit nach der Favorisierung der zölibatären Präferenz in der Kirche.

Ich werbe also bei einer von Männern dominierten Kleruskirche für die erneute Inkarnation, für das Zurückholen der göttlichen Idee, dienstbereite Männer (in einem anderen Kontext natürlich auch seelsorgebereite Frauen) nicht außen vor zu lassen, sondern eine Praxis zu korrigieren, Vorbereitungen zu treffen und Regeln zu schaffen, dass der künftige Dienst mit verheirateten Männern auch gelingt. Die Kirchenoberen stehen vor einer Richtungsentscheidung und müssen vielfach Farbe bekennen, unter anderem auch, ob man weiterhin Menschenliebe gegen Gottesliebe ausspielen darf, oder ob sich nicht gerade in der Liebe zur Schöpfung und zum Menschen die Liebe zu Gott zeigt und bewährt. Es geht heute wirklich um das Überleben der Kirche. Der Auszug ist nämlich katastrophal. Wenn ein renommierter tschechischer Priester die katholische Kirche mit einer Mühle vergleicht, „die zwar noch klappert, aber nicht mehr mahlt“ (7), dann müssen die Alarmglocken läuten. Wenn bei einem Jugendgottesdienst in meiner jetzigen Pfarrgemeinde (mit dem Diözesanjugendpfarrer) neben den Ministranten und Gestalterinnen und Gestaltern drei Jugendliche, ein paar Kinder und hundert meist ältere Erwachsene anwesend sind, dann überfällt mich als früheren Jugendpfarrer tiefes Unbehagen und große Trauer. Man kann weiter klappern – oder mit neuen Mühlen mahlen, d.h. aus kernigen und schöpfungs- und inkarnationskonformen Ideen Neues wagen. Jetzt ist meines Erachtens noch Zeit, sich gute Standortvorteile zu verschaffen und die Kirche für die Zukunft neu und gut zu positionieren. Es gibt keinen Auftrag Jesu, die Bedingungen und Begabungen der Schöpfung so pauschal zurückzuweisen, wie es zur Zeit mit der Bindung des Priesteramtes an die ehelose Lebensform der Fall ist.

Ich weiß, wie festgefahren die Debatte ist. Darum bemühe ich mich bei allen klaren Worten besonders um Fairness und Sachlichkeit. Ich will die Dinge beim Namen nennen, aber keine Fenster einwerfen, sondern dazu einladen, Fenster zu öffnen. Und nach einer Formulierung des Dichters Horaz gelingt es mir vielleicht, „ridenter dicere verum“, d.h. lächelnd und freundlich Wahres zu sagen – und eventuell auch, ein wenig gehört zu werden.

Ich habe großes Vertrauen in den Geist Gottes und die Geistgaben der Rationalität und Dialogfähigkeit des Menschen. Ich habe Ehrfurcht vor einem Vermögen, vor einer Gabe des Menschen, auf eine genügend gute Weise das Wahre zu finden. Ich glaube an eine Kraft, die in der Schöpfung und im Menschen wirkt und die bewirkt, dass sich das Richtige langfristig durchsetzt. „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ (8), haben wir schon vor langer Zeit von Theodor W. Adorno gehört.

Es ist mir noch besonders wichtig, ein Anliegen an die Frau bzw. an den Mann zu bringen: Ich schreibe dieses Buch in Ehrfurcht vor den Menschen und ihren Leistungen, die mit ihrer zölibatären Präferenz Gott und den Menschen mit ganzem Herzen und all ihren Kräften dienen und denen dieser Dienst offensichtlich auch gelingt. Ich habe selber 25 Jahre solchen Dienstes hinter mir und es liegt mir fern, diesen meinen Dienst oder den meiner früheren Kollegen zu diffamieren. Ich

schreibe aber auch aus einer tiefen mitgehenden Verbundenheit mit Priestern, die diese Lebensform täglich und oft ein Leben lang vor Zerreißproben stellt und für alle möglichen Symptomatiken anfällig macht. Und ich sehe mit tiefem Respekt die vielen, denen dieser Dienst verwehrt wurde bzw. die von diesem Dienst entbunden wurden oder freiwillig wie ich davon zurückgetreten sind. Ich weiß, wovon ich rede. Ich weiß, was all diese Schicksale bedeuten. An vielen Menschen ist eine Idee gelungen. An vielen guten Menschen hat aber auch eine Idee versagt bzw. ist eine Idee gescheitert – und dieses Scheitern hat oft diese Menschen – Männer und Frauen gleichermaßen – mitgerissen und kurzzeitig oder lebenslang beschädigt bzw. aggressiv oder depressiv gemacht.

Nun noch ein kurzes Wort zum Aufbau dieses Buches. Nach dieser Hinführung fasse ich in einem ersten Kapitel kurz zusammen, wo ich stehe, damit sich jeder auskennt, was ich meine und was ich will. Da geht es zunächst um den Geist, der dieses Buch prägt, um den Geist des 2. Vatikanischen Konzils, da geht es also um die Berufung des Christen zum Dienst am Dasein und an den Lebensbedingungen des Menschen, da geht es um den Mut, dem Bann von Ideen zu entkommen, die diesen Dienst gefährden bzw. erschweren. Im Hauptteil greife ich das Thema gute, wohltuende, lebens-, wachstums- und heilungsfördernde Ideen auf. Ich gehe in das Gebiet der theologischen Kosmologie und Anthropologie und frage, was diese Bereiche zum Verständnis und zur Organisation menschlichen Lebens zu sagen haben. Ich gehe in die religiöse Praxis glaubender Menschen. Ich klopfe an nichttheologische Türen und betreibe „Werkspionage“ bei den säkularen Wissenschaften, d.h. ich schaue, was Psychologinnen und Therapeuten für ihren Menschendienst motiviert und stützt. Ich kann dabei über interessante Phänomene aus dem therapeutischen Bereich berichten. Ich bin ja mit beiden Wassern und Abwassern – theologischen und therapeutischen – gewaschen, um mich auch ein wenig unterhaltsam zu äußern. Anschließend befasse ich mich dann mit dem Thema „gefährliche Ideen“, unter die meines Erachtens auch die auferlegte Ehelosigkeit fällt. Dieses Thema bekommt insofern noch einen besonderen Platz, als es ja auch den Bezug zu meinem erlebten Leben enthält, wo mir einiges vorgeschrieben war und wo ich einiges mitgeschrieben habe. Schließlich runden noch einige Ergänzungen und Ausblicke meine Arbeit ab. Noch etwas: Vielleicht spekulieren sie schon hier, was ich in meinem Schlusswort – als letztes Wort - wohl schreiben werde!

Zu meiner Person erhalten Sie, liebe Leserin, lieber Leser, während der Lektüre noch zahlreiche Informationen. Für den Moment möge Folgendes genügen: Ich bin 1939 geboren, habe Philosophie und Theologie studiert und nach meiner Priesterweihe 25 Jahre im kirchlichen Dienst gearbeitet. Nach vielen gesundheitlichen Rätselfällen, psychosomatischen Beschwerden, psychischen Fragestellungen, theologischen Erwägungen und harten inneren Kämpfen habe ich mich ideell, beruflich und persönlich neu formiert. Ich habe 1990 mein kirchliches Amt zurückgegeben und bin seitdem als Selbständiger in der nichtkirchlichen, aber bestimmt nicht

gegen- oder unkirchlichen systemorientierten Seelsorge- und Beratungsarbeit tätig. Meine Kirchlichkeit – wenn auch manchmal etwas anders verstanden und gelebt – mag jede Leserin und jeder Leser aus meinen Zeilen herausspüren. Ebenso möge man auch meine Überzeugung wahrnehmen, dass es in der Kirche grundsätzlich möglich, erstrebenswert und allen Lobes würdig ist, „denkend“ (9) zu existieren, wie es Romano Guardini vor fünfzig Jahren im Blick auf den großen Blaise Pascal in seinem Buch „Christliches Bewusstsein“ formuliert hat. Ich lasse es mir nicht nehmen, dass ich versuche, wie es bei bekennenden Christen sein soll, am und vom gleichen Strom zu leben, der von der Quelle der Schöpfung und von der Quelle Jesus Christus kommt. Von welchem Ufer aus man auf den Strom sieht oder vom Strom trinkt – das soll man nicht zu hoch spielen oder hängen. Wichtig ist, zu verstehen, was von diesem Strom Gutes zu holen und wofür es einzusetzen ist. Vielleicht interessieren sich manche, die meinen, dass ihr Ufer eine bessere Sicht auf den Strom biete oder die dortige Wasserqualität, das was sie schöpfen, besser zum Trinken geeignet sei, auch für die Sicht auf den Strom vom anderen Ufer aus und zeigen Interesse für das, was viele andere dem Strom entnehmen: Menschen, die ebenfalls versuchen, aus der Kraft des gleichen Wassers nach dem Beispiel des Elija (Siehe 1 Kön 19,8) ihren Weg des Glaubens zu Ende zu gehen.

Ein Wort des Dankes geht am Anfang dieses Buches zunächst an eine Kirche, in der ich aufgewachsen bin und die mich sicher bis an mein Lebensende bereichern, beunruhigen, ärgern und fordern wird, die mich auch nicht los wird und in vielen befreundeten Personen gar nicht loswerden will. Ein Wort des Dankes ergeht posthum an meine Eltern, die trotz aller Glaubensnöte ihren Glauben bis an ihr Lebensende gelebt haben, sowie auch an die Priester meiner Kindheit und Jugend, die bei all meiner Trauer über ihr oft lebenslanges Schweigen über ihre innere Situation für mich ein großes Vorbild waren und mir durch ihre Lebensart die Schönheit der Seelsorge erschlossen haben. Ein Wort des Dankes gilt allen, die meinen späteren Weg wissend und fördernd begleitet haben – ich nenne namentlich Bert Hellinger und denke an viele systemorientierte Therapeuten -, aber auch denen, die mich nicht verstanden haben, mir aber doch menschlich nahe geblieben sind. Danke auch den Vielen, die dieses Buch indirekt mitgeschrieben, und allen, die mich zur Veröffentlichung angestiftet und ermutigt haben. Ein besonderer Dank geht an Frau Margot Kapfhammer, die das Buch durchgearbeitet, von manchen Fehlern bereinigt und das ansprechende Cover gestaltet hat. Ein Wort des Dankes gilt dann dem Leben, das mich oft bis zum Letzten herausgefordert hat und sicher bis zu meinem Tod davon nicht ablassen wird. Insbesondere aber danke ich dem, der mich für dieses Leben wollte, der für mich hinter allem steht, der mit mir geht und Tag für Tag seine Sonne über mir – und wohlverstanden – über allen Menschen aufgehen lässt. Im Klartext: Dank dem Gott, an den ich mit vielen Anderen glaube, dem ich vertraue, und von dessen Geist und Bewegung ich mich mitnehmen lassen will.

Am Ende meines Vorwortes wünsche ich mir, dass Sie, liebe Leserinnen und Leser, wohlwollend mit mir umgehen. Ich bin weder Professor noch theologischer Schriftsteller, sondern Seelsorger, der heute noch mit beiden Füßen im Alltag steht und der täglich sich und Anderen theoretisch und praktisch Rede und Antwort geben will und muss. Sie werden in diesem Buch noch manches Ungefähre und Unausgegorenere, vielleicht sogar Widersprüchliches entdecken. Manche Seiten hoffen auf Ihre Zähigkeit und Ausdauer. Sie werden es sicher aber auch zu würdigen wissen, wie ich versuche, persönlich und im Heute glaubend, denkend und handelnd zu existieren. Sind Sie bitte auch gnädig mit mir, wenn sich aufgrund der unterschiedlichen Entstehungsgeschichte der einzelnen Kapitel Wiederholungen nicht vermeiden ließen. Besten Dank im Voraus!

Anmerkungen

1 Buch Tobit in: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980, 486 ff.

2 Charles Peguy, zit. in 30TAGE Nr.8/9, 1992 (Siehe auch Internet unter www.30giorni.it)

3 Siehe Sebastian Murken, Gottesbeziehung und psychische Gesundheit, Münster 1998, 55

4 Jean Paul´s sämtliche Werke, zwei und dreißigster Band, Berlin 1842, 80

5 Persönliche Erinnerung an einen Vortrag von Rolf Grigat 1992 in Rosenheim

6 Zit. in Landauer Zeitung vom 14.06.2013, 8

7 Tomás Halík, Nachgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012, 102

8 Sentenz des Philosophen Theodor W. Adorno in: Minima Moralia, I, 18; Gesammelte Schriften, Bd.4, Frankfurt am Main 2000, 19

9 Romano Guardini, Christliches Bewusstsein, München 1962, 7

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Hinführung zum Thema - Leitende Interessen

Die Zölibatsidee hat im Laufe der Kirchengeschichte Schule gemacht, große Schule. Heute steht sie zur Debatte. Es geht dabei je nach Blickwinkel um den Eheverzicht der katholischen Geistlichen bzw. um die als Pflicht auferlegte Ehelosigkeit. In der Ordnung der Dinge gehört der priesterliche Zölibat zum Corpus der Ideen, mit denen die katholische Kirche ihren Sendungsauftrag organisiert. Ich habe mir mit diesem Buch das Ziel gesetzt, diese Idee im Blick auf ihre Begründungen, Tragweiten und Folgen abzuklopfen. Bei diesem Mühen lasse ich mich von einigen Ereignissen, Gedanken und Fakten leiten, die ich vorab erwähnen möchte.

In einem ersten Beitrag sage ich ein Wort über mich: Ich verstehe mich als ein dem Zweiten Vatikanischen Konzil „erwachsener“ Christ. Ein zweiter Beitrag betrifft den Kern dieses Konzils: Das 2. Vaticanum verstand sich als Glaubensdienst an der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“. Ein dritter Teil beschäftigt sich mit der begründeten Sorge um die in vielen Bereichen noch ausstehende Umsetzung des Konzils.

Kapitel 1 Erwachsen aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil

Mit vielen Menschen ringe ich um die Gestaltung und Bewältigung meines Lebens. Und viele holen sich bei mir Anregungen zur Gestaltung und Bewältigung ihres Lebens. Beides braucht hohen Denkeinsatz, Dialogfähigkeit und gute inhaltliche Einsichten und Ideen. Zur Erkenntnis und Findung meiner Daseinsbestimmung und zum verantwortlichen Umgang damit benütze ich viele Quellen, religiöse, philosophische, naturwissenschaftliche und so weiter. Traditionelle Meinungen und moderne Wissenschaft ziehe ich gleichermaßen in Betracht.

Damit sich Leserinnen und Leser mit mir und der generellen Absicht dieses Buches auskennen, damit ich mit meinen Ansichten und Einstellungen einzuordnen bin, gebe ich einige Grunddaten bekannt. Die Herangehensweise an das Thema ist ja auch eine persönliche: Der Inhalt ist gefärbt und durchtränkt von meinem persönlichen Glauben, Leben, Denken und Handeln, von meinem Ringen um Einsichten, vom Dialog mit Mitmenschen und mit zeitgenössischem Denken und Forschen. Im Klartext: Ich verstehe mich und schreibe als Christ, als vom Katholizismus geprägter Christ, als gewählter Mitgestalter und Anhänger der Grundideen der von 1971 – 1975 tagenden „Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland“ (1), und vor allem sehe ich mich nicht als „Kind“ des 2. Vatikanischen Konzils (1962 - 1965) (2), sondern als ein aus diesem Konzil „erwachsener“ Mensch. Und hier wieder vor allem als großer Anhänger der Konzilskonstitution „Gaudium et Spes“ (Deutscher Titel meist: „Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute“). Dort steht gleich am Anfang der unüberbietbare faszinierende und ebenso herausfordernde Satz: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (3).

Hier ist kurz und bündig und ohne Trivialitäten das Wesentliche gesagt, was meiner Lebenshaltung und meinem Dienst zugrunde liegt, womit ich meinen Dienst am Menschen organisiere, was mich bewegt und prägt und was hoffentlich aus allen Seiten meines Buches herauszuhören ist - und so vielleicht zusätzlichen Appetit zum Lesen und Bedenken macht. Aus dem Bereich der vielen Ideen, die heute zur Lebensgestaltung und Lebensbewältigung angeboten werden, ragen diese Sätze des Konzils wie ein Leuchtturm hervor. Sie passen zu meinem Selbstverständnis als Individuum und als soziales Wesen, sie sind für mich Gestaltungsauftrag, sie verlangen Einsatz, sie versprechen mir aber auch Hilfe durch andere. Letztlich drücken sie ja nichts anderes als die allgemeine Berufung eines jeden Christen aus, zu geben und zu nehmen, auszuteilen und zu empfangen. Und schließlich charakterisieren sie auf einmalige Art und Weise den Dienst, den Jesus der Menschheit getan, empfohlen und befohlen hat. Ich bekenne mich zu diesem Selbstverständnis,

zu dem sich ein großes Konzil bekannt hat und an dem es die Qualität der Kirche misst.

Niemand hat in meinen Augen die festlichen und doch so ernsten Worte, die das Konzil vor 50 Jahren über den Dienst der Kirche formuliert hat, so schön und trefend charakterisiert und interpretiert wie der tschechische Priester, Theologe und Soziologe Tomáš Halík. Er schreibt: „Diese Worte klingen fast wie ein Ehe-Gelöbnis: Die katholische Kirche gelobt dem modernen Menschen Liebe, Achtung und Treue in guten wie in schlechten Zeiten“ (4). Noch einmal: Welche Vision, welche Wertsetzung, welches Selbstbild der Kirche! Und wie strahlt eine solche Vision, eine solche Bewertung, ein solches Bild zurück, wenn das Gelöbnis, wenn das Versprechen eingehalten wird. Jeder Seelsorger, der sich vom Geist der PastoralKonstitution des Konzils erfassen lässt, erlebt immer wieder dieses positive Feedback.

Tomáš Halík weiß natürlich wie jeder im pastoralen Dienst Tätige: Liebe, Achtung und Treue zu den Menschen haben eine personelle und eine materielle Seite. Liebe, Achtung und Treue brauchen Personen, ein gutes personales Angebot. Und sie brauchen ein gutes ideelles und ein umfangreiches und zum Leben passendes Sachangebot. Die Personen müssen integer sein und die Ideen müssen stimmen. Im Folgenden wird es vor allem um Ideen gehen, genauer um die Verantwortung der Kirche für ihre Ideen und Anschauungen, für deren Begründungen und Überprüfung auf Tauglichkeit, Nutzen und Schäden. Dafür hat die Kirche ihre Theologen, die sich mehr Gedanken machen müssen als einfache Menschen, was fördernd und was gefährlich ist, was verkauft werden kann und was vom Markt zu nehmen ist.

Mit diesen Ausführungen habe ich nun die Türe geöffnet zu meinem Selbstverständnis und zum Verständnis dieses Buches, genauer gesagt zu dem, wie ich verstanden werden will und wie dieses Buch verstanden werden soll. So komme ich wieder zurück zu den ersten Zeilen dieses Beitrages. Ich muss als Christ mein Dasein bewältigen. Ich stehe aber ebenso als Glied der Kirche im Dienst der Daseinsbewältigung meiner Mitmenschen. Ich bin dezidiert auch Mitmensch. Und ich wollte dies in der Lebensform des katholischen Priesters sein.

Anmerkungen

- 1 Siehe „Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland – Offizielle Gesamtausgabe“ Freiburg im Breisgau 1976, Ergänzungsband ebd. 1977
- 2 Karl Rahner – Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg im Breisgau 1969
- 3 Ebd. 449
- 4 Tomáš Halík, in einem Interview mit Christian Modehn, Die Nacktheit der Christen, in Publik-Forum 10-2012, 24 - Siehe auch Tomáš Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012

[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)

[Zurück zum Anfang dieses Kapitels](#)

Kapitel 2 Der Dienst, wie ihn das Konzil träumte

Als Überschrift über mein Leben gefiel mir schon früh der von irgendwo her aufgetauchte Gedanke, in meiner Person mit meinen Möglichkeiten und Grenzen den Dienst fortzusetzen, den Jesus der Menschheit getan hat. Das wollte ich. Das will ich auch heute noch. Und wie ich mich kenne: Morgen sicher auch noch. Auch dieses Buch will dies. Ich habe einst in jungen Jahren als Form des Dienstes das Priestertum der katholischen Kirche gewählt, weil ich die Kirche als Einrichtung erlebt hatte, die den Menschen gute Begleitung anbot und die die entsprechende Infrastruktur aufwies. Als Kind und Jugendlicher hatte ich die Kirche mit meinem damaligen Auffassungsvermögen, für meine Begriffe und für mein Begreifen als höchst eindrucksvoll und wertvoll wahrgenommen. Das gilt mit diversen Einschränkungen auch heute.

Dann kam das Zweite Vatikanische Konzil. Diese Kirchenversammlung vor 50 Jahren hat unser menschliches Dasein wie noch kein Konzil vorher angesprochen. Wie selbstbewusst und verheißungsvoll klang der neue Ton: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute...sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (1). Dieser kurze Textauszug nimmt das Dasein des Menschen und das wahrhaft Menschliche in einer Weise zur Kenntnis, wie es vorher noch nie der Fall war. Der Inhalt des Textes war für viele Menschen der Konzilszeit eine neue ungewöhnliche Wortwahl – und nicht nur dies: Der Text präsentierte ein Selbstbewusstsein, das die Jünger Jesu in den folgenden Jahren immer wieder selbst erschreckt hat und oft nicht nur einen Schritt zurückgehen ließ. Im Klartext heißt dieses neue Selbstbewusstsein: Die Jünger Jesu nehmen voll und ganz am Leben der Menschen teil. Das Dasein, das Leben, die Welt können, sollen und dürfen bei ihnen ankommen. Nichts ist ihnen fremd. Keiner Situation gehen sie aus dem Weg. Sie sind nach einem Wort von Kardinal Walter Kasper „dem Leben auf der Spur“. Die Welt darf die Jünger Jesu fordern, ja, so wird vom Konzil erklärt, die Welt kann die Kirche sogar ungemein bereichern. Und dies können und dürfen sogar die Gegner der Kirche (2). Als „Gegenleistung“ kann die Welt mit der Liebe, Achtung und Treue der Jünger Jesu rechnen und deren religiöses Potential nutzen (3).

Das Konzil war dezidiert ausgerichtet auf den Menschen und sein Dasein in dieser Welt, auf das einmalige und oft so unverständliche Dasein von uns allen, auf die Gegebenheiten der frohen Stunden und der traurigen Zeiten. Vor allem aber trieb das Konzil die Sorge um die Bewältigung dieses Daseins um, das für viele Menschen so fordernd und oft auch überfordernd ist, und das einen Zustand erreicht hat, der nach einer Einschätzung des Philosophen Peter Sloterdijk die Mehrzahl der Menschen im „Konsensus (übereinstimmenden Eindruck, Anm. d. Verf.) des

mittleren Unglücks“ (4) sieht. Was es mit diesem Dasein auf sich hat, auf das sich der Dienst der Kirche bezieht und wofür es gute Jünger Christi braucht, versuche ich mit den folgenden Zeilen kurz zu skizzieren.

Dasein, unser menschliches Dasein ist durch Faktizität gegeben. Die zentrale Tatsache unseres Selbsterlebens besteht darin: Wir sind da, wir existieren, wir sind am Leben. Dieses Faktum gehört zu unserer existentiellen Signatur: Wir sind nicht gefragt worden, ob wir da sein wollen, wir, die eigentlich überall gefragt sein, die überall mitbestimmen wollen. Man hat uns auch nicht bei unserem Eintritt in die Welt über das Woher und Wohin belehrt. Kein Gott stand am Eingangstor des Lebens, bat um unsere Unterschrift und Zustimmung oder gab uns ein Leitblatt in die Hand. Wir stehen also mit unserer Existenz vor einer „vollendeten Tatsache“. Wir sitzen irgendwie im festen „Gehäuse“ eines Daseins, das uns einlädt, herausfordert und irgendwie auch zwingt, den tiefen Logos dieses Daseins zu suchen, dieses Dasein auf sich zu nehmen, ihm nicht auszuweichen, nicht vor der Last zu fliehen, nicht die Verantwortung für dieses Dasein abzugeben. Alles in allem: Unser Dasein meldet hohen Denk- und Handlungsbedarf an. Wir sehen ja, was los ist, wie Menschen – oft wir selbst - überhaupt nicht zum Dasein erwachen, oder ihr Dasein verplempern bzw. - wie wir es heute immer mehr erleben - ihr Dasein freiwillig aufgeben.

Hoher Denkbedarf, gute Gegenmelodien und Gegenbeispiele sind auch angesagt angesichts harter Philosophien, Theorien und Aussagen zum Dasein. Da gibt es den Geist der Verneinung, den Protest gegen unsere ungefragte Anwesenheit, die Revolte gegen die Zumutung des Daseins, den Willen zum Nicht-Sein. Es gibt den permanenten Existenzstress und permanente Krisen, es gibt die eigene Negation durch Drogen und Rausch, und - wie schon erwähnt - die Abmeldung durch Selbstmord, weil etwa das Leben nur als „absurdes Theater“ bzw. als „plumpe Zumutung“ erfahren und verstanden werden konnte. Jeder von uns kennt die Resignation: „Ich kann nicht mehr“, „Ich krieg es nicht mehr hin“, „Ich bin am Ende“. Wir lesen die an die Wand geschriebene Verzweiflung eines Fünfzehnjährigen nach dem Tod seines Vaters: „I hate my life and I want to die“ („Ich hasse mein Leben und will sterben“) (5), oder begegnen der Anklage des Kindes gegen die eigenen Eltern: „Dass ich da bin, das hättet ihr euch sparen können“ (6). Die Jünger Jesu sind von der Situation gefragt und eingeladen wie noch nie: Bitte einsteigen! Aber wofür und wie ausgestattet?

Wofür? Sicher dafür, dass Menschen durch das Dasein der Jünger zum Dasein erwachen, ihr einmaliges Dasein akzeptieren, Sympathie für ihr Dasein entwickeln, dass sie Wurzeln schlagen können, ihren Ort, ihr Zuhause finden, dass sie sesshaft werden, ihren festen Platz haben, dass sie nicht nur Gast auf Erden und Fremdlinge sind, dass sie mit ihrem Dasein zurecht kommen, es in die Hand nehmen und sozial- und ökologieverträglich gestalten lernen, dass sie Verantwortung überneh-

men, ihr kostbares Leben nicht sinnlos vertun, verträdeln oder verpulvern, dass sie ihre Zeit nicht totschiessen, dass sie eine Deutung für ihr Leben gewinnen, echte Augenzeugen werden, anhören und begreifen, wie sich Leben ver-„steht“ und wie Leben „geht.“ – und schließlich, wenn ihre Zeit um ist, ihr Dasein in größere Hände legen können und es dort geborgen wissen.

Hier treffen sich übrigens konziliare Analyse und Zielsetzung mit der modernen Philosophie, die in Anbetracht unserer Daseinskrise über einen ihrer maßgebenden Vertreter, über Peter Sloterdijk (7), ebenfalls Maßnahmen fordert, damit es für die Zeitgenossen zu einem „Weltaufgang“ kommt, zu einem „Zur-Welt-Kommen“, zu einer „Ansiedlung von tragendem Sein“, zu einer „Einpassung in gute Totalitäten“, zu einem „Hineinwachsen in Realitätsgruppen“. So sollen Menschen zu einer „Weltfreundschaft“ gelangen, ihre Existenz „persönlich“ übernehmen, ihre „Planstelle in der Schöpfung“ einnehmen, und ihr „Haus“ gegen alle „Hauslosigkeit“ beziehen. Dabei sollen sie sich dem Appell der Dinge und Fakten stellen und die Bedingungen einer Ordnungszintelligenz kennen lernen.

Die Jünger Jesu werden gebraucht wie noch nie zuvor. Genauer nachgefragt: Wofür noch? Ein entscheidender Punkt ist bereits oben angeklungen: Dienst am Dasein ist nicht nur ein Dienst am oft so schweren Ja zum Dasein, es ist auch ein Dienst am Ja zum Sosein, zum nicht veränderbaren „Design“ unseres Daseins. Was ist damit gemeint? Nichts anderes als dieses: Der Jünger Jesu muss auch die wesentlichen Formate des Lebens der Menschen, ihre anthropologischen Grundkonstanten bedienen, die so genannten „Existenzialien“. Das sind Wirklichkeiten, die zum unumgehbaren „Design“ des Menschen gehören, zu dem, was nicht folgenlos außer Acht gelassen, beiseite geschoben oder weggelassen werden darf. Unser zum Dasein gehöriges „Design“ muss vielmehr sorgfältig wahrgenommen und gestaltet werden. Was heißt das aber genauer?

Was mit „Existenzialien“ gemeint ist, lässt sich so verstehen: Aus unserer menschlichen Existenz ergeben sich bestimmte Strukturen, aus ihr sind bestimmte Ordnungen herauszulesen. Man kann sie unter den Begriffen existentielle Signaturen, Lebensformatierungen, anthropologische Grundkonstanten oder kurz und bündig unter dem Begriff „Existenzialien“ beschreiben. Eine verständliche Definition dessen, was „Existenzialien“ sind, kann man der Darstellung von Rupert Lay entnehmen, wenn es bei ihm heißt, das Menschsein werde gebildet von Wirklichkeiten, in denen der Mensch „so sehr wurzelt, dass er sich von ihnen nicht trennen kann, ohne zu verkümmern oder zugrunde zu gehen, ähnlich wie ein Baum verkümmert oder eingeht, wenn man seine Wurzeln schädigt oder die Verbindung zwischen Wurzel und Stamm (partiell oder total) unterbricht“ (8). In diesem Bild wird deutlich, dass wir Menschen in ganz bestimmten Schuhen stecken, die wir nicht ohne weiteres ausziehen können.

Als Existenzial bezeichnet man also eine Wirklichkeit, die das Wesen des Menschen betrifft, die zum Seinscharakter des Menschseins gehört. Karl Rahner hat sich zu seiner Zeit eingehend mit den übernatürlichen Existenzialien des Menschen beschäftigt und betont, dass in all unserer Verlorenheit, in allen Umständen unseres Lebens Heil da ist, „dass alle Menschen dauernd unter dem sich in ihnen real auswirkenden Gnadenangebot stehen“ und dass dies „eine dauernde und unausweichliche Situation des Menschen“ (9) sei.

Zu den dauernden und unausweichlichen Situationen gehören aber auch unsere natürlichen Existenzialien, auf die es hier vor allem ankommt, beispielsweise unsere Individualität (unser Bei-Sich-Sein), unsere Rationalität (unser Im-Geistigen-Zuhause-Sein), unsere Weltlichkeit (unser In-der-Welt-Sein), unsere Sozialität (unser Miteinander-Sein), unsere Geschlechtlichkeit (unser Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein), unsere Zeitlichkeit (unser zeitlich begrenztes Dasein), unserer Religiosität (unser Gebunden-Sein an das Ganze) usw. (10).

Existenzialien sind nicht hinterfragbar. Sie gehören zur vorgegebenen geschenkten und zu gestaltenden menschlichen Natur. Sie sind geschenkt, wir haben aber für sie einen Gestaltungsauftrag. Dafür gibt es allerdings oft keine konkrete Bedienungsanleitung. Darum legen wir oft Sachverhalte so und so aus. Manchmal entsprechen wir ihrem Sinn, manchmal verfehlen wir ihn. Das hat Folgen. Denn das Existierende, auch die Existenzialien haben eine innere Logik, die im Grundsätzlichen nicht von uns hergestellt wird oder nach Belieben von uns gestaltet werden kann. Diese Logik müssen wir erforschen, entdecken, prüfen, ihr zustimmen und folgen. Falsche Auslegungen und Selbsttäuschungen können krankmachende bzw. tödliche Folgen haben. Die vorgegebene menschliche Natur kann nicht verneint werden. Wir können die Dinge auch nicht so oder so auslegen. Entweder finden wir ihren Sinn, entsprechen ihm oder wir verfehlen ihn. Die Welt ist keine von uns hergestellte und nach unserem Belieben gestaltbare Offenheit. Der Jünger Jesu muss auch in der Gestaltung seiner Existenzialien eine gute Figur machen. Exzesse und Verkürzungen, noch weniger Vermeidungen nimmt das Leben nicht hin.

Wir müssen uns natürlich Gedanken machen, wie die gute Figur aussieht, welche Ausstattung vonnöten ist. Das Konzil hat den Jüngern Jesu ihre Stellenbeschreibung ziemlich leichtfertig vor die Füße geworfen. Das fordert natürlich die Frage nach der gegenwärtigen Realität heraus. Welche Figur machen die Jünger Jesu heute im Allgemeinen? Wie schaut die Situation in Wirklichkeit aus? Es gibt aufgrund nicht nur meiner Erfahrungen zwei Wahrheiten. Es ist zweifelsohne wirklich wahr: Es gibt unter den Jüngern Jesu viele wunderbare nahe Menschen und wunderbare nahe Gottes- und Menschendiener, die da sind, die voll und ganz im Leben der Menschen da sind, denen nichts wahrhaft Menschliches fremd ist, die dem konkreten Dasein nicht ausgewichen sind, die ihr Dasein angenommen haben, die in ihm verwurzelt sind, die die Kunst gelernt haben, ihr Dasein zu gestalten, es

für andere in den Dienst zu stellen und es wieder abgeben zu können, wenn ihre Zeit zu Ende ist. Es ist aber auch wahr: Manche Gottesleute sind nicht da, oder nur halb da. Manche kommen nicht ran an die Menschen, kommen nicht ran an bestimmte Bereiche oder dürfen nicht ran kommen. Wie fremd sind manchen Amtsträgern Rationalität und Geistigkeit, wie fremd sind Beziehungen, wie fremd sind Frauen, wie fremd ist Familienleben, wie weit weg abhängiges Arbeitsleben. Und wenn manche dann doch ran kommen, knicken sie ein... Diese Situationsanalyse mündet in die Erkenntnis: Die Konzilsaussage hat ihre Tücken: Der Scheck ist vielfach ungedeckt.

Die Frage ist also unumgänglich: Welchen Boden braucht der Jünger Jesu, und hier vor allem der bestellte Amtsträger? Wie muss er sich in der Welt von heute positionieren? Woran darf er nicht vorbei gehen? Wie muss er selber existieren, wenn er Existenzen beraten und sichern will? Wie muss er im Dasein gehalten sein, damit er halten kann? Wo und wie muss er verwurzelt sein, damit er Menschen zu ihren Wurzeln führen kann? Wie muss er bedient sein, damit er dienen kann? Wie muss er begleitet sein, damit er begleiten kann? Wie muss er dran sein, wenn er ran will? Wo muss er selber drinnen sein, dass er bei anderen rein kann? Was muss er gehört haben, damit er etwas zu sagen hat? Es geht mir hier vor allem um lauter irdische Wirklichkeiten und Bedingungen. Die speziellen überirdischen Wirklichkeiten haben in der traditionellen Ausbildung ihren klaren und unaufgebbaren Platz. Trotzdem erwähne ich sie kurz.

Zum speziellen „Design“ des heutigen Priesters muss sicher gehören, dass er theologisch und spirituell kompetent ist und das Handwerkszeug der Pastoral kennt. Er muss ein geistlicher Mensch sein, erfahren und bekannt mit der Sinnwelt der Schöpfung und der Botschaft Jesu.

Zum generellen „Design“ gehört vor allem, dass er um seine Existenzialien, um seine Lebensbedingungen weiß und sich für seinen Dienst genügend gut ausstattet. Er wird um folgende Lebensformatierungen nicht herumkommen, ohne zu verkümmern, frustriert zu sein oder zugrunde zu gehen: Sicher nicht um eine persönliche innere Stabilität und Festigkeit, um ein Zuhausesein in der Welt des Geistes, um eine genügend gute soziale Kompetenz, um die partnerschaftliche Ausrichtung aufgrund seiner Geschlechtlichkeit, um ein ökologisches Denken, um seine Raum- und Zeitgebundenheit, um die wichtigsten Existenzialien zu nennen. In all diesen anthropologischen Grundkonstanten muss er sich sein Dasein genügend gut aneignen. Wenn nur ein wichtiges Existenzial fehlt, gerät der Mensch in eine Schieflage. Mir ist es einst so passiert.

Ich lege eine theoretische Überlegung vor: Man stelle sich vor, ein Priester weicht seiner sozialen Verantwortung aus oder lebt in Saus und Braus oder er verstößt gar durch seine theologische, spirituelle und pastorale Inkompetenz gegen sein speziel-

les „Design“ – er wäre untragbar. Wenn er aber seiner geschlechtlichen Signatur ausweicht, wird das hingegenommen und sogar hoch geachtet. Dabei ist er weg von einer wesentlichen Bühne des Daseins. Auch in Bezug auf seine Geschlechtlichkeit, in der Ausrichtung auf einen Geschlechtspartner, für eine Frau da sein, voll und ganz da sein, müsste sich ein Gottes- und Menschendiener genügend gute Kompetenzen aneignen. Wie weit sind wir noch von einer gott- und schöpfungsbetragenen ideologiefreien und ganz pragmatischen Anthropologie entfernt! Dabei hat schon der 1. Timotheusbrief den Versuch unternommen, das Existential des Mannseins („ein Mann ohne Tadel“) und der familiären Gebundenheit („ein guter Familienvater“) als Bedingung für die Eignung zum Vorsteher heranzuziehen. Dazu passend bezeugt der 1. Timotheusbrief noch eine weitere tiefe und zutreffende Einsicht bzw. Anfrage: „Wer seinem eigenen Hauswesen nicht vorstehen kann, wie soll der für die Kirche Gottes sorgen?“ (1 Tim 3,1-7). Allerdings war diesen Worten aufgrund der asketischen und eschatologischen Schiefelage der Zeit leider wenig Erfolg beschieden.

Das Fazit, das man aus dem heutigen anthropologischen Wissen, aus einer guten Theologie und einer ernsthaften pastoralen Bestandsaufnahme ziehen kann, ja ziehen muss, ist eindeutig: Man darf in wesentlichen Punkten nicht ungestraft an seinem Dasein, an seinem Menschsein, an seinen Existenzialien vorbeigehen, ihnen ausweichen und sich nach der Art der antiken Asketen entschließen, sich einmauern zu lassen, sich zu kasteien oder lebend tot zu sein. Man darf keine Wege des Nicht-Daseins gehen, auch nicht propagieren. Verzicht auf das Existenzial Beziehung ist letztlich ein zentraler Weg zum Nicht-Dasein in der Welt, und eine hochgelobte Grenzüberschreitung aus dem realen in ein fiktives Leben. Dabei muss der Jünger Jesu, auch der Amtsträger, in einer Form sein, in der das Leben widerhallt, jede Art von Leben, vor allem und gerade auch das Leben als Mann, als Frau, als Partner, als Mutter, als Vater. Was ist das für eine Vision, für ein Lebensprogramm, zu sterben, bevor man gelebt hat. Der amerikanische Erzbischof Rembert Weakland spricht es aus, worum es beim Verzicht auf das Existenzial Mann-Sein wirklich geht: „Ich kam zu der Erkenntnis, dass das Zölibat nur dann einen Sinn macht, wenn es im eigenen Bewusstsein vor allem mit einschloss zu sterben. Dann hören menschliche Beziehungen auf, eine Bedeutung zu haben. Man hat dann die Grenze überschritten in ein neues Leben, allein mit Christus“ (11). Kurz vorher – wie spannend - hatte er noch die Erfahrung beschrieben: „Ich nahm sehr bald wahr, dass eine Beziehung zu Jesus Christus...nicht die Leere zu füllen vermochte, die aus dem Fehlen...eines anderen Menschen erwuchs“ (12). Zugespitzt soll also im Leben und im Herzen des katholischen Priesters nur das Ende, das Sterben und der Tod - für viele das Unmenschlichste - Widerhall finden und nicht die Fülle des Lebens, eine Fülle mit soviel wahrhaft Menschlichem an Freude und Hoffnung, Trauer und Angst usw. Die Ehre Gottes ist nach dieser Theologie der abgestorbene, der tote Mensch. Das hat das Konzil sicher nicht gemeint – und auch nicht der selige

Irenäus von Lyon, der in der Frühzeit des Christentums das Gegenteil betont hat: „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch“ (13).

Ich will im Blick auf die Zielsetzung dieses Buches vier Existenziale besonders würdigen, die – die religiöse Kompetenz vorausgesetzt - vorrangige Bedeutung für den kirchlichen Dienst haben und nach Beachtung und Einlösung rufen: die Existenziale unserer Schöpfungsgebundenheit, unserer Geistigkeit, unserer Geschlechtlichkeit und unserer Geschicklichkeit im Tun. In diesen menschlichen Grundkonstanten zuhause zu sein, vorbildhaft zuhause zu sein, darin sehe ich einen zentralen Ruf der Zeit. Das Gegebene und zu Gestaltende muss wieder die Bedeutungshoheit erlangen, damit der Dienst der Jünger Jesu gelingt. Ohne kritische Selbstbefragung und Kursänderung muss wohl die Pastoral nach Ansicht nicht weniger eines Tages Konkurs anmelden. Solches möchte man sich besser nicht ausdenken. Und ebenso schlimm ist es, wenn sich herausstellen würde: Ein Konzil hat den Mund zu voll genommen, weil die Jünger Jesu „offside“ bleiben.

Anmerkungen

1 Karl Rahner – Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg i.Br.,1966, 449

2 Ebd. 494-495

3 Ebd. 488-494

4 Peter Sloterdijk, Weltfremdheit, Frankfurt am Main, 1993, 281

5 Persönliche Erfahrung

6 Persönliche Erfahrung

7 Ich verweise hier besonders auf die literarischen Werke von Peter Sloterdijk.

8 Rupert Lay, Manipulation durch Sprache, Hamburg 1980, 54

9 Karl Rahner, Übernatürliches Existenzial, in Sacramentum Mundi, Theologisches Lexikon für die Praxis, Freiburg im Breisgau 1967, 1298 f.

10 Näheres bei Rupert Lay bzw. im Internet unter „Existenzialien“

11 Zit. in Wunibald Müller, Liebe und Zölibat, Kevelaer 2012, 108

12 Zit. ebd. 108

13 Zit. ebd. 22

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 3 Der Kirche läuft die Zeit davon – Die Vergangenheit schlägt zurück

Dieses Buch ist sicher ein gewagtes Buch. Es geht ja um die Macht einer Idee, um die Idee (und das Faktum) der Ehelosigkeit des katholischen Priesters. Und es geht um die Entmachtung und Infragestellung zumindest der Absolutheit dieser Idee. Ich spüre eine gewisse Beklemmung angesichts dieses Wagnisses. Über die Zölibatsdebatte offen zu schreiben – allein durch diese Tatsache entzieht man sich zwar einerseits der Macht und dem Bann dieser Idee, andererseits wird einem dadurch aber auch vielfach die Möglichkeit des Dialogs entzogen. Darüber muss man sich im Klaren sein.

Ich betrete bei dieser Debatte die Welt der Ideen. Ideen haben es in sich. Manche Ideen überraschen uns ob ihrer Kühnheit. Andere lassen uns kalt. Wieder andere Ideen bannen uns. Wir werden – vor allem als Kinder und Jugendliche - direkt in sie hinein gezogen, vor allem, wenn sie von lieben und geschätzten Menschen vertreten werden. Ideen scheinen oft so einleuchtend zu sein. Wir nehmen aber nicht wahr, was in Wirklichkeit hintergründig geschieht, wie wir durch Ideen, Vorstellungen, Bilder, Geschichten immer wieder betört und hinter das Licht geführt werden. Darum braucht es Wachheit und Mut.

Der Theologe und Therapeut Bert Hellinger hat die Alternative zum Bann durch Ideen in folgende Worte gefasst: „Manchmal kommt dann einer, der den Mut hat, hinzuschauen und den Bann zu brechen. Wie etwa jenes Kind, das in der außer sich geratenen Menge auf den umjubelten Diktator zeigt und laut vor allen sagt, was alle wissen, doch keiner sich zuzugeben traut: ‚Der ist ja nackt!‘. Oder auch wie jener Spielmann, der sich an den Rand der Straße stellt, auf der ein Rattenfänger mit seiner Kinderschar vorbeiziehen muss. Er spielt ihm eine Gegenmelodie, die einige aus dem Gleichschritt bringt“ (1). Als solche leise Gegenmelodie verstehe ich diese meine Arbeit.

Zurück zu den Ideen! Eigentlich sind ja alle Ideen Menschengebilde und immer kritisch zu begleiten. Was mein Wagnis und meinen Mut betrifft, die Idee des zölibatären Lebens zu hinterfragen, habe ich unter anderem ein großes Vorbild gefunden, von dem ich viel gelernt habe. Ich nehme Maß am Freiburger Neurobiologen Joachim Bauer, der in seinem Buch „Prinzip Menschlichkeit“ (2) ein dominantes anthropologisches Denkmodell aufs Korn genommen hat, das die abwegigen soziobiologischen Prinzipien des Kampfes ums Dasein und eines den Genen von Natur aus eingebauten Egoismus zur Antriebsfeder des Lebens erklärte – Ideen, die leider den heutigen Weltanschauungsmarkt und die globalen Handlungsweisen weitgehend dominieren. Bauer bezog sich in seiner mutigen Arbeit vorwiegend auf die Auseinandersetzung mit der Schule um Richard Dawkins (3) und deren geistesverwandten Vorläufern, die den Menschen primär für selbstsüchtig, auf Eigen-

nutz und eigenen Vorteil aus erklärten. Der neurobiologische Forscher hat sich, wie er selbst sagte, in dieses „verminten Gelände“ (4) gewagt und eine Ideologie fachlich entmachtet, die wie ein Wolf im Schafspelz sich in die Gehirne und Lebensweisen vieler Menschen eingeschlichen hatte. Auf verständliche, freundliche und kundige Art weist Bauer nach: Wir Menschen sind auf gelingende Beziehungen hin konstruiert. Wir sind auf soziale Resonanz und Kooperation angelegte Wesen. Nichts aktiviert uns mehr als „das Erleben positiver Zuwendung und – erst recht – die Erfahrung von Liebe“ (5). Der Mensch ist von seiner Natur her auf Solidarität und Gerechtigkeitsdenken geeicht. Kampf, wilde Aggression und Egoismus sind keine Grundbausteine für ein Menschenbild. Dieser Mut von Joachim Bauer, dem Main-Stream, der Hauptmeinung der Soziobiologie zu widersprechen, ist für mich vorbildhaft. Der anerkannte Forscher hat hier eine gängige, beliebte und weitgehend unreflektierte Theorie mit zunehmend sichtbaren verheerenden Folgen ausgehebelt und von fachkundiger Seite her einen wesentlichen Baustein zu der Frage beigetragen: Was sind wir Menschen von Natur aus? Für welche Art von Leben sind wir geschaffen?

Die Bücher von Bauer sind eine wahre Fundquelle für die Auseinandersetzung mit pessimistischen, schwarzseherischen und komplexe Sachverhalte arg einfach darstellenden Menschenbildern. Man kann Bauers Kritik entdecken, wenn tonangebende Wissenschaftstheoretiker und – praktiker den Menschen immer noch als Maschine betrachten (6). Oder wenn er es nicht stehen lässt, dass von einem „biologisch verankerten Erwerbstrieb“ (7) gesprochen wird. Nicht direkt aber vielfach indirekt hat sich Bauer auch zu einem anthropologischen Modell geäußert, das sich mit dem Gegenteil der Gier, mit der neurobiologischen Dimension des Phänomens der Askese, der Entbehrung bzw. des Verzichtes in seinen vielfältigen Formen und Erscheinungsweisen befasst. Hier täte ein übersichtliches Fachbuch gut, das endlich klare Unterschiede macht zwischen salutogener (heilsamer) und pathogener (Leid erzeugender) Askese, zwischen freiwilliger oder erzwungener, zwischen vom Leben auferlegter oder strategisch-propagandistisch erzeugter, um das Thema etwas differenzierter darzustellen. Hier stehen Begriffe wie Ausgrenzung, Alleinsein, Einsamkeit, Rückzug, Loslösung von der Welt, Entbehrung, Entsagung, Enthaltbarkeit, Abtötung, Absterben, Opferbereitschaft, Sich-aufopfern, Hingabe u.ä. zur Debatte. Und hier stellen sich ganz zentrale Fragen zu unserer Lebensgestaltung und Lebensführung, z.B. was dann passiert, wenn Menschen grundsätzlich den Menschen entzogen werden oder sich selbst entziehen? Welche Symptome und Syndrome ergeben sich daraus? Und wie können die Folgen von pathogener Askese wie Vereinsamung, Apathie, Kollaps der Motivationssysteme, unzählige Symptombildungen von Schlafstörungen bis zur chronischen Polyarthritis in ihrer Genese erkannt und behandelt werden? Und generell: Wie kann auch hier prophylaktisch von vorne herein besser dargestellt werden, für welche Art von Leben wir geschaffen sind? Und für welche nicht? Und für welche nur bedingt? Hier täte eine neurobiologisch fundierte Position gut. Aber auch alle anderen fachlichen Posi-

tionen sind zu diesem Thema gefragt, egal, ob sie aus der Soziologie, aus der Systemtherapie, aus der Traumaforschung usw. stammen.

Wie schon gesagt, das asketische Menschenmodell kommt bei Bauer indirekt immer wieder zur Sprache. Eine direkte, differenzierende fachliche Beschäftigung könnte einen gewaltigen sachlichen Beitrag auch zur Zölibatsdebatte erbringen, und auch hier die Frage gut bedienen, für welches Leben wir geschaffen sind und was eine wissenschaftliche Anthropologie hier zu sagen hat.

Joachim Bauer steht für mich für Mut. Von solchem Mut kann man sich ein Stück abschneiden und ihn auch durchhalten, selbst wenn ein Freiburger Kollege von Professor Bauer, der von mir fachlich und menschlich hochgeschätzte Professor für katholische Moralthologie, Eberhard Schockenhoff, gerade ein Buch mit dem Titel „Erlöste Freiheit. Worauf es im Christentum ankommt“ (8) auf den theologischen Meinungsmarkt brachte. Darin wird – für mich völlig unverständlich - im Rückgriff auf den französischen Religionsphilosophen Maurice Blondel - ein aus dessen Analyse des menschlichen Wollens hervorgegangenes anthropologisches Denkmodell angepriesen, das in seinen Aussagen nicht nur befremdend, sondern auch verstörend und peinlich wirkt. Ich komme später in einem eigenen Kapitel auf das Buch von Eberhard Schockenhoff und seine und Blondels Sicht von Askese zurück. Hier mögen vier bei Schockenhoff vorzufindende Zitate aus Blondels Werk „L'Action“ genügen, um meine arge Verwunderung kenntlich zu machen.

„Wenn unser Herz auch nur ein wenig Größe und Sehnsucht hat, freuen wir uns mehr über das, was wir nicht haben, als über das, was wir haben.“

„Das Glück liegt nicht in dem, was man hat, sondern in dem, was man entbehrt und worauf man verzichtet.“

„Man findet Befriedigung in der Entsagung, nie aber in der Befriedigung.“

„Es ist vielmehr unsere Aufgabe, alles Geschaffene für die kostbare Perle herzugeben“ (9).

Schockenhoff resumiert aus Blondels Analyse: „Verzicht, Opfer und Entsagung prägen das irdische Leben des Menschen wesentlich und dauerhaft. Sie sind...ein bleibendes Existential des menschlichen Daseins, Erscheinungsformen des irdischen Lebens, die diesem anhaften, solange der *status viatoris*“ (*unser Pilgerzustand*, Anm. d. Verf.) „andauert“ (10). Das Leben könne „nur im Loslassen gewonnen werden“, „während jeder Versuch, es zu gewinnen, seinen Verlust zur Folge“ (11) habe. Hierzu wird das Markusevangelium (Mk 8,35) zitiert. Blondels Analyse möchte das Paradox des Evangeliums „als einzige Wahrheit über den Menschen erweisen, der niemand entrinnen kann“ (12). Schockenhoff scheint zuzustimmen.

Mein Résumé: Die Vergangenheit hat bei einem auch für mein Buch so wichtigen und einschlägigen Thema wieder einmal total zugeschlagen. Die Uhr der Erneuerung ist zurückgedreht worden. Zumindest aber zeigt sie Stillstand an. Und mein Mut verliert Prozente und wird leiser und gedämpfter...

Das hält mich aber dann doch von einem Widerspruch nicht ab. Denn die bzw. eine pathologische und pathogene Dimension solcher Sätze kann nicht weggedacht, weggeredet oder schön geredet werden. Schon Teilhard de Chardin hat Blondel wegen dessen einseitiger Hochschätzung asketischer Haltungen wie Abtötung, Entsagung und Opferbereitschaft kritisiert (13). Sogar Schockenhoff weist mehr nebenbei darauf hin, Blondels Analysen könnten seine „prekäre persönliche Lage widerspiegeln“ (14). Ich werde – wie bereits erwähnt - das Thema Askese in Kapitel 14 noch einmal aufgreifen und zu erhärten versuchen, dass Blondels Analysen in meinen Augen vor- bzw. unwissenschaftliche Spekulation sind. Ihre Dominanz in gewissen christlichen Kreisen ist kein Beweis für fachliche Stimmigkeit. Sie sind sicher auch kein Grundgestein für ein tragendes Menschenbild und bewirken bestimmt nicht die von Schockenhoff in seinem Buch angepeilte Verminderung der „Spannung zwischen dem Christentum und der modernen Kultur“ (15).

Ich spüre kurz die Beklemmung, einem geschätzten Moraltheologen widersprechen und einer Gegenmelodie Gehör verschaffen zu müssen. In meinem Inneren meldet sich wieder einmal die von mir oft gestellte Frage: Warum ist ein Leben aus der Mitte der Schöpfung so schwierig? Ich brauche jetzt unbedingt ein „Gegengift“, und hole mir einen Text aus dem Buch der Sprichwörter hervor, der zu meinen Melodien – zu meinen Gegenmelodien zu einer pathogenen Askese – gehört und der mir immer wieder Mut macht. Dieser Text besteht aus einem Gebet, das einem gewissen Agur, dem Sohn des Jake aus Massa, einem grundbescheidenen Mann zugeschrieben wird.

Agur redet in diesem Gebet mit Gott: „Um zweierlei bitte ich dich, versag es mir nicht, bevor ich sterbe“. Worin besteht dieses Zweierlei für Agur? Es sind wohl-gewählte Worte, die jetzt folgen: „Falschheit und Lügenwort halte fern von mir.“ Diese erste Bitte klingt ebenso gut wie die zweite: „Gib mir weder Armut noch Reichtum, nähr mich mit dem Brot, das mir nötig ist“. Und wie realistisch und gesund hört sich dann die zweifache und doch so einfache Begründung der zweiten Bitte an: „Damit ich nicht, satt geworden, dich verleugne und sage: Wer ist denn der Herr“? – bzw. „damit ich nicht als Armer zum Dieb werde und mich am Namen meines Gottes vergreife“ (16).

Zu meinem Lebensverständnis gehört es, das für den Menschen Notwendige – den salutogenen Weg - zu definieren und sowohl pathogene Gier als auch pathogene Askese als unserer Natur widersprechend aus- und abzuweisen. Das Notwendige

betrifft inhaltlich unser tägliches Brot, das wir zum Leben brauchen – sowohl das aus Körnern gebackene und uns geschenkte als auch das aus einer begehrenden Liebe erwachsene und uns im Innersten nährend. Das Wort des bescheidenen Agur bestimmt in meinen Augen den Stellenwert dessen, wozu wir geschaffen sind, besser als die aus morbiden asketischen und eschatologisch getränkten Motiven entstandenen Analysen eines Maurice Blondel, seiner historischen Impulsgeber und zeitgenössischen Anhänger. Ein unauffälliger und wenig zitierter Text aus einem Weisheitsbuch Israels soll dazu anregen, eine abgewirtschaftete Vergangenheit ruhen zu lassen. Und er soll meinen leisen Mut für die mir vorschwebende Aufgabe aufrechterhalten und mich mit seinem einfachen und demütigen Realismus begleiten.

Anmerkungen

- 1 Bert Hellinger, Verdichtetes, Heidelberg 1995, 57
- 2 Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2007
- 3 Richard Dawkins, Das egoistische Gen, Hamburg 1996
- 4 Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit, 19
- 5 Ebd. 35
- 6 Joachim Bauer, Das kooperative Gen, München 2010, 13
- 7 Joachim Bauer, Schmerzgrenze, München 2011, 30
- 8 Eberhard Schockenhoff, Erlöste Freiheit, Freiburg im Breisgau 2012
- 9 Ebd. 32-33
- 10 Ebd. 32
- 11 Ebd. 32
- 12 Ebd. 32
- 13 Ebd. 33
- 14 Ebd. 34
- 15 Ebd. 17
- 16 Die Bibel, Einheitsübersetzung, Buch der Sprichwörter 30,7-9, Stuttgart 1980, 717

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Hauptteil I: Die Versorgung der Welt mit guten Ideen und Botschaften - Salutogene und protektive Verkündigung

Ich bin mit Religion und Kirche aufgewachsen und habe ein Theologiestudium absolviert.

Beides hat mir sehr geholfen, mein Leben ideell zu verstehen, auszurichten und zu organisieren. So hat sich im Laufe meines Lebens - aus Theorie und Praxis zusammengesetzt - ein bestimmtes Strickmuster, ein bestimmtes Ideengebäude gebildet. Was mir inhaltlich und thematisch sehr zusammengepflegt über Religion und Theologie zentral und wesentlich erschien, versuchte ich im Folgenden niederzuschreiben. Es sind Erkenntnisse und Bekenntnisse, die meinem Glaubensbewusstsein, meiner Vernunft, den Tiefenschichten meiner Seele und den Erfordernissen der Zeit einigermaßen standgehalten haben und weiterhin standhalten dürften. Die nachfolgenden Überschriften stellen heraus, was mir wichtig ist.

Das Christentum versteht sich als denkende Religion

Meine Kirche, der ich angehöre, die katholische, versteht sich als denkende Religion. Sie leistet sich ein eigenes Denkorgan, das aus einer Vielzahl von Theologen besteht, aus der „Theologenschaft“, dazu da, um das Dasein mit einer gesunden „Denke“ zu organisieren. Das ist eine wunderbare und im Blick auf andere Organisationen eine einmalige Einrichtung. Die Theologen gestalten an den Universitäten sogar eine eigene Disziplin, das Fach Theologie mit seinen vielen Ausprägungen. Der Corpus der Theologie umfasst die ganze Weite des Denkens der Menschen, die unendlich vielen Ideen, Vorstellungen und Bilder, die sich die Menschheit – und vor allem ihre großen Denker - von der Wirklichkeit machen. Und er umfasst ebenso auch die Bilder, wie diese Wirklichkeit zu handhaben und zu gestalten ist. Die Theologie sondiert und prüft diese vielen Ideen und ihre Umsetzung mit ihren Maßstäben.

Das Christentum denkt und lebt von der Botschaft Jesu Christi und der Botschaft der Schöpfung her

Für die Theologie der Kirche war von Anfang an eines klar: Maßstab für ihr Denken und Handeln ist dieser Jesus aus Nazareth, der Gekreuzigte und Auferstandene, sein Leben, Lehren und Wirken. So bestand ihr Dienst seit dem Erscheinen Jesu Christi in der Welt einerseits in der geistigen Aufbereitung und sachlichen Darlegung dessen, was von Christus her in die Menschheit eingeflossen ist, d.h. was die Menschheit Christus verdankt. Andererseits aber auch in einer jeweils neuen Inkarnation, Inkulturation und Ausrichtung der Botschaft Jesu, in der Verknüpfung des Offenbarungswissens mit dem Weltwissen der jeweiligen Zeit zum gegenseitigen Vorteil, zur gegenseitigen Bereicherung, zur gegenseitigen Korrektur und zum gegenseitigen Maß- und In-Grenzen-halten. Aus der Schar tausender

großer und bedeutender theologischer Denker der neueren Zeit erwähne ich hier beispielhaft den großen Erneuerungstheologen des letzten Jahrhunderts, Romano Guardini (1885-1968), der in seinem Buch „Der Herr“ unzähligen nach Orientierung suchenden Menschen literarisch nahe bringen wollte und konnte, was der Mensch von dem empfangen hat, „der aus dem Geheimnis Gottes kam und dorthin zurückkehrte, nachdem er, bei uns ein- und ausgegangen war’ (Apg 1,22)“ (1). Der gleiche Romano Guardini – und das wird für später wichtig – vollzog mit zunehmendem Alter erstaunlicherweise aber auch eine innere Hinwendung zur Botschaft der Schöpfung und forderte von seinesgleichen, also von der „Theologenschaft“, die Schöpfung in ihrer eigentlichen Wahrheit zu sehen, die geschaffenen Dinge in die Wahrheit des Herzens hereinzunehmen und „darauf zu achten, wo aus der echten von Christus gewollten Aufopferung eine Welt- und Selbstzerstörung zu werden drohe ...“ (2).

Die Gotteswissenschaft war sich in der nachchristlichen Zeit schnell des Schatzes bewusst, den man in der Person, in den Worten und im Wirken dieses Jesus von Nazareth hatte. Viele Generationen haben dann auch seit den Anfängen des Christentums in diesem Schatz eine solide Basis für ihr Leben und für ihre Hoffnung über den Tod hinaus gefunden. So soll es im Sinn der Kirche auch weitergehen. Darum warb etwa Papst Benedikt XVI. im Blick auf das große Vorbild Jesus und dessen Einfluss auf die Geschichte der Menschheit und auf die Unzähligen aus dem Glauben Lebenden 2012 beim Weltjugendtag und bei seinem anschließenden Deutschlandbesuch engagiert um ein gutes, anständiges und tätiges Leben aus der Christusnachfolge. Um zwei Dinge schien es dem Papst dabei zu gehen – und vielen anderen in der Kirche mit ihm: Erstens: Das Göttliche, das Divinum, das unaussprechliche Letzte, das, was nicht erfasst werden kann, aber allem zugrunde liegt, das, was im Begriff „Gott“ seit Menschengedenken benannt und gespeichert ist, soll auch heute im Gespräch bleiben, soll verkündet werden, soll sich in Verehrung und Anbetung sowie im praktischen Tun als Motivation und Energiespende für ein gelingendes Leben anbieten und bewähren. Und Zweitens: Die Durchsetzung des Humanum, der Würde des Menschen, der Bedeutung eines jeden Einzelnen, der Frau und des Mannes, des Juden und des Heiden, des Gesunden und des Kranken, des „Gerechten“ wie des „Sünders“ soll durch diese Christusnachfolge gewährleistet bleiben. Als Jünger Christi sollen die Glaubenden aus der Enge der eigenen Existenz heraustreten, sollen „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (3) der Menschen von heute wahrnehmen, sich an ihre Seite stellen und sich sozial, caritativ und politisch in den Dienst nehmen lassen. Eine kreative Theologie soll dieses Angebot und das oben genannte Werben unterstützen, soll den Fluss der Kernbotschaft durch die Jahrhunderte im Fließen halten – eine kritische Theologie soll aber auch aufzeigen, dass nicht alles, was im Christentum herumfließt, auch durch Christus eingeflossen ist. Eine solche Theologie, die sich mit der Christusbotschaft beschäftigt, ist für jeden Theologen eine persönlich tief bereichernde und für das Wohlergehen der gesamten Kirche eine lebenswichtige Aufgabe. Die stän-

dige Rückfrage nach dem Ursprung, nach dem Evangelium, das Jesus Christus heißt, ist für ein Leben aus dem Glauben unabdingbar.

Das Christentum steht in der Zeit und stellt sich auftragsgemäß der Zeit

Unbeschadet der Selbstverständlichkeit der Rückfrage gibt es für die Theologie die Stimme der jeweiligen Gegenwart. Es gibt ständig neue Situationen, neue Notwendigkeiten, neue Anforderungen, neue Beantwortungsversuche. Immer mehr wird sich die Gotteswissenschaft bewusst, dass wir Menschen heute vor einer ganzen Reihe von Problemen und Fragen stehen, vor denen die Menschen der Zeit Jesu nicht gestanden hatten (4), auf die folglich auch Jesus keine Antwort zu geben hatte. Es herrscht heute weitgehend Übereinstimmung darüber: Die Schrift spricht über vieles nicht, was die heutige Zeit mit sich bringt und bewegt. Das ist die eine Wahrheit. Und die andere lautet: Biblische Schriftsteller konnten damals auch vieles nur mit ihren damaligen Augen sehen. So ist es nun einmal. Das Fazit ist klar: Die Theologie muss sich weitere Quellen dienstbar machen. Und diese gibt es. Es ist vor allem die Quelle der Schöpfung. Darüber später mehr!

Ich habe diesen Abschnitt meines Buches mit dem Balken „Die Versorgung der Welt mit guten Ideen und Botschaften – Salutogene und protektive Verkündigung“ überschrieben. Ich will dem nur kurz hinzufügen, dass auch die Kirche, insofern sie selber Welt ist, diese heilende und vor Unheil bewahrende Versorgung braucht und sich diese Notwendigkeit immer bewusst machen muss. Ihre ideelle Verkündigung verbindet die Kirche – auf die prophetische Rede des Priesters Zacharias zurückgreifend - mit dem Bild eines in Jesus Christus „aufstrahlenden Lichtes aus der Höhe“, das zwei Zwecke erfüllt, einmal „allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes“ und des Weiteren „unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens“ (Lk 1,78-79). Und sie charakterisiert ihre Grundideen als „Frohe Botschaft“, deren zentraler Inhalt die Liebe Gottes zur Welt und zu allen Menschen ist. In der Folge traut sie dann den Menschen zu und sieht sie in der Lage, mit Gott, mit der Welt und den Mitmenschen im Einklang zu leben.

Dieses „Licht aus der Höhe“, diese „Frohe Botschaft“ tritt uns in Kernsätzen der Bibel gegenüber. So im Wort vom all unserem Tun vorgängigen Liebesangebot und liebendem Tun Gottes (Er hat uns „zuerst geliebt“ – 1 Joh 4,19), im Hauptgebot der Liebe (Mt 22, 36-40 und Parallelüberlieferungen), im Neuen Gebot (Joh 13,34-35), in der Goldenen Regel (Mt 7,12), oder in der Andeutung unserer Fähigkeit, wie Gott die „Sonne aufgehen“ zu lassen „über Bösen und Guten“ (Mt 5,45). Sie äußert sich in unübertreffbaren deutungsresistenten und handlungsanleitenden lukanischen Geschichten wie der des Barmherzigen Vaters (Lk 15,11-32), des Guten Hirten (Lk 15,3-7) oder des Guten Samariters (Lk 10,25-37). Und die gute Botschaft des Christentums äußert sich in übergreifenden theologischen Thematisierungen und Reflexionen über unsere Wirklichkeit, über das, was uns mit der

Schöpfung geschenkt ist. Ich habe mich hier für vier Reflexionen, für die Darstellung von vier Kernbeständen des „Christlichen Bewusstseins“ (5) entschieden, die mir für die Menschen von heute als besonders wichtig erscheinen und die wohlthuende Begleitmusik – oder besser gesagt - Gegenmelodie für den zweiten Hauptteil dieses Buches sein sollen, der sich mit „Gefährlichen Ideen“ im Ambiente des Christentums befasst.

Vier ausgewählte Kernbestände des „Christlichen Bewusstseins“

Die vier „Guten Nachrichten“, die ich im ersten Hauptteil dieses Buches in den Mittelpunkt stelle - und die mit noch manch anderen zum Kernbestand des „Christlichen Bewusstseins“ – gehören -, behandeln folgende Themen:

- Wir Menschen sind vom Schöpfer und von der Schöpfung gut bedacht und für das Leben gut gerüstet. In der Schöpfung hat sich Gott geoffenbart und uns ein „Basis“-Evangelium geschenkt. Ein Kernsatz dieses Evangeliums lautet: „Und es war sehr gut“ (Gen 1,31).
- Wir Menschen sind durch unsere Geistigkeit geadelt. Wir sind im Grunde vernünftige Wesen. Und manche dieser Wesen werden weise!
- Wir Menschen sind durch unsere Geschlechtlichkeit geadelt. Wir sind – wie wir sind – liebenswürdig und liebesfähig. Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein sind eine Idee Gottes und Grundlage der Liebe, Grundlage des „faszinierendsten Phänomens der Schöpfung“ (Gerald Hüther).
- Wir Menschen sind Mitschöpfer und Mitgestalter des Lebens. Wir sind wahre Künstler und durch unsere Geschicklichkeit geadelt. Es gilt aber auch: „Es gibt nichts Gutes – außer man tut es“ (Erich Kästner).

Ich mache mich also an die Arbeit. Die „Guten Nachrichten“ verdienen gute Arbeit! Ich hoffe dabei, Ihrem, liebe Leserinnen und Leser, und meinem Anspruch ein wenig zu genügen.

Anmerkungen

1 Romano Guardini, Der Herr, Würzburg 1961, X

2 F. Klein, Madeleine Sémer 1874-1921, Mainz 1929, 293

3 Karl Rahner – Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg im Breisgau 1966, 449 ff.

4 Siehe dazu Tomás Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012, 202

5 Siehe dazu Romano Guardini, Christliches Bewusstsein, München 1962

[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)

[Zurück zum Anfang dieses Kapitels](#)

Kapitel 4 Welch frohe Botschaft: Schöpfung als Basis-Evangelium - „Und es war sehr gut“ (Gen 1,31)

Die Bibel gibt nicht Antwort auf alle Fragen. Sie kann das auch nicht. Wie wunderbar und tröstlich ist es unter diesen Umständen, dass heute immer mehr verstanden wird, dass es auch eine Schöpfungsoffenbarung gibt, dass die Christusoffenbarung auf der Schöpfungsoffenbarung als der Basisoffenbarung aufbaut, oder anders ausgedrückt, dass die Christusbotschaft in eine Welt gekommen und auf eine Wirklichkeit gestoßen ist, die nach bester Theologie die Uroffenbarung Gottes darstellt. „Die Schöpfung ist die erste der Offenbarungstaten Gottes“, sagt der Katholische Erwachsenenkatechismus (1). Und noch etwas kommt hinzu: Die Christusbotschaft ist auf eine Geistigkeit gestoßen, auf Weltdeutungen und deren Begrifflichkeit, die - geschichtlich gewachsen - dem Judentum, dem Hellenismus und einigen weiteren Strömungen entnommen sind. Sie war auf diese irdischen Wirklichkeiten angewiesen, auf das Faktum der Schöpfung und auf die Sprache und Geistigkeit eines Kulturraumes, sie hat beides benutzt, ihre Botschaft auf beides gebaut und sich über die Schöpfung und deren bereits vorhandener geistiger Aneignung verständlich gemacht. Die biblische Offenbarung ist in keinen luft- und begriffsleeren Raum eingegangen.

Weil nun nach kirchlicher Auffassung beides von Gott kommt, die Schöpfungsoffenbarung und die in eine bestimmte Denk- und Sprachwelt hineingeborene Wortoffenbarung, darf einerseits nichts aussortiert und weggelassen werden, und andererseits muss beides notwendigerweise zusammenpassen und widerspruchsfrei in Einklang zu bringen sein. Um dieses Verhältnis der Basisoffenbarung „Schöpfung“ zur Christus- bzw. Schriftoffenbarung, um deren Übereinstimmung bzw. deren Einklang, aber vor allem um die Charakterisierung beider Offenbarungen als „Evangelium“, als „frohe Botschaft“, als „gute Nachricht“ geht es mir hier in diesem Beitrag. Ich möchte dabei vor allem auch das Großartige und Wunderbare herausstellen und würdigen, was wir Menschen bereits durch die Schöpfung empfangen haben. Über viele Sachverhalte der Wirklichkeit und des Lebens gibt uns ja – wie gesagt - die biblische Offenbarung keine Antwort. Dann muss man eben die Schöpfung abklopfen bzw. lernen, den „Text der Welt“ zu lesen. Auch bei religiösen Menschen gibt es heute eine verstärkte Rückfrage nach grundlegenden Sachverhalten innerhalb der Schöpfung. Diese ist immer mehr ein offenes Buch geworden, das uns zeigt, dass auch in der Wirklichkeit, wie sie ist, die Ideen Gottes abgelegt sind, und dass hier die Absichten Gottes enthalten und erschließbar sind. So ist zum Beispiel die Erhellung der menschlichen Existenz durch seriöse Forschung – für mich seriöse „Schöpfungsexegese“ – nicht mehr aufzuhalten. Wissenschaftliche Anthropologie, systembezogene Psychologie, Beziehungsforschung, Traumaforschung, Neurobiologie, Gehirnforschung, Genforschung, Soziologie, Sozialwissenschaften, Kosmologie etc. haben heute Daten auf den Tisch gebracht, die – bei denen, die es hören wollen – für so manche größere Klarheit über uns

Menschen und die Logik unseres Seins gesorgt haben. Und als wichtiges Nebenprodukt hat sich immer mehr herausgestellt, dass man der Wucht der Sachen, dass man der Wirklichkeit und ihrer Logik kein Schnippchen schlagen kann! Kosmologische und anthropologische Grundfragen werden heute neben der Schriftoffenbarung vor allem auch über die Schöpfungsexegese angegangen. Hier steht auch für Theologen ein großes Fenster offen. Im Studium der Schöpfung kann sich manche mangelhafte Sicht auf die Dinge klären. Und manche Schöpfungsvergessenheit kann korrigiert werden. Th. W. Adorno hat vor Jahren den Satz in unseren Denkraum gestellt: „Es gibt kein wahres Leben im falschen“ (2). Martin Mittermeier hat den Satz popularisiert: „Es gibt kein richtiges Sich-Ausstrecken in der falschen Badewanne“ (3). Lassen Sie, liebe Leserinnen und Leser, lassen Sie es mich auch ganz banal sagen, bezogen auf mein Thema: Die Schöpfung ist, wie sie ist, eine Basiswirklichkeit. Sie kann ebenso wenig wie eine Badewanne „ausgezogen“, sie kann weder verlängert noch verkürzt, sie kann nicht gebogen oder verbogen werden. Sie muss, wie vom Schöpfer gedacht, als Boden und Basis, als Wanne, als Gefäß anerkannt und angenommen werden. Christusoffenbarung kann sich nur innerhalb der Möglichkeiten und Grenzen der Schöpfungsoffenbarung „ausstrecken“. Das ist ihr Raum. Das ist ihr Behälter. So gibt es auch keine richtige Christologie und auch keine richtige Nachfolge Jesu in einer falschen Kosmologie bzw. Anthropologie. Auch den Text der Schrift kann man nur auf der Basis des Textes der Schöpfung und der geschöpflichen geistigen Verfasstheit des Menschen lesen. Darum müssen wir notwendigerweise auch die Offenbarung der Schöpfung immer besser und genauer „entschlüsseln“, um sie korrekt in unser Glaubensbewusstsein bzw. in unsere Glaubenspraxis einarbeiten zu können.

Was ein Mathematiklehrer anstoßen kann

Vor 50 Jahren hat einer meiner Lehrer, Dr. Norbert Bundscherer, Mathematiker und Physiker am Humanistischen Gymnasium in Landshut, ein Buch veröffentlicht, das von seiner naturphilosophischen Thematik her auch heute noch überaus aktuell und anregend ist. Der Titel lautete: „Moderne Naturwissenschaft und christlicher Glaube“ (4). Norbert Bundscherer war ein Lehrer, der den Offenbarungstext der Welt lesen und der – ohne die Bedeutung Jesu und der Schriftoffenbarung zu mindern – wunderbar darlegen konnte, was die Menschen bereits durch die Schöpfung empfangen haben. Solches Denken war damals für mich, das kann ich gerne zugeben, noch weitgehend Nebensache. Heute ist das anders. Wenn ich zurückschaue und in dem oben angeführten Buch nachlese, steht mein Lehrer heute als ein Mann da, für den Weltwissen und Offenbarungswissen, Vernunft und Glaube keinen Gegensatz bedeuteten, sondern sich im Gegenteil wunderbar ergänzen konnten. Nur ganz leise bin ich damals von einer Denkwelt berührt worden, die christliche Religiosität so versteht, dass diese erstens den Fakten und Tatsachen der Schöpfung zugeordnet ist, dass es also christliche Religion ohne den Schöpfungsboden unter den Füßen nicht geben kann, und dass zweitens eine sich auf Christus

beziehende Religion für viele Menschen nur dann eine Überzeugungs-, Anziehungs- und Innovationskraft besitzt, wenn sie eine denkende Religion ist. Denn ihr Boden, die Schöpfung, ist logisch und wir Menschen sind denkfähig und zum Denken herausgefordert. Zur Vertrautheit mit dem Evangelium Jesu Christi muss bei den Jüngern Jesu also auch eine Vertrautheit mit der Schöpfung und ihren Bedingungen und hier besonders eine Vertrautheit mit einer der größten Entwicklungen und Gaben der Schöpfung, der Vernunft, hinzukommen. Ohne „Erdung“ scheint jede Religion abzuheben und schließlich zu verdunsten bzw. ohne Geistigkeit und Verstand wird sie vom Erdboden verschwinden. Manche kirchliche Events der letzten Zeit waren – vorsichtig gesagt – stark in Gefahr, Luftnummern zu werden und zu bleiben - statt sich an die Denkwelt und die Freuden und Hoffnungen, die Trauer und die Ängste der Erde und der Menschen von heute anzuschließen. Anderes ist wieder von so geringer geistiger Substanz, dass es schnell vom Winde verweht wird.

Ich kann mir nun gut vorstellen, dass die Theologie an Substanz und Zugänglichkeit gewinnen, dass sie wieder mehr Biss und Köstlichkeit erreichen würde, wenn sie zeigen könnte, dass sie noch mehr in der Tasche hat als bisher ausgespielt wurde. Es gilt nur, das Paket aufzuschneiden, das „Schöpfungsoffenbarung“ heißt. So schwer dürfte dies ja auch nicht sein, denn in der Schriftoffenbarung gibt es vom Buch der Weisheit bis zum Römerbrief genügend Einladungen, solches zu tun. Und in der Tradition der Kirche war gute Theologie meist auch ein Sammelbecken für Schöpfungserfahrungen und Jahrhunderte lang ein Hort der Naturwissenschaften, bis bedauerlicherweise die Naturwissenschaften auswanderten und sich mehr und mehr von der Theologie entfernten – und umgekehrt! Meinem Lehrer Norbert Bundscherer gebührt mit manch anderen der vorkonziliaren Zeit das Verdienst der Inspiration und des Brückenbauens. Nicht nur er war beunruhigt über den Jahrhunderte währenden Streit und Leerlauf, der die Schriftoffenbarung immer höher aufwertete und die Schöpfungsoffenbarung trotz starker kirchenamtlicher Aussagen kaum mehr thematisierte. In seinem Buch und in seinen „Vorlesungen“ für uns Gymnasiasten setzte Norbert Bundscherer neue Zeichen. Auch ein Romano Guardini hatte schon Jahrzehnte vorher aus theologischen Gründen und nach persönlichen Erfahrungen die Forderung an sich und seinesgleichen ins Gespräch gebracht, die Schöpfung in ihrer eigentlichen Wahrheit zu sehen. Welch sublimen Kritik und welch aufmerksamer Fingerzeig für die immerhin noch zahlenmäßig gut bestückte „Denkabteilung“ der Kirche.

Wie sich ein großer Theologe am Ende seines Lebens äußert

Eine besondere Erwähnung verdient an dieser Stelle Karl Rahner. Als „Hörer seines Wortes“, d.h. als Hörer seiner Vorlesungen vor 50 Jahren in Innsbruck habe ich nur wenig von seiner hohen Theologie verstanden. Aber als Hörer bzw. Leser des „Schlusswortes“ seines Lebens mit der Überschrift „Erfahrungen eines

katholischen Theologen“ (5) alles. Rahner verblüffte mit der Ehrlichkeit und (oft so seltenen) Einsichtsfähigkeit des Alters die ihm zuhörenden Freunde einige Wochen vor seinem Tod in seinem letzten großen Redebeitrag mit einem Plädoyer für das „Ausschöpfen“ der Schöpfungsoffenbarung. Er beklagte zunächst die bestehende „Inkongruenz (Nichtübereinstimmung, Widersprüchlichkeit, Anm. d. Verf.) der Theologie mit den übrigen Wissenschaften“ (6) und präzierte dann sehr selbstkritisch, dass er „von dem, was in allen Wissenschaften, aber auch in allen anderen Äußerungen der Dichtung, Musik, bildenden Kunst und sogar der Menschheitsgeschichte überhaupt an Erfahrung und Wissen vom Menschen präsent ist, nur einen entsetzlich kleinen Teil wirklich erfahren habe und weiß“ (7), obwohl er „als Theologe eigentlich das alles wissen müsste“ (8). Und dann fuhr er fort: „Wenn ich als Theologe nicht eigentlich mit einem abstrakten Begriff von Gott frage, sondern ihn selber anzielen will, dann dürfte mir schlechterdings nichts von dem uninteressant sein, wodurch er sich als Schöpfer der Welt, als Herr der Geschichte geoffenbart hat“ (9). Der nächste Schritt ist dann für Rahner nur eine Frage der Logik: „...dann kann ich mein Interesse gar nicht auf die Schrift allein begrenzen, dann ist alles, wodurch sich Gott in der Welt der Kreaturen vernehmen ließ, für mich interessant, und zwar gerade auch für den Theologen als solchen...“ (10). Schließlich trieb der größte Theologe des 20. Jahrhunderts seine Kritik und Selbstkritik auf die Spitze: „Aber von all dem, was ich darum gerne wissen würde, weiß ich fast nichts, alle menschlichen Erfahrungen in allen Wissenschaften, Künsten und Geschichtsereignissen reden für den Theologen von Gott und der einzelne Theologe weiß fast nichts von diesen Erfahrungen. Darum ist seine Theologie bei allem existentiellen Engagement, auf das man sich gerne beruft, so abstrakt, so blutleer, so fern von dem, was zeigt, was die Welt und der Mensch sind ... Aber jedes Mal, wenn ich irgendein Werk irgendeiner der modernen Wissenschaften aufschlage, gerate ich als Theologe in eine nicht ganz gelinde Panik. Ich weiß das Allermeiste von dem, was da geschrieben steht, nicht und ich bin sogar meistens außerstande, genauer zu verstehen, was da zu lesen ist. Und so fühle ich mich auch als Theologe irgendwie desavouiert“ (11) (bloßgestellt, Anm.d.Verf.). Und Rahner weiter: „Die blasse Abstraktheit und Leere meiner theologischen Begriffe kommt mir erschreckend zum Bewusstsein. Ich sage: die Welt ist von Gott geschaffen. Aber was Welt ist, davon weiß ich fast nichts und darum bleibt auch der Begriff der Schöpfung seltsam leer“ (12). Für die Zukunft mahnte Rahner schließlich eine Theologie an, „die überall zuzuhören versucht und von überall her lernen will“ (13). Er meinte damit konkret und beispielhaft: „Wie könnte man heute Theologie anders treiben als in einer möglichst breiten Konfrontation und möglichst breitem Dialog mit all der heute ungeheuer differenzierten Vielfalt anthropologischer Wissenschaften“ (14). Rahner war zutiefst überzeugt von der „Verträglichkeit“ von Theologie und den übrigen Wissenschaften und erhoffte sich zum Schluss seiner Darlegungen, dass „der unvermeidliche Streit der Wissenschaften untereinander und mit der Theologie doch umfasst wäre von jenem Frieden, der unter denen herrschen kann, die alle, jeder in seiner Weise, das Geheimnis ahnen und erleiden, das sie Gott nen-

nen“ (15). Kardinal Lehmann ging leider bei der Kommentierung dieses kompakten Aufsatzes auf dieses wie ein Testament klingendes Bekenntnis Karl Rahner's nicht ein, obwohl Rahner in seinen späten Lebensjahren noch rechtzeitig klar zu verstehen gab, dass Theologie – wie oben gesagt - mehr in der Tasche hat als nur Schriftoffenbarungswissen. Sehr schön nachgeholt hat das, was Kardinal Lehmann versäumt hat, Herbert Vorgrimmler in seiner Würdigung der Spiritualität und Mystik Karl Rahner's. Er schreibt: „Es gibt also vor der amtlichen Offenbarung, nämlich vor der kollektiven Einigung einer Gruppe auf die Inhalte einer Gottesoffenbarung, eine grundlegende und so wiederum nichtelitäre, nicht exklusive Basis-Offenbarung bei allen, für alle, in allen“ (16). Vorgrimmler zitiert dann den einfachen Seelsorger Rahner, wo dieser ausführt, diese grundlegende Gottesoffenbarung ereigne sich meist „am Material des normalen Lebens, dort also, wo Verantwortung, Treue, Liebe usw. absolut getan werden“, „auch dort, wo sie“ (diese Gottesoffenbarung – Anm.d.V.) „sich sagt: ich tue eigentlich nichts anderes als die manchmal banalen, manchmal beschwerlichen Pflichten meines Alltags, und sonst ereignet sich bei mir nichts“ (17).

Was ein Astrophysiker vermitteln kann

Leider bleibt die Schöpfungstheologie als Eröffnung der Absichten, Einladungen und Grundordnungen Gottes immer noch meist den seriösen Naturwissenschaftlern überlassen. Gott sei Dank gibt es diese! Ihr Beitrag – ich könnte viele Namen nennen - ist nicht hoch genug einzuschätzen. Mir hat es neben vielen Anderen besonders Harald Lesch angetan. Wenn ich z.B. seine Bücher lese - etwa „Kosmologie für Fußgänger“ (18) bzw. „Kosmologie für helle Köpfe“ (19) - oder ihn in „Bayern alpha“ sehe und höre, dann ist dies – ohne dass Lesch diesen Anspruch erhebt – manchmal beste Theologie, manchmal Meditation, manchmal dezente Verkündigung und manchmal Gebet. Doch das nur nebenbei. Denn in der Hauptsache geht es mir ja darum, darauf hinzuweisen, dass die Theologenschaft, die Denker der Religionen und der Kirchen, noch auf gute Karten zurückgreifen könnten, wenn sie die Vorgaben der Schöpfung ebenso wie die Schriftoffenbarung als grundlegendes und Dasein erhellendes Wort Gottes, als Evangelium verstehen und an den Mann bzw. an die Frau bringen könnten. Diesem Anliegen will ich mit den folgenden grundlegenden Gedanken dienen.

Schöpfung ist Sprache

Modernes wissenschaftliches Denken sieht die Wirklichkeit primär unter dem Informationsaspekt. Das heißt: Wirklichkeit ist Sprache, Aussage, zeichenhafte Äußerung. Wirklichkeit will gehört werden. Wirklichkeit im Großen wie im Kleinen ist „offen“, lesbar, hörbar, einsehbar, verstehbar, intelligibel, ausschöpfbar. Das Gegebene ist licht und transparent, es begegnet uns in einer geistigen Struktur, es bietet sich an als nachdenkbar, verstehbar, mitteilbar usw. Und es ruft gewisser-

maßen nach Offenlegung, nach Entzifferung, nach Verstehen, enthält also auch einen Informationsappell: „Schöpf mich aus“! Die Wirklichkeit sich vor Augen halten ist wie „Daten lesen“. Dieses Lesen ist oft schwer, kann ungenau sein, kann daneben gehen, ist aber grundsätzlich möglich. Und es ist lebensnotwendig. Denn der Logos der Wirklichkeit muss erhoben und erfasst werden, damit wir uns in unserer Welt bewegen und in ihr bestehen können.

Modernes wissenschaftliches Denken favorisiert den Verstand und hält ihn in der Lage, den Gehalt der Wirklichkeit in vielen Ansätzen und Anläufen zu erschließen, das Erschlossene zu vertiefen und Wahrheit zu finden – selbst wenn das Gegebene nach dem großen Albert Einstein eine so „überlegene Vernunft“ offenbart, „dass alles Sinnvolle menschlichen Denkens und Anordnens dagegen ein gänzlich nichtiger Abglanz ist“ (20). Trotzdem gilt die Auszeichnung der Vernunft, das Sein nachdenken zu können und seine Logik für den Lebensvollzug zu nutzen. Wir sind fähig, die Botschaft der Welt zu lesen und die Sprache der Dinge zu verstehen. Wir sind begabt, über Versuch, Erfolg und Irrtum die Welt zu entziffern, dahinter zu schauen, Zusammenhänge zu erkennen und immer wieder Neues und Überraschendes ans Licht zu bringen oder aus Logik und Unlogik Vermischtes zu enttarnen. Für diesen Zweck sind Menschen dialogische und kooperationsfähige Wesen und müssten sich eigentlich nicht als Einzelkämpfer beweisen.

Ich glaube, diesen meinen vorausgegangenen Grundanmerkungen kann sich die gängige Theologie jederzeit leicht anschließen. Sie hat ja an vielen Stellen der Schrift und besonders in Röm 1,20 (21) genügend Hinweise auf die Wertschätzung der offenbarenden Struktur der Schöpfung und der Geistigkeit des Menschen. Paulus steht für eine Sicht, die in ihrer Reichweite und Tiefe einmalig ist: Schöpfung ist Offenbarung Gottes, Entäußerung, Kleid, Abglanz Gottes, Zeichen für Gott, Erkenntnisweg zu ihm, erschließbar für unseren Verstand. Der geheimnisvolle verborgene Gott kann nach Paulus mittels des Verstandes über die Schöpfung genügend gut wahrgenommen werden. Und der Mensch kann nachdenken, was mit der Schöpfung noch gemeint ist: Gabe Gottes, Gegebenes, Geschenktes, Heil und Heilung für uns Menschen. Diese Gabe ist ebenfalls über unsere Geistigkeit erschließbar. Das Schöpfungsgut lädt direkt dazu ein, es zu verstehen, seine Wahrheit zu finden und für ein gelingendes Leben zu verwenden. Das ist ja die wahre Auszeichnung der Schöpfung, dass sie uns einerseits Gott zu unserem Wohl und zu unserem Heil zugänglich macht, andererseits aber auch in ihrem Gehalt, in ihrem Sinn, in ihrer Bedeutung zugänglich und erschließbar ist, dass also auch die Sprache der Dinge zu unserem Wohl und Nutzen verstanden werden kann.

Zusammenfassend ist zu sagen: Die Botschaft der Schöpfung ist der Theologie und den übrigen Wissenschaften gleichermaßen anvertraut. Echtes Wissen ist fächerübergreifend mitteilbar. Theologie kann nur gewinnen, wenn sie das Werk ihres Gottes und dessen Logik und Botschaft sich zugänglich macht, versteht und be-

nutzt – und wenn sie die Arbeit der säkularen Wissenszulieferer hoch achtet und sich ihrer bedient.

Schöpfung braucht Experten und Exegeten

Im Bezug auf unsere Wirklichkeit braucht es das Ringen um das rechte Verstehen. Hoher Denkbedarf und hohe Denkleistung sind angesagt, um zu begreifen, was die Dinge wirklich sind und warum sie so sind, wie wir sie vorfinden. Denn weder die Menschheit als Ganze noch die einzelnen Menschen, weder die Wissenschaften noch die Religionen haben am Anfang bzw. im Laufe der Zeit feste Verstehens- und Bedienungsanleitungen für das Weltgeschehen in die Hand gedrückt bekommen. Die Menschheit muss selber lernen, wie sich die Welt ver-, „steht“ und wie das Leben „geht“. Aber sie ist begabt, über Versuch, Erfolg und Irrtum, dialogisch und kooperativ Wahrheit zu suchen und zu finden. Persönlich empfinde ich eine starke Faszination und Zuneigung für sachorientierte Wissenschaften und für ihr Fach verstehende Wissenschaftler. Ich habe einen jungen Astrophysiker kennen gelernt und einiges erfahren, wie dezent und sensibel auf seinem Fachgebiet Schöpfung abgeklopft und gelesen wird. Das geht es um Fragen wie: Was gibt eine vorgefundene Wirklichkeit an Informationen her? Was ist drinnen? Was dringt aus dem Innen nach Außen? Was ist zu erfassen? Was ist zu entdecken? Welche Daten sind zu lesen? Wie passt das alles zusammen? Und: Welche Potenzen, aber auch welche Herausforderungen stecken in den Tatsachen? Wie weit darf man gehen? Wo und wann wird es kritisch? Wo kommt man nicht weiter? Wo stockt es? Wo muss man aufhören? Manchmal bin ich von der Demut überrascht, die ich bei seriösen Wissenschaftlern finde, wenn z.B. Harald Lesch zugibt: „Mit der Dunklen Energie ist das Universum noch geheimnisvoller geworden, als es ohnehin schon war“ (22). Und weiter: „Für die Wissenschaft ist das natürlich eine äußerst unbefriedigende Situation“ (23). Dann tut aber auch wieder der gesunde, aber demütig gebliebene Stolz gut, wenn z.B. der Nobelpreisträger Sir Tim Hunt diesen Stolz auf den Satz herunterspielt: „Das Leben ist ziemlich geheimnisvoll, aber immerhin schon wesentlich weniger als es einmal war“ (24).

Sowohl in ihren Einsichten wie auch in ihrer Bescheidenheit sind unzählige Wissenschaftler für mich ganz wichtige Exegeten der Schöpfung – wir brauchen sie und wir brauchen sie auf allen Gebieten, egal ob es sich um das menschliche Gehirn, den unendlichen Kosmos, die Rätsel der Genetik, die sozialen Beziehungen, die lange vernachlässigte Psyche oder die überfavorisierte Materie handelt.

Jede Religion täte in meinen Augen gut daran, sich dem Appell der Wirklichkeit und dem meiner Meinung nach aller Wirklichkeit innewohnenden – man kann es ruhig so sagen - göttlichen Logos zu stellen. Das heißt: Religionen müssen Exegeten, Ausleger, Experten ausbilden bzw. sich solcher versichern, um zu verstehen, was in der Schöpfung steckt, was uns dient, welche Wunder sich zeigen, aber

auch welcher Schrecken sich einstellen kann, wenn man lernunwillig ist oder wenn Grenzen überschritten werden. Religionen brauchen inspirierte, umgetriebene und bewegte, aber auch kritische Menschen, Erneuerer und Reformatoren, denn die Schöpfung ist immer wieder auch falscher Wahrnehmung, Unverständnis, plakativen Entwertungen und ideologischen Überhöhungen ausgesetzt. Meine Kritik betrifft Gläubige und Ungläubige. Man erinnere sich an manche Grenzüberschreitungen von Wissenschaftlern und Forschern, etwa an ihre Eingriffe in die Erbsubstanz des Menschen. Oder man denke an das undifferenzierte theologische Gerede von der „neuen Schöpfung“ und das damit verbundene Zurückdrängen der guten „alten Schöpfung“. Kierkegaard hat einst nicht grund- und gedankenlos die „Rückgewinnung des Endlichen“ angemahnt – andere Besorgte ebenso eindringlich die „Rückkehr zum Elementaren“. Auch Nietzsche's „Bleibt der Erde treu“ (25) muss für religiöse Menschen ein kostbares Wort bleiben.

Menschliche Vernunftkenntnis ist natürlich immer unvollständig und stets kritisch zu begleiten. Sie kann auch in die Irre gehen oder stecken bleiben. Doch hier ist sie in guter Gesellschaft: Auch die Hl. Schrift und die Schriftexegese sind in vielen Fällen nicht eindeutig. Da muss man ehrlich sein. Aber Gott sei Dank erweisen sich die Wirkungsgeschichte unserer Erkenntnisse und unserer Handlungen bzw. die sich einstellende Symptomatik oder die sich ergebenden Folgen, wenn etwas nicht stimmt, immer als Chance und Einladung zur Korrektur und Umkehr. Denn auch in Störungen und Symptomen meldet sich eine größere Führung zu Wort, meldet sich bzw. revolutioniert die der Schöpfung innewohnende Ordnung und Logik. Dann muss man eben inne halten, seine Intelligenz in Frage stellen und einen neuen Anlauf machen. Wer der Schöpfung begegnen will, der muss lernen, immer wieder lernen, damit ihr Sinn erfasst und gelebt werden kann. Dann kann die von religiösen Menschen immer wieder besungene Freude an Gott auch zur Freude an der Schöpfung werden und zu einem wahren Vergnügen führen, die Schöpfung so richtig „auszuschöpfen“.

Schöpfung bedeutet auch: Vollendete Tatsachen

Mit der ihm umgebenden und ihm inne wohnenden Wirklichkeit, religiös gesprochen mit der Schöpfung, ist der Mensch vor „vollendete Tatsachen“ gestellt worden. Es ist weitgehend eingebettet in eine nicht der Beliebigkeit preisgegebene Wirklichkeit und einen im Großen und Ganzen klaren Schöpferwillen. Er ist eingelassen in eine Apriori-Größe, die er nicht folgenlos verlassen bzw. außer Acht lassen darf. Es gibt Größen, es gibt Tatsachen, die nicht zur Disposition stehen. Ich habe schon in Kapitel 2 darauf hingewiesen. Es gibt bei allen Freiräumen, die wir auch haben, feste Fundamente und tragende Säulen, feste Bauelemente, eindeutige Strukturen, klare Rhythmen usw. Es gibt Dinge, die uns binden, denen unsere innersten Absichten, auch unser guter Wille egal sind. Wir können keine neuen Grundwirklichkeiten schaffen – an der gesetzten Wirklichkeit kommt keiner vor-

bei – bei allem Liebäugeln, immer wieder in das gegebene „Gehäuse“ der Wirklichkeit einzugreifen. Für mich als religiösen Menschen hat Gott das Maß gesetzt, er hat die Logik begründet, er hat die „Instrumente des Seins“ gestimmt. Die Zustimmung dazu und dieses „Anerkennen, was ist“ (26) muss heute zu einer nicht nur profanen Pädagogik des „Zur-Welt-Kommens“ (27) gehören.

Nach bester Kosmologie hat so alles Geschaffene seinen Platz in der „Familie“ der Schöpfung. Nichts Wesentliches ist beliebig, austauschbar, abstellbar, ersetzbar. Nichts und niemand dürfen fehlen. Es ist wie im Gleichnis Jesu von den 99 Schafen und dem einen Schaf. Wenn nur eines fehlt, leidet das Ganze (28). Deshalb dürfen auch Menschen als „Hirten der Schöpfung“ nichts ausschließen, geschweige denn außer Acht lassen. Nichts darf in Verstecke abgeschoben oder verdrängt werden. Schöpfung muss und darf als Ganzes genommen und muss und darf in allen Bereichen enthüllt werden. Auch wenn jemand wie ich beruflich primär mit dem Schweren und den Bruchstellen des Lebens befasst ist, bleibe ich bis heute bei der Einschätzung: Die „vollendeten Tatsachen“ der Schöpfung sind Orte des Sinns, des Logos, der Wahrheit, der Ordnung, durchdacht, stimmig, Faszination und Respekt einflößend. Hier treffe ich mich mit dem Psalm 104 (29), der abgesehen vom dem knurrigen Schlussvers ein einziger Lobgesang auf die Schöpfung und den Schöpfer ist. Und ich treffe mich mit nicht nur forschenden, sondern auch staunenden Wissenschaftlern, wenn sie ihr Fachgebiet überschreiten und genuin religiös mit großer Ehrfurcht von der ihnen zugänglichen Wirklichkeit und deren Logik sprechen - und immer wieder auch auf das gute Wort „Gott“ zurückgreifen und sich auf sein Schöpfertum beziehen. Ich verweise hier bereits auf das diesbezügliche Kapitel 9.

Vollendete Tatsachen sind anzuerkennen und zu würdigen

Was als Aufgabe bleibt bzw. ansteht: Religiöse Menschen müssen diese „vollendeten Tatsachen“ würdigen. Das ist notwendig, um einigermaßen sauber vor dem großen Schöpfer – und vor sich selber - dazustehen. Würdigen beginnt sicher damit, dass wir – oft gegen allen Augenschein – festhalten, dass alles Geschaffene als Gottes Werk sinnvoll ist, in Ordnung, kein böser Trick, keine Falle, kein Testlabor oder Ähnliches. Würdigen meint, was Peter Sloterdijk so treffend vom Menschen fordert, er müsse sich dem Appell der Dinge und Fakten stellen und die Bedingungen einer Ordnungszintelligenz kennen lernen. Über Beachtung, Achtsamkeit und Achtung wären wir dann gut an die Schöpfung angeschlossen. So kann nach einer schönen Aussage von Karl Rahner nicht nur Gott im Menschen wachsen, so können auch wir in der uns zugewiesenen Wirklichkeit Fuß fassen, werden durch sie gehalten und halten ihr Stand, wo es nötig ist (30). Würdigen heißt ferner, das Rechte tun und sich schöpfungskonform verhalten – und - so gut es geht - nach einem schönen Wort von Paul Konrad Kurz „an der Sympathie Gottes mit allem

Lebendigen“ (31) partizipieren. Und würdigen meint auch, sich immer wieder auch über Sprache und Stimme äußern und loben, preisen, ehren und danken.

Auf einen Punkt will ich noch besonders eingehen: Würdigen heißt für mich vor allem, anzuerkennen: In jeder Wirklichkeit steckt Sinn! So stehen Exegeten und Experten vor den Angeboten und Herausforderungen der Schöpfung und haben die Aufgabe, den Sinn zu entdecken, der in jeder Sache liegt, zum Vorschein zu bringen, was im Tiefsten gemeint ist, die Natur der Dinge zu erspüren, zu entschlüsseln, sich mit ihnen vertraut zu machen, sie gut hand zu haben, ihre Freundlichkeit, aber auch ihren Schrecken und ihren Schmerz zu spüren. Wir sind auf Sinnfindung angewiesen. Die Tatsachen der Schöpfung rufen nach Hinhören und Gestaltung, auch wenn etwas kratzt, juckt, sticht und riecht – und in keinem Fall nach Wegschauen, Abwerten, Verzicht, Ausschluss oder Missbrauch. Die Verleugnung „vollendeter Tatsachen“ ist pathogen bzw. tödlich. Unser Leben kommt nur zur Ruhe, wenn es der Schöpfung offen, wohlwollend und „gekonnt“ zugetan ist. Andernfalls protestiert die Schöpfung im Symptom.

So erscheinen „Liebe zur Erde“ bzw. Leben aus der Mitte der Schöpfung als unumgängliche Formen der Liebe zum Schöpfer. Echte und wahre Religion ist in erster Linie eine Religion des Ja, eine Religion der Zustimmung, eine Religion des Einklangs, eine eindeutige Option für das geschaffene Sein, wie es ist und wie es aus der Hand Gottes hervorging. Wir sind Erde und können nicht existieren ohne die Erde und ihre „vollendeten Tatsachen“.

„Kein Schöpfungsbedarf“ bzw. „Nicht zu viel des Guten!“

Religiosität ist den Tatsachen zugeordnet und nicht Meinungen und Deutungen. Sie ist sachorientiert und denkend, Ideen kritisierend, oft auch Ideen zertrümmernd. Leider gibt es unter religiösen Menschen immer wieder auch spirituelle Wege und Bewegungen, deren Bekenntnisse lauten: „Kein Schöpfungsbedarf“ bzw. „Nicht zuviel des Guten!“ Oder gefährlich ausgedrückt, weil undefiniert: „Gott allein genügt!“ Wenn schon Schöpfungsbedarf, dann ist die Sache zweitrangig und muss halt hingenommen werden. Schöpfungspessimisten und – defätisten (Menschen, die den Glauben an die Schöpfung aufgegeben haben - Anm.d. Verf.) sind in vielen Religionen gut aufgehoben. Manchmal schreit in Abwandlung eines Zitates von Jürgen Habermas (32) die verleugnete und gemarterte Schöpfung zum Himmel, wenn etwa die Wirklichkeit und unsere menschliche Grundausstattung als nicht oder als nur bedingt sinnvoll oder notwendig abgetan werden. Es gibt unübersehbar eine defizitäre Wahrnehmung, die immer wieder Grundelemente der Wirklichkeit und des Menschseins nicht wahr haben will oder vernachlässigt. Es gibt den Protest und das Anlaufen gegen die Wahrheit, wie der Schöpfer uns geformt hat. Manche Mitmenschen spüren gar nicht mehr, wie viel gute Luft um sie herum ist. Sie halten sich konsequent die Nase zu. Es gibt und gab Theologen, die

– passend zu diesem Muster der Schöpfungsenthaltung bzw. -reduzierung – selbstschöpferisch und in einer Art Selbstermächtigung einen schöpfungsbereinigten bzw. schöfungsreduzierten „neuen Menschen“ und eine „neue Schöpfung“ propagiert haben. Solche Fehleinschätzungen reichen hinein bis in unsere heiligen Schriften und spirituellen Traditionen. Die Konstrukteure der „neuen Welt“ kamen sich größer und schlauer vor als der Erstkonstrukteur. Oder sie waren von ihrem Größenwahnsinn geblendet bzw. durch harte Schicksale, Verfolgung, Krieg und Krankheiten blind geworden. Heute sehen wir an vielen Beispielen im säkularen wie im religiösen Bereich, wie exzessive oder defizitäre Konstruktionen daneben gingen bzw. außer Kontrolle gerieten, und wie häufig manisch oder pessimistisch inszenierte Prozesse den Akteuren entglitten. Vor allem der Tatbestand des Sexuellen wurde immer wieder fast wie eine persönliche Fehlleistung Gottes empfunden. Das hätte er besser lassen sollen. Die Fülle der Erde, die Weltlichkeit, die Leiblichkeit, die Sinnlichkeit – sie sind oft nur zur Not im Christentum untergebracht. Die Erbauer und „Besitzer“ der neuen Welt stehen dann aber ganz schön an der Wand, wenn sie wie bei der Atomenergie zurückrudern müssen, oder wenn von Prototypen der „neuen Welt“, von Klerikern schwer nachvollziehbares Schlimmes getan wird – und so auf einmal hehre, aber keineswegs schöpfungskonforme Ideen ihren Glanz verlieren. Hier schreit dann eine verleugnete Wirklichkeit nach ihrem Recht und setzt sich heimlich und manchmal auch unheimlich durch. Spätestens dann müsste jedermann eigentlich wissen: Die gute alte Schöpfung gilt noch! Das Wirkliche, das Elementare, das Gottgewollte zeigt sich ja oft und gerade auch dort, wo menschliche Konstruktionen scheitern. Leider müssen wir immer wieder erst im Scheitern, in den Katastrophen den Logos der Schöpfung kennen lernen. Aber auch hier liegt oft eine große letzte Chance, wenn eine Stimme „Stopp“ sagt und sich so eine größere Führung zu Wort meldet, wenn eine „unsichtbare Hand“ versucht, uns wieder an die natürliche Ordnung anzubinden und in einen Raum zurückzuführen, den wir verlassen haben.

Vergötzung und Verfallenheit

Wie es defizitäre Denk-, Bewertungs- und Handlungsmuster gibt, gibt es auch exzessive Muster und Übertreibungen. Neben dem depressiv-pessimistischen Umgang gibt es auch die manischen Umgangsformen mit der Wirklichkeit: eine Distanzlosigkeit und Verfallenheit an Geld, Besitz, Konsum und Unterhaltung, vielfältige Formen der Vergötzung, Überhöhung und Anbetung, Gier und Besessenheit in Richtung Ausbeutung, Manipulation, Ressourcenzerstörung, naives Fortschrittsdenken und grenzenloses Experimentieren, aber auch ein anormales Sich-Einleben und Sich-Einsperren in ein geistiges Ghetto, in eine wissenschaftliche Enge, die den Blick auf das Ganze und die Verantwortung für das Ganze verloren hat. Theodor W. Adorno diagnostizierte schon vor Jahren unseren vorherrschenden gesellschaftlichen Zustand: „Der Gesamtzusammenhang ist ein beschädigter“ (33). Und wehmütig spricht er von einem „Verblendungszusammenhang“, wie man die-

sen auch deuten mag. Aber sicher gehört dazu das „Immer mehr“ und das „Weiter so“. Und dazu gehört auch eine Zweckrationalität, die sich nicht nur nebenbei, sondern oft genau kalkuliert für inhumane Ziele einsetzen lässt, bis dann die Rückschläge kommen, die zu jedem Missbrauch gehören. Natürlich gibt es warnende und einbremsende Töne, man solle sich, wie Martin Seel fordert, „den Sinn für das Richtige nicht abkaufen lassen“ (34) bzw. sich - nach Theodor W. Adorno - „weder von der Macht der anderen noch von der eigenen Ohnmacht dumm machen lassen“ (35). Adorno prägte auch den für unseren Zustand Trost verheißenden und doch so geheimnisvollen Satz: „Philosophie wäre der Versuch, alle Dinge so zu betrachten, wie sie vom Standpunkt der Erlösung aus sich darstellten“ (36). Könnte man nicht dafür „Neue Vertrautheit mit den Bedingungen der Schöpfung und neue Verantwortung für die Schöpfung“ einsetzen! Könnte nicht hier auch eine erneuerte Theologie einen Versuch starten, mit ihrem Reservoir an Intelligenz und Verfügbarkeit das gängige „way of life“ kritisch zu begleiten und ein neues Denken reifen zu lassen, damit wir aus den Extremen „schöpfungsverdrossen“ und „schöpfungsverfallen“ herauskommen bzw. damit wir nicht erst nach eingetroffenen Katastrophen über eine Umkehr nachdenken.

Ein Bewusstsein von dem, was fehlt, wecken und wachhalten

Jürgen Habermas hat den Satz geprägt: „Die praktische Vernunft verfehlt ihre Bestimmung, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wach zu halten“ (37). Wie man nach meinen bisherigen Ausführungen leicht wahrnehmen kann, geht es mir neben einem notwendigen „Bewusstsein von dem, was man hat“ auch um das Erwecken eines „Bewusstsein von dem, was fehlt“ bzw. von dem, was notwendigerweise zu tun ist. Wir haben als Christen die Schrift und wir haben die Schöpfung. Beides muss uns in hohem Maße beschäftigen und ansprechen. In der Schöpfung zu Hause sein ist ebenso wichtig wie in der Schrift zu Hause sein. Natürlich kann man die Weisheit der Schöpfung verachten bzw. verlieren oder sich auch in der Vergötzung und Anbetung der Schöpfung verlieren, aber niemand muss dies verpflichtend tun! Außerdem kann man ja auch die Schrift verachten bzw. aus den Augen verlieren, wenn man sie das ganze Jahr über unbeachtet im Regal liegen lässt, und man kann sich in der Schrift verrennen bzw. sich in ihr verlieren, wie es der religiöse Fundamentalismus laufend demonstriert. Aber auch das muss niemand zwingend tun!

Zusammenfassung

Ich fasse in fünf Punkten zusammen, welche Leistungen meines Erachtens heute in Bezug auf die Inhalte dieses Kapitels von der Theologie vordringlich gefordert sind. Ich will zugleich aber auch deutlich machen, welche Verheißungen in einer um die Offenbarung der Schöpfung erweiterten Theologie liegen:

Erstens: Zusammenführung von Schöpfungsoffenbarung und Schriftoffenbarung

Theologie heute kommt um eine Zusammenführung und Integration der beiden Offenbarungsweisen nicht mehr herum. Wenn die Schöpfung „die erste der Offenbarungstaten Gottes“ (38) ist, dann ist es an der Zeit, in der Schöpfungswirklichkeit mehr als „vorausweisende Spuren und Fragmente der Christuswirklichkeit“ (39) zu entdecken. Schöpfungsoffenbarung ist für mich die Basisoffenbarung. Die Christusoffenbarung baut ganz auf dieser Offenbarung auf und ist in sie hinein verwoben – und umgekehrt. So ist es nicht hinzunehmen, dass es immer noch mangelnde Klarheit in der theologischen Bewertung beider Offenbarungsweisen gibt bzw. dass Risse zwischen Weltwissen und Schriftwissen sein müssen. Wie diese Risse zu kitten sind und wie Zuordnung und Verschränkung gedacht werden können, dürfte sich als spannendes Thema der nächsten Zeit entpuppen.

Zweitens: Auch der „Text dieser Welt“ ist Aufgabe der Theologie

Schöpfungsexegese, den „Text dieser Welt“ (40) gut zu lesen, ist eine zentrale Aufgabe der Theologie geworden. Karl Rahner hat - bei gleichzeitiger Würdigung des existentiellen Engagements der Theologen – die „Blutleere“ (41) der Theologie angemahnt und fast testamentarisch für eine kreative, lebensnahe und schöpfungsbetonte theologische Wissenschaft plädiert. In der Theologie soll die Schöpfung zum Erwachen kommen und dem Theologen sollte „schlechterdings nichts von dem uninteressant sein“ (42), wodurch sich Gott geoffenbart hat. Wie oben bereits erwähnt wirbt Rahner dann konsequent für eine möglichst breite Konfrontation und einen möglichst breiten Dialog mit den Wissenschaften, die im Sinn des 2. Vatikanischen Konzils (43) eindeutig als Helfer und Partner verstanden werden müssen. Die Theologie muss Forscher und Wissenschaftler als Schöpfungsexegeten anerkennen und sich mit ihnen austauschen. Sie muss gewährleisten, dass das Wissen um die Schöpfung mit all ihren Möglichkeiten und Grenzen in ihrem Fach gut vertreten ist, sie sollte Grundsätze einer Schöpfungsexegese entwickeln, auf Nachhaltigkeit und Nachdenklichkeit pochen und Entscheidungshilfen geben, so dass sachgerecht gesagt werden kann, was im Denken und Tun geht und was nicht geht, was verhandelbar ist und was nicht, was exzessiv und was defizitär ist usw. So könnten Ideologien wie etwa das naive Fortschrittsdenken entlarvt werden oder es könnte durch die Beobachtung der Wirkungsgeschichte etwa eines technischen oder pädagogischen Verfahrens offen gelegt werden, wie die Schöpfung auf menschliches Handeln reagiert und gegebenenfalls in Symptomen zurückschlägt. Denn die Schöpfung mit ihren Sinnsystemen, die nicht zur Disposition stehen und nicht nach Belieben immer wieder neu aushandelbar sind, hat eben ihre interne Regulation. Das Sein hat ein festes Gehäuse, und wer das Fundament untergräbt oder Löcher in die Wände schlägt, dem fällt eben früher oder später das Dach auf den Kopf.

Drittens: Schöpfungstheologie bedeutet neue Nahrung für die Theologie

Theologie heute hat unbedingt an der Tatsache der Offenbarungsfähigkeit, des Offenbarungspotentials und der Offenbarungsqualität der Schöpfung festzuhalten. Sie ist als Werk des sich offenbarenden Gottes die erste Bewegung Gottes zu uns Menschen hin. Alles Kommende baut auf dieser Bewegung auf und muss sich daran messen. Das ist die eigentliche Wahrheit der Schöpfung. Eine gesunde Verbindung kann eine oft „blutleere“ (44) bzw. weltlose Theologie nähren, auf die Beine bringen und anziehend machen.

Viertens: Schöpfungstheologie sorgt für eine neue Freundlichkeit

Theologie für heute und morgen hat ohne Wenn und Aber die Güte, das Gutsein der Schöpfung zu propagieren und den Menschen zu zeigen, wie viel gute Luft um sie herum ist bzw. wie man gute Luft schaffen kann. Sie hat mitzuhelfen, die Schöpfung mit ihrem materiellen und humanen Reichtum ins Lebensgefühl der Menschen zu integrieren. Denn sie weiß um die „Güteformeln“, die das Buch Genesis enthält, dass nämlich alles aus der Güte Gottes kommt und an seiner Güte Anteil hat. Sie darf nichts draußen vor der Türe stehen lassen. Sie muss die „Frau Welt“, die in der Theologie und Baukunst des Mittelalters vor der Kirchentüre auf- und abgestellt wurde, endlich in ihre Kathedralen holen, ohne schlechtes Gewissen und ohne depressiven oder manischen Umgang mit dieser „Frau Welt“. Die geschaffenen Dinge sind ja nur für die gefährlich, „die sie ohne Weisheit gebrauchen“ (45). Hier sei noch einmal der Katholische Erwachsenenkatechismus zitiert, der wunderbar ausspricht, wie man es besser nicht sagen kann: „Mit der Lehre vom Gutsein der Schöpfung in all ihren Bereichen ist jeder falschen Askese, jeder skeptischen und pessimistischen Weltflucht und Weltverachtung der Boden entzogen“ (46). „Der Mensch muss die eigene Würde der Geschöpfe und ihrer Rhythmen respektieren; er darf nicht beliebig schalten und walten“ (47). „Der Wille Gottes begegnet ihm konkret in den Ordnungen und Strukturen der Welt und durch sie hindurch“ (48). „Leben und Wirklichkeit im Ganzen“ haben „eine Ordnung, die wie eine Macht über den Menschen waltet“ (49). Natürlich will ich in diesem Aufsatz keiner naiv positiven Deutung jeglichen Weltgeschehens das Wort reden. Zuviel Schlimmes ist passiert und passiert täglich weiter. Ich stehe aber an der Seite einer tragfähigen Theologie und zitiere auch gerne von mir fachlich hochgeachtete Psychologen und Therapeuten wie Matthias Varga von Kibed, der – wie er sagt – der meist „stabilen“ Überzeugung ist, „in eine übergeordnete Wirklichkeit eingebettet“ zu sein, der er „voll und ganz“ zustimmen könne. Wörtlich führt er aus – ich werde später noch einmal darauf zurückkommen: „Ich habe eine bisher immer wieder erneuerbare Überzeugung, dass es diese tiefste Freundlichkeit, diese tiefste Güte gibt und dass das Übel so etwas ist wie ein Schatten über der Sonne, aber der Schatten hat nicht die gleiche Wirklichkeit wie das Licht“ (50). Oder ich verweise auf die Wiener Psychotherapeutin Christl Lieben, die in ihrem Buch „Verzeihung, sind Sie

mein Körper“? bekennt: „In meiner persönlichen Wahrnehmung liegt auf dem Grund der Schöpfung ein leises Lächeln, das nur aus Liebe besteht – einer Liebe, die alles umfängt, nährt und trägt, die nichts ausschließt..., sie ist allgegenwärtig, sie durchleuchtet die ganze Schöpfung. Es gibt keinen Ort, an dem sie nicht ist“ (51).

Fünftens: Schöpfungstheologie fördert Frömmigkeit, Staunen und Anbetung

Schließlich und endlich muss Theologie heute stärker auf die vielen religionsgeschichtlichen und kulturellen Achtungsformen hinweisen, die sich weltweit in Worten, Gesängen und Riten etwa auf das Mysterium der Natur, auf das Geheimnis des Menschen oder die Verehrung einer Urmacht „hinter allem“ beziehen. Ich verweise zum Schluß nur auf den Sonnengesang des Hl. Franziskus, diese Leuchte in der christlichen Frömmigkeitgeschichte. Hier sind ja beide Offenbarungsweisen wunderbar vernetzt - und die eine geht nahtlos in die andere über.

Ich wünsche der Schöpfungstheologie und ihrer Vernetzung mit der Wortoffenbarung eine gute Zukunft.

Anmerkungen

- 1 Katholischer Erwachsenenkatechismus, hrsg. von der Deutschen Bischofskonferenz, Kevelaer 1985, 95
- 2 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*, I, 18, *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Frankfurt am Main 2000, 19
- 3 Martin Mittermeier, in *Recherche – Zeitung für Wissenschaft*, 31.01.2010
- 4 Norbert Bunscherer, *Naturwissenschaft und christlicher Glaube*, München 1961
- 5 - 15 Zitate aus: Karl Rahner, *Erfahrungen eines katholischen Theologen*, Vortrag vom 12.02.1984, veröffentlicht in *Sämtliche Werke*, Bd. 25, 47-57
- 16 Herbert Vorgrimmler, *Gotteserfahrung im Alltag*, in Karl Lehmann (Hrsg.), *Vor dem Geheimnis Gottes den Menschen verstehen*, Regensburg 1984, 70
- 17 Zitate ebd. 69-70
- 18 Harald Lesch, *Kosmologie für Fußgänger*, München 2001
- 19 Harald Lesch, *Kosmologie für helle Köpfe*, München 2006
- 20 Albert Einstein, zitiert im Internet unter www.vuksanovic.com
- 21 Röm 1,20 Gottes „unsichtbare Wirklichkeit“ wird „an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen.“
- 22 Harald Lesch, *Kosmologie für helle Köpfe*, 147
- 23 Ebd. 147
- 24 Zit. in Markus Hengstschläger, *Endlich unendlich*, München 2010, 13
- 25 Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, *Zarathustras Vorrede*, München 2010
- 26 Ausdruck, der vor allem von Bert Hellinger als Beginn des Erkenntnisweges geprägt wurde und der sich in einem Buchtitel niederschlägt: Bert Hellinger, *Anerkennen, was ist*, München 1998
- 27 Ausdruck von Peter Sloterdijk, *Quelle nicht mehr auffindbar*
- 28 Die Bibel, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980, 1179
- 29 Ebd. 668

- 30 Karl Rahner, Quelle nicht mehr auffindbar
- 31 Paul K. Kurz, Gott in der modernen Literatur, München 1996, 53
- 32 Michael Reder und Josef Schmidt (Hrsg), Ein Bewusstsein von dem, was fehlt, Frankfurt am Main 2008, 31
- 33 Theodor W. Adorno, Minima Moralia, I, 18, Gesammelte Schriften, Bd. 4, Frankfurt am Main 2000
- 34 Martin Seel, Quelle nicht mehr auffindbar
- 35 Theodor W. Adorno, Minima Moralia, Zitat nicht auffindbar
- 36 Theodor W. Adorno, Minima Moralia, Zitat nicht auffindbar
- 37 Michael Reder und Josef Schmidt, Ein Bewusstsein von dem, was fehlt, s.o., 31
- 38 Katholischer Erwachsenen Katechismus, hrsg. von der deutschen Bischofskonferenz, Kevelaer 1985, 95
- 39 Ebd. 96
- 40 Formulierung von Paul K. Kurz in Gott in der modernen Literatur, München 1996, 53
- 41 – 42 Zitate aus Karl Rahner, Erfahrungen eines katholischen Theologen, Vortrag vom 12.02.1984, veröffentlicht in Sämtliche Werke, Bd. 25, 47-57
- 43 Karl Rahner / Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompendium, Die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute, Freiburg im Breisgau 1966, 494-495
- 44 Siehe Karl Rahner, Erfahrungen eines katholischen Theologen, Vortrag vom 12.02.1984, veröffentlicht in Sämtliche Werke, Bd. 25, 47-57
- 45 Diese Aussage wird Thomas von Aquin zugeschrieben
- 46 Katholischer Erwachsenen Katechismus, hrsg. von der deutschen Bischofskonferenz, Kevelaer 1985, 98
- 47 Ebd. 99
- 48 Ebd. 99
- 49 Ebd. 102
- 50 Matthias Varga von Kibéd in: Freda Eidmann, Trauma im Kontext, Göttingen 2009, 167
- 51 Christl Lieben / Chr. Renoldner, Verzeihung, sind Sie mein Körper?, München 2011, 141

[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)

[Zurück zum Anfang dieses Kapitels](#)

Kapitel 5 Welch frohe Botschaft: Wir Menschen sind im Grunde vernünftige Wesen - Und manche dieser Wesen werden weise!

Dieses Kapitel ist zweigeteilt. Es befasst sich mit dem Adel unseres mentalen Lebens und mit der grundsätzlichen kirchlichen Wertschätzung dieser Auszeichnung durch die Einrichtung der wissenschaftlichen Disziplin Theologie.

1 Der Adel unseres mentalen Lebens

Für welche Art von Leben sind wir gemacht?

Die Frage ist und bleibt spannend: Für welche Art von Leben sind wir gemacht? Was sind wir von Natur aus? So fragt etwa der Gehirnforscher, Mediziner und Psychotherapeut Joachim Bauer in seinem Werk „Prinzip Menschlichkeit“ (1): Sind wir, was die soziale Dimension unseres Lebens betrifft, auf Egoismus, Konkurrenz und Kampf eingestellt – oder auf Kooperation und gelungenes Miteinander? Bauer sagt eindeutig Ja zu einem auf Zusammenarbeit ausgerichteten Menschsein, zu mitmenschlicher Zuwendung, Wertschätzung und Liebe und belegt sein Ja mit den Ergebnissen der modernen Neurobiologie. Er zeigt überzeugend, wie die Wahrheit aussieht, die unserer sozialen Dimension entspricht.

Für welche Art von Leben sind wir geschaffen? Was sind wir von Haus aus, wenn es aber um die geistige Dimension unserer Existenz geht? Sind wir, so fragt die wissenschaftliche Anthropologie, auf Schlafen und Träumen, auf alle möglichen Torheiten und auf die Barbarei des Irrationalen, des Ungefährlichen, des Einseitigen, des Verrückten hin geschaffen - oder auf die Königswürde des Denkens, des Verstehens, der Erkenntnis, der Vernunft, der Einsicht, des Wissens und der Weisheit hin angelegt? Eine realistische und kundige Beobachtung des Lebens sagt eindeutig Ja zu einer vernünftigen Ausrichtung des Lebens und zur Würde und zum Adel unseres mentalen Lebens. Ebenso lautet auch eine gute Nachricht aus dem Lager der Theologie: Wir Menschen sind im Grunde vernünftige Wesen. Wir sind begabte, aber auch geforderte Denker. Und manche von uns werden weise.

Ich möchte mit diesem Beitrag ins rechte Licht rücken, zu welcher Größe wir durch die Gabe unseres Verstandes geschaffen und gerufen sind. Ich verstehe die folgende Würdigung unseres mentalen Lebens als persönliches Bekenntnis, als gute Botschaft, die ich weitersage, als engagiertes Plädoyer und schließlich als Baustein für ein Loblied, für eine „Hymne an den Verstand“.

Eine Hymne an den Verstand ?

Es mag nun manchem als völlig übertrieben vorkommen, unsere Verstandesbegabung, unsere Fähigkeit zu denken, zu feiern, eine Hymne an den Verstand zu erwä-

gen und unsere Vernunftbegabung mit dem Qualitätsmerkmal einer frohen Botschaft, eines Evangeliums zu versehen. Zu wirkmächtig ist, wie bereits oben erwähnt, die Barbarei des Irrationalen, zu gewaltig sind die geistigen Torheiten der Menschen, zu erschreckend liegt die vielseitige menschliche Naivität vor unseren Augen, zu brutal agiert heute eine kalte und auf inhumane Ziele ausgerichtete Zweckrationalität. Und zu oft vermissen wir intellektuelle Redlichkeit und eine gesunde und saubere Logik, die darin besteht, dass sich ganz einfach „Auffassungen vertragen“, wie Karl Rahner es einmal formulierte. Zudem lässt erfahrungsgemäß menschliche Bequemlichkeit Tag für Tag zu viele geistige Möglichkeiten brach liegen, wo doch Geistigkeit von der Aktivierung, vom Benützen, vom Üben, vom Training lebt und ebenso von der Auseinandersetzung mit den vielen Objekten und Zuständen des Lebens und deren Integration in unsere ureigenste Wirklichkeit. Leben muss ja einverleibt und eingeordnet werden. Sonst kommt es nicht zur Entfaltung, bleibt unkultiviert und verkümmert.

Mentales Leben kann natürlich auch in die Irre gehen, man kann sich ihm verschließen, man kann die Skepsis übertreiben, die eigenen Einsichten abwerten, sich selbst diffamieren, man kann - statt dem eigenen kritischen Denken – zufälligen plakativen Vorbildern und Gurus blind vertrauen und – wie es auch bei religiösen Gruppierungen immer wieder vorkommt -, in naivem Gehorsam das bewusste oder unbewusste Opfer des Intellekts auf sich nehmen. Man kann unserer Geistigkeit aber auch Unrecht tun, indem man die Reichweite des Verstandes überschätzt. Eine kritiklose Anbetung der eigenen Einsichten bzw. ein überheblicher Wissenswahn sind ebenso deplaziert wie eine unkritische Abwertung unserer geistigen Fähigkeiten.

Zu groß und zu verdeckt ist natürlich oft auch die Wirklichkeit, die wir begreifen sollen. Der bisher so gelobte gesunde Hausverstand genügt heute meist nicht mehr, um in der Gegenwart wirklichkeitsangepasst da zu sein und Welt und Leben zu verstehen. Der Verwendungsbereich unserer Ratio wird bei der immer schneller sich verändernden und an Komplexität zunehmenden Welt mehr und mehr eingeengt. Noch lange nicht hat das Licht des Verstandes viele Wirklichkeiten grundsätzlich beleuchtet und die dunklen Ecken, Winkel und Abgründe des Lebens genügend gut erforscht. Immer wieder erhebt der große Albert Einstein seinen Finger, ergreift das Wort und mahnt uns zur Demut: Das Gegebene, sagt er, offenbare eine so „überlegene Vernunft“, „dass alles Sinnvolle menschlichen Denkens und Anordnens dagegen ein gänzlich nichtiger Abglanz ist“ (2). Und auch der Gehirnforscher Gerhard Roth sorgt für Nachdenklichkeit, wenn er feststellt, dass unser Bewusstsein zu „extremer Selbsttäuschung“ (3) neige.

Trotz all dieser nicht zu leugnenden Fakten bleibe ich bei der Würdigung der Einzigartigkeit und Größe unseres mentalen Lebens, bei meiner Hochachtung, bei meinem Stolz, mit Verstand und Vernunft begabt zu sein, bei meiner Kennzeich-

nung des Denkens als gute Botschaft. Ich stehe weiterhin zu der Überzeugung: Unsere Geistigkeit bzw. unsere Rationalität ist unter allen Wirklichkeiten, denen wir begegnen, und bei allen Grenzen, die hier gesetzt sind, etwas ganz Großartiges und Herausragendes. Wir Menschen sind mit einem Vermögen ausgestattet, das Wirklichkeit begreift, speichert, ordnet, zu verstehen versucht, auf Folgerichtigkeit und Widerspruchsfreiheit achtet, auf Beweisbarkeit aufbaut. Wir haben eine Fähigkeit, die unser Leben und Handeln leitet, dieses durch vernünftige Begründungen genügend gut stützt und offen ist für Erweiterungen und Optimierungen. Wir sind damit ausgezeichnet, das Sein nachdenken zu können und seine Logik für den Lebensvollzug zu nutzen. Und wir stehen nicht alleine da.

Vielseitige Beschreibungen

Es ist interessant, genauer hinzuschauen, wie vielseitig dieses Faktum unserer Geistigkeit beschrieben wird: Als anthropologischer Sachverhalt, Charakteristikum des Menschseins, Ereignis, das am Menschen geschieht, das am Menschen zum Vorschein kommt, Teilstück der Natur des Menschen, Systemelement des Menschseins und der Organisation des Menschen, Dimension des Menschseins, unabdingbare Begleiterscheinung des Wesens des Menschen, Anlage bzw. Veranlagung des Menschen, elementare Begabung des Menschen, inneres Prinzip, das Sein zu verstehen und zu gestalten, Kraft, die die Existenz des Menschen bestimmt usw. Schließlich und endlich landen wir dann wieder bei dem vertrauten Begriff „Existenzialien“. Und diese bedeuten, wie bereits früher ausgeführt, Sachverhalte, in denen der Mensch „so sehr wurzelt, dass er sich von ihnen nicht trennen kann, ohne zu verkümmern oder zugrunde zu gehen“ (4). Wo stimmt diese Definition besser als im Bereich des Geistes und des Wissens!

So ermöglicht unsere Geistigkeit eine Art der annähernden Teilhabe an der Wirklichkeit mit dem Ziel, dass unser Leben auf soliden Füßen stehen kann. Sie drängt vorwärts, stellt sich der Wirklichkeit, fragt bei ihr nach und klopft sie ab, fragt nach der Bedeutung im Detail, aber auch nach der Bedeutung im Ganzen, nimmt Dinge unter dem Maßstab des Ganzen wahr, und ahnt immer wieder auch ein „Dahinter“ als letzter Form der Teilhabe.

Unsere Geistigkeit entspricht der Geistigkeit der Wirklichkeit

Diese unsere Geistigkeit hat dann eine wunderbare Entsprechung in der Geistigkeit der Wirklichkeit. Nicht nur der Mensch ist mit Verstand begabt, auch die Wirklichkeit ist geistbegabt. Sie hat ihre Logik, und diese Logik ist offen auf die menschliche Geistigkeit hin. Sie ist erschließbar, ausschöpfbar, jedoch im Wesentlichen nicht verhandelbar. Vielmehr ist sie im Letzten zwingend, bis sie erkannt ist. Und sie wehrt sich, wenn sie falsch oder ungenügend erschlossen wird.

Ein wenig Stolz ist erlaubt

Geistiges Leben lohnt sich. Im Geistigen zuhause sein macht stark. Wissen gibt Sicherheit. Ich bin stolz und freue mich immer, wenn ich etwas begriffen habe. Ich freue mich innerhalb meines Berufsbereiches, wenn ich etwa im therapeutischen Setting die Bedeutung eines Symptoms verstehe, wenn ich erkenne, was dahinter steht und finde, was wirkt. Ich genieße es, wenn sich meine anfänglichen Arbeits-hypothesen nach und nach immer mehr bewahrheiten, wenn ich Verbindungen zwischen Lebensumständen und Krankheiten erkenne, oder wenn heute Krankheiten generell immer mehr als aus den Sphären gestörten Daseins kommend verstanden werden. Ich freue mich über unzählige spannende Forschungsergebnisse unserer Zeit. Ich genieße es, wenn ich Harald Lesch lese oder höre, und dabei nicht nur seine Gabe, Wissen zu vermitteln bestaune, sondern auch den Umfang und die Tiefe seiner Erkenntnisse. Ich freue mich, wenn ich manches verstehe, fühlte mich aber schnell auch um eine Klasse zurückversetzt, als ich mit „Kosmologie für helle Köpfe“ (5) – von H. Lesch und J. Müller verfasst - zu lesen anfangen wollte und bald bei „Kosmologie für Fußgänger“ (6) – ebenfalls von diesen beiden Autoren - gelandet bin. Und das war dann auch noch sehr anspruchsvoll. Zum Trost: Man kann sich auch über die geistigen Begabungen Anderer freuen.

Gabe und Aufgabe zugleich

Die Gabe des Verstandes, die Fähigkeit zu denken, ist Gabe und Aufgabe zugleich. Zur Natur jeder irdischen Wirklichkeit gehört ein Gestaltungsauftrag. Geistigkeit lebt, wie schon gesagt, von der Aktivierung, vom Üben, vom Training, vom Lernen. „Use it or lose it“ lautet ein treffendes englisches Sprichwort. „Wer rastet, der rostet“ heißt es auf Deutsch. Die Maschine muss am Laufen gehalten werden, könnte man salopp sagen. Bei einem Kongress der Neuropsychologen 2006 in Zürich (7) wurde dringendst empfohlen, sich bis ins hohe Alter kognitiv anregend zu beschäftigen. Ohne anregende kognitive Betätigung baut sich das Nervengewebe ab und unser Geist verkümmert. Besonders wichtig wird dabei der Dialog. Hier erschließt und vermehrt sich unsere geistige Begabung ganz besonders. Und hier kommt uns zugute, dass wir Menschen anerkanntermaßen dialogische Wesen sind.

Lob der Wissenschaft

Hier ist nun auch ein Wort zu den Wissenschaften fällig. Ich liebe die Wissenschaft und die Forschung, die Wissenschaftler und die Forscher, die geistigen Menschen, die Universität, die Bücher, speziell die Fachbücher. Ich sage Ja zu den Wissenschaften, Ja zu einer soliden denkerischen Durchdringung des Selbst- und Weltbezuges. Ich komme noch aus einer theologischen Ausbildung, die während der ersten vier Semester ein „weltliches“ Fach als Pflichtfach anordnete. Ich habe in Regensburg Physik gewählt. An der Universität Innsbruck habe ich leider viel zu kurz

und zu sparsam in die Sozialwissenschaften, in die Pädagogik und Psychologie hineingeschaut – bin aber heute noch vom liebenswürdigen und hervorragenden Sozialwissenschaftler P. Johannes Schasching SJ, vom großartigen Pädagogen Wolfgang Brezinka und einer fachkundigen psychiatrischen Vorlesungsreihe beeindruckt. Kundige Wissenschaftler und Forscher sind das beste Bollwerk gegen die heute als ganz normal geltende Herrschaft des Irrationalen, des Ungefähren, des Oberflächlichen, des Banalen. Ich bevorzuge eine seriöse geistige Durchdringung der Welt- und Lebenszusammenhänge. Ich erinnere an die späten „Bekenntnisse“ eines demütigen Karl Rahner (8), an seine Wertschätzung der Wissenschaften, besonders der anthropologischen, an seine eingestandene Hilflosigkeit, die „Gottesrede“ der Wissenschaften zu verstehen. Ich wiederhole seine Beschwörung eines möglichst breiten Dialoges zwischen der Theologie und den übrigen Wissenschaften. Bei dieser Wertschätzung des Verstandes und der wissenschaftlichen Erkenntnisse steht Rahner ganz in der Tradition des Konzilsdokumentes „Über die Kirche in der Welt von heute“ (9). Dieses Dokument betont nur die Selbstverständlichkeit: Unser Verstand ist – bei all seinen Grenzen - geeignet, die Sprache der Dinge zu unserem Wohl und Nutzen zu verstehen.

Die geistige Qualität der Weisheit

Meine Bausteine für ein Loblied auf unsere cognitive und mentale Begabung gipfeln im Verweis auf eine philosophisch und theologisch hoch angesehene geistige Qualität, für die der Begriff Weisheit steht. Weisheit, das Wissen um die wesentlichen Wahrheiten des Lebens und Fähigkeiten der Lebensgestaltung, ist das Endziel der Entwicklung eines Potenzials, das dem menschlichen Existential des Denkens zugeordnet ist. Weisheit hat eine besondere Beziehung zum Denken, zur Erkenntnis, zur Einsicht, zu Verstand und Vernunft, zur Ratio, zum Intellekt, zum Geist, zu unseren Gedanken, zum Lernen, zu unserem neuronalen System, zu unserem Gehirn. Weisheit hat einen hohen Stellenwert in der biblischen und philosophischen Tradition. Das ganze Denken des Alten Testaments ist bereits von einer Hochachtung der Weisheit und der Weisen durchzogen. Vor allem drei biblische Bücher schwärmen vom Ziel- und Höhepunkt unserer Denkfähigkeit, das Buch der Sprichwörter, das Buch der Weisheit und das Buch Jesus Sirach. Salomos Weisheit war in biblischen Zeiten bereits sprichwörtlich (1 Kg 5,21). Von Judith heißt es, es habe keine zweite Frau gegeben, die so verständig wie sie reden konnte (Jdt 11,20). Auch Jesu Weisheit wird in den Evangelien immer wieder hervorgehoben und bestaunt (Mt 12,42; 13,54, Mk 6,2, Lk 2,40). Nach dem Kolosserbrief sind in ihm „alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen“ (Kol 2,3). In der Apostelgeschichte wird berichtet, dass bei der Auswahl der Mitarbeiter der Apostel das Kriterium geltend gemacht werden sollte, man möge „Männer von gutem Ruf und voll Geist und Weisheit“ (Apg 6,3) nehmen..

Ich komme noch einmal kurz zurück auf die Weisheitsbücher des Alten Testaments. Dort werden wahre Hymnen an die Weisheit verfasst (Weish 8,2-18; Sir 24, 1-22; 51,13-30). Von ihr wird gesagt: Sie übertrifft die Perlen an Wert (Spr 8,11), sie ist besser als Gold (Spr 16,16), sie ist der Lebensquell (Spr 13,14), sie ist Heil der Welt (Weish 6,24), sie ist Gegenstand des innigsten Flehens (Weish 8,19-9,19) und der ständigen Suche (Weish 6, 1-21; Spr 4,1-27). Die höchste Wertschätzung erfährt sie aber im Bild der „Frau Weisheit“ (Spr 9,11), wo sie zu quasipersonaler Würde aufrückt. Diese Texte des Alten Testaments gelten auch heute, selbst wenn die neutestamentlichen Bücher aufgrund des Lebensschicksals Jesu ihre Probleme mit der „Weisheit dieser Welt“ hatten (Siehe 1 Kor 1,20; 1,22; 2,8 usw.).

2 Die Kirche leistet sich ein Denkorgan: die Theologenschaft

Hohe Wertschätzung des Denkens

Dem Adel unseres mentalen Lebens wurde im Bereich des Christentums in einer Art und Weise Anerkennung zuteil, die ich hier nicht übergehen möchte. Als Zeichen der großen Wertschätzung unserer Geistigkeit entstand ein eigenes Denkorgan, die Theologen, und eine eigene Wissenschaft, die Theologie, die es bis zum Lehrfach an den Universitäten brachte. Der Ursprung der christlichen Theologie besteht unstrittig und klar in der Tatsache, dass Verstehen und Verständlichmachen ihres Glaubens von Anfang an im Interesse der jungen Christenheit lag. Dieses Interesse ist zu allen Zeiten geblieben. Die Theologie führt dieses Verständlichmachen bis heute weiter. Nach Eberhard Schockenhoff ist dies „gerade in säkularen Gesellschaften, wo die Kirche ja nur eine Stimme neben vielen anderen ist, etwas ganz Wesentliches“ (10). In ihren Theologen besitzt die Kirche auf vielfache Art und Weise bis hin zu den theologischen Lehrstühlen ein qualifiziertes, wenn auch oft lehramtlich eingegengtes und somit zahmes Denkorgan. Trotz mancher Grenzen kann man aber sagen, dass die Geistigkeit im Christentum grundsätzlich hoch geachtet ist. Ähnliches gibt es nicht in jeder Religionsgemeinschaft. Die Etablierung dieses Denkorgans im christlichen Lebensraum ist eine der herausragendsten Leistungen in der Geschichte der religiösen Kultur. Man kann wirklich darauf stolz sein. Eine solche Einrichtung macht den Glauben vertrauter und die Entscheidung zu glauben sicherer. Der Mensch muss nicht seine Vernunft negieren, wenn er glaubt. Dass die hohe Einschätzung des Denkens für eine Religion aber auch gefährlich sein kann, steht auf einem anderen Blatt. Wer sich auf das Feld des Denkens begibt, findet reichlich Konkurrenz und Gegnerschaft.

Solide Absicherung durch Schrift und Tradition

Die Geistigkeit des Menschen innerhalb des Denkens der Kirche ist nun nicht nur dadurch hoch geadelt, dass ihr in der Theologie eine besondere Stellung zugedacht

wird. Eine besondere bibeltheologische Qualifizierung erhält sie auch dadurch, dass nach dem Römerbrief (Röm 1,19-20) der Mensch kraft seiner Geistigkeit aus den natürlichen Dingen Gott genügend gut erkennen kann – und in der Folge natürlich auch die Schöpfung und die Offenbarung in Jesus Christus genügend gut verstehen und handhaben kann. Dazu gehört auch die mit der Zeit tiefere Durchdringung des Schöpfungs- und Christumysterium. Die Bedeutung der Logos-Theologie ist dabei besonders zu würdigen. Hinzu kommt die Tatsache, dass bereits in den biblischen Überlieferungen Theologen einer späteren Generation die vorausgegangene im Blick auf das Gottes-, Menschen- und Weltverständnis zum Teil gravierend korrigiert haben. Als Beispiel führe ich erneut das Apostelkonzil an (Apg 15,1-35). Eine solche eingestandene Wahrnehmung könnte sich als eine sehr nützliche Vorgabe für das Heute erweisen.

3 Zweck und Aufgabe einer wissenschaftlich betriebenen Theologie

Eine Theologie, die Wissenschaft sein will, muss sich ihrer Voraussetzungen bewusst sein

Die Theologie ist angewiesen auf den Verstand, sie muss zurückgreifen auf die Abbildungen des Verstandes und auf die Ergebnisse der Tätigkeit des Verstandes, sie ist angewiesen auf Begriffe, auf Worte, auf Sätze als dem Grundlagenmaterial für ihr „Treiben“. Und sie ist den Feldern der jeweiligen Philosophie ausgesetzt. Die Theologie kommt um irdische Anleihen und Stützen, um Vorverständnisse nicht herum. Der tschechische Theologe und Therapeut Tomáš Halík hat mit einfachen Worten darauf hingewiesen: Wenn sich Theologie ausdrücken will, muss sie beim Verstand, bei dessen Begriffen eine Anleihe nehmen. Sie muss auf die Abbildungen des Verstandes zurückgreifen, eben auf das, was Menschen bereits verstanden – und oft auch miss- oder nicht verstanden haben. Sie muss auf das Feld der Vorverständnisse gehen. Mit Begriffen ist immer auch eine Denkweise, ist eine Philosophie verbunden. Das sollte einmal von der Theologie gründlich reflektiert werden, meint Tomáš Halík (11). Solches gehöre einfach zur wissenschaftlichen Redlichkeit. Theologie kann sich nur mit den Begriffen der Menschen, der Kultur, der Zeit usw. ausdrücken. Wir sind jedoch laufend dem Wandel der Begriffswelt unterworfen. Manches Begreifen, manche Begriffe werden hohl, leer und überholt, andere gefüllter oder neu gefasst. Denken und Verstehen sind immer in Bewegung. Wenn das Begreifen, wenn Begriffe oder ganze Denkmuster anders werden, wenn sie sich qualitativ verbessern oder verschlechtern, wenn Vorverständnisse nicht mehr haltbar sind, ändern sich die theologischen Bedingungen und Ausdrucksmöglichkeiten. Für den Kern, für das Wesentliche, für das Unbegreifbare müssen dann neue Zugangsweisen erschlossen werden. Denn jeder Zeit muss die Theologie sagen, was sie hat, was sie will und was sie kann.

Theologie muss die innere Logik der Religion gewährleisten

Weiterhin sorgt die Theologie dafür, dass die innere Logik der Religion gewährleistet bleibt. Der Mensch soll im Einvernehmen mit seiner Vernunft glauben. Die Glaubensinhalte sollen nicht am Intellekt scheitern. Auch ein Glaubenssystem muss von inneren Widersprüchen gereinigt werden. Das Gesetz der Widerspruchsfreiheit gilt auch hier. Ebenso muss das Kerngeschäft klar sein, die Peripherie auch. Dass Strukturen nicht zum Kerngeschäft gehören, ebenso wenig wie kulturelle Prägungen, persönliche Interessen und Lieblingsthemen, muss als selbstverständlich gelten. Auch muss deutlich werden, welche Überlieferungen dem Leben dienen und welche schaden. Gefährliche Ideen müssen entlarvt werden, ebenso alles, was unlogisch, unethisch, nicht haltbar, kontraproduktiv ist. Was sich fälschlicherweise eingespielt hat, muss zurückgenommen werden. Es geht um die Strahlkraft der guten Nachricht, damit der Mensch die Liebe leben, die Wahrheit denken und der Liebe und der Wahrheit mit allen Kräften dienen kann.

Theologie muss ein Bewusstsein entwickeln von dem, was man hat

Theologie sichtet den Kernbestand der Religion und grenzt ihn gegen sekundäre Bestände ab. Die grundlegende Frage lautet: Was ist die gute Nachricht, die zu vermitteln ist. Theologie sorgt für eine qualifizierte und reflektierte Ideengrundlage auf der Basis der Schöpfungs- und Schriftoffenbarung. Dazu muss man gute Formulierungen finden, die aufhorchen lassen. Als eines von vielen möglichen guten Beispielen könnte ein Text von Tomás Halík dienen, der so lautet: „Das Grundlegende, was uns Glaube und Theologie...sagen, ist doch, dass wir nicht Gott sind, sondern dass wir vielmehr alle, ob wir dies wahrhaben wollen oder nicht, ...in einem Beziehungsverhältnis stehen zu jenem Geheimnis, das wir mit Gott benennen. Diese Einsicht ist darum so ungeheuer wichtig, weil sie uns moralisch auf eine bestimmte Haltung von Ehre, Demut und Verantwortlichkeit verpflichtet“ (12). Auf Christus bezogene Glaubende haben wahre Schätze in den Händen, die gut „verkauft“ werden wollen.

Theologie muss ein Bewusstsein entwickeln von dem, was fehlt

Jürgen Habermas hat ein Zitat in die Welt gesetzt, das aufhorchen ließ und immer noch aufhorchen lässt: „Die praktische Vernunft verfehlt ihre Bestimmung, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wach zu halten“ (13). Auf die Theologie angewandt würde ich das Zitat gerne so hören: „Die praktische Vernunft der Theologie verfehlt ihr Ziel, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, ein Bewusstsein von dem, was sie hat, was vom Himmel kommt, zu wecken und wach zu halten. Und ebenso verfehlt sie ihr Ziel, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, was zum Himmel schreit, zu wecken und wach zu halten.“ Manche

Kernwahrheit, die vom Himmel kommt, erlangt keine Geltung, weil sie im Gefängnis einer harten Schale steckt, und weil für dieses Eingesperrtsein kein Bewusstsein da ist, das zum Himmel schreit. Damit erledigt sich die praktische Vernunft der Theologie von selbst.

Theologie muss ihr Kerngeschäft der jeweiligen Zeit kreativ vermitteln

Auch das Kerngeschäft hat ein Kleid. Es ist in eine Sprach- und Begriffswelt gekleidet, die aus verschiedenen Kulturen stammt. Das Kerngeschäft in der Sprache Kanaan´s oder Griechenlands ist nicht mehr für jedermann verständlich. Theologie darf deshalb keine reproduktive, sie muss eine kreative Wissenschaft sein. Sie hat einen Gestaltungsauftrag für die jeweilige geistige Landschaft und die Seelensituation der individuellen Menschen. Darum muss sie Sorge tragen, dass das personale Angebot mit der guten Nachricht übereinstimmt, aber auch mit den Erfordernissen der Zeit mitgeht.

Theologie muss den Eindruck von einer doppelten Wahrheit vermeiden.

Als eine der Hauptaufgaben habe ich oben bereits angeführt: Theologie müsse das Verhältnis Schöpfungsoffenbarung – Schriftoffenbarung bzw. Vernunft – Glaube eindeutig bestimmen. Die Schriftoffenbarung hat ein festes Gehäuse. Jesus ist in eine Welt gekommen, der sich Gott schon in der Schöpfung offenbarte. Darum darf es auch keine doppelte Wahrheit geben, darum dürfen sich Schöpfung und Schrift nicht widersprechen (14).

Die Theologie hat somit zwei zentrale Objekte, die sie bedienen und in Einklang bringen muss, nämlich das, was durch das Erscheinen Jesu Christi in die Menschheit eingeflossen ist, und das, was bereits über die Schöpfung der Welt geschenkt wurde. Um die gegenseitige Zuordnung, um die geistige Zusammenführung dieser zwei Wirklichkeiten geht es der christlichen Theologie seit ihren Anfängen. Ganz zu Beginn des christlichen Nachdenkens steht bereits ein großartiger Entwurf einer Verbindung: Über die Logos-Theologie bemüht sich der Prolog des Johannesevangeliums um diese Zusammenführung (15). Er will die Einheit des Schöpfungs- und Jesusgeschehens verständlich machen. Schöpfungstheologie und Christologie gehören nach christlichem Verständnis zusammen. Der Johannesprolog will die innere Zuordnung von zwei für damaliges Denken grundverschiedenen Dimensionen leisten. Dabei wird der göttliche Logos sowohl als Schöpfer der Welt und Offenbarer in Jesus Christus verstanden, als eine göttliche Macht, die den Weltenlauf und das Jesusgeschehen trägt. Schöpfungsoffenbarung und Jesusoffenbarung sind nur zwei Erscheinungsformen der einen göttlichen Weisheit. Ein großer Bogen fasst im Evangelium nach Johannes diese beiden Wirklichkeiten zusammen. Der Prolog wird so zu einer wahren Fundgrube und Orientierungsmarke für die

heutige Theologie, und zu einer Quelle, die in ihrer Tiefe noch lange nicht ausgeschöpft und in ihrer Bezogenheit bei weitem noch nicht verstanden ist.

Ebenso wie im Verhältnis von Schöpfung und Schrift darf es auch im Verhältnis Vernunft – Glaube keine doppelte Wahrheit geben. Schopenhauer meinte zwar – und er steht nicht allein da: „Man kann nicht zwei Herren dienen - entweder der Vernunft oder der Schrift... Entweder glauben oder philosophieren! Was man erwählt, sei man ganz“ (16). Diese Meinung ist zwar heute theologisch nicht mehr nachzuvollziehen, hat aber immer noch ihre Anhänger. Einen ganz anderen Schluss zog einst Galileo Galilei: „Ich fühle mich nicht verpflichtet zu glauben, dieser selbe Gott, der uns mit Sinnen, Vernunft und Intellekt begabt hat, verlange von uns, dass wir auf ihren Gebrauch verzichten“ (17). So dürfen wir auch alles ernst nehmen, was die Welt in sich birgt. Es gibt keine doppelte Wahrheit, die auch ein Konzil zurückweist, weil nach einer eindeutigen Aussage „die Wirklichkeiten des profanen Bereichs und die des Glaubens in demselben Gott ihren Ursprung haben“ (18).

Theologie muss das Gespräch mit dem Wissen der Zeit führen

Theologie soll nicht nur den Binnenmarkt bedienen. Sie ist für die Welt da. Sie braucht die Begegnung, das Gespräch, den Austausch mit dem Wissen der Zeit. Ein gutes Stück „Werkspionage“ bei Denkern, Dichtern, Human- und Naturwissenschaftlern – für mich sind das oft Schöpfungsexegeten - ist sehr zu empfehlen. Andere wissen auch etwas. „Wissenschaft reichert meinen Glauben an“ (19), bekennt der Chef der Vatikanischen Sternwarte, der Jesuit George Coyne. Wissenschaft hält aber auch den Glauben geerdet. Wo nämlich der Glaube geerdet bleibt, wird sich ein Richard Dawkins schwer tun, Religion weiterhin als „irrationalen Wahnsinn“ (20) zu bezeichnen. Theologie muss die Wissenschaft hereinholen. Sie muss aber auch ihr Denken hinaustragen. Sie muss z.B. den klassischen Naturwissenschaften ein durchaus „schlechtes Gewissen machen“, weil die bisherige Überfavorisierung der Materie und des Materiellen keine qualifizierte Veränderung des Menschen gebracht hat. Forschungsbereich war weitgehend das Materielle, das Greifbare – nicht die Seele. Das Materielle zwang uns seinen Willen auf, Computer, Internet oder Wirtschaft und Finanzwelt tun es heute in höchstem Maße. Dabei gibt es auch noch das „Reich des Lebendigen“. Es gibt so vieles, was sich zwischen Geburt und Tod der Menschen abspielt, wo es Werden, Wachsen, Blühen, Reifen und Vergehen gibt. Dort dominieren andere Prinzipien als im Bereich des Materiellen. Wir sehen heute zu deutlich, dass schon der Körper nicht mehr mitmacht, wenn nur seine Physik oder Chemie gesehen werden. Oder wenn die manipulierte Natur sich wehrt, weil sie - statt gepflegt – ausgebeutet wird. Ein bloß materieller Fortschritt wird immer weniger bedeutend, wenn man den Primat des Menschlichen akzeptiert. Bei seinem Kind ist der bloße Mathematiker hilflos – ebenso der pure Atomphysiker bei der Beherrschung seines Seelenlebens und der

Extremsportler beim Ja zum Leben nach einer Niederlage. So kann und muss die Theologie die Wissenschaft mehr an die humanen Fachabteilungen heranführen, wo sie auch etwas zu sagen hat. Sie muss die Enge der Existenz aufbrechen und immer wieder pathologische und pathogene Weltbilder bewusst machen. Nach Theodor W. Adorno gibt es „keine Wahrheit mehr im falschen“ (21).

Auch zur Wahrheitsfindung beiderseits braucht es gerade den Kontakt zu den Denkern und Wissenschaftlern, auch zu denen unter ihnen, an denen die Kirche bisher am stärksten scheiterte. Und schließlich muss die Theologie die kirchlichen Mitarbeiter mit dem Wissen der Zeit versorgen, damit sich kein geistiges Ghetto aufbaut.

Theologie muss ein Bewusstsein dafür schaffen, was Theologie herabwürdigt

Probleme hat das kirchliche Denkorgan zu allen Zeiten genügend. Es gibt die Herausforderungen von außen, es gibt die Schwierigkeiten von innen: Im Kircheninneren gibt es Denktabus und Denkverbote, es gibt die Negierung der eigenen Geistigkeit, es fehlt manchmal an gesunder Logik und intellektueller Redlichkeit, vor allem bei offenkundigen Auftragsarbeiten. Es gibt ein unaufrichtiges Kuseln und Kuschen, ein Sich-Drücken, ein Schweigen. Es gibt dieses Schweigen der Theologen gerade auch im Umfeld des Lehramtes. Es gibt es auch bei den deutschsprachigen Theologieprofessoren. Als das Memorandum „Kirche 2011. Ein notwendiger Aufbruch“ vorgelegt wurde, unterschrieb nur ungefähr ein Drittel der Theologenschaft. Auf dieses Faktum angesprochen meinte der Freiburger Theologieprofessor und Unterzeichner Magnus Striet im Blick auf das Stillhalten vieler seiner Kollegen, es sei nach den Erfahrungen mit der „Kölner Erklärung“ von 1989 auch verständlich, „wenn es Ängste gibt, sich in dieser Form zu exponieren“ (22). Diese von Striet wahrgenommene bzw. vermutete Einstellung mag akzeptieren, wer will. Laien an der Front läuft es dabei kalt den Rücken herunter.

Kirchenamt und Theologie müssen mit den Laien rechnen

Es braucht sich niemand wundern, wenn Gott sei Dank immer wieder und immer öfter vom Kern des Christseins geprägte Laien in den Vordergrund treten, gläubige und denkende Menschen, die an den Brennpunkten der Zeit – und nicht in Nischen – leben. Wenn Kirchenobere erstarren und eine Theologenschaft sich bedeckt hält, sehe ich immer mehr eine dritte Kraft im Kommen, dynamische glaubende und denkende Laien, die an verantwortlichen Stellen aus genuin christlicher Prägung und Motivation Welt und Gesellschaft gestalten, und die spüren, dass es so wie gewohnt nicht weitergehen kann. Stellvertretend für viele bodenständige, unruhige und besorgte Christen gebe ich hier dem deutschen Bundestagspräsidenten Norbert Lammert die Ehre, der schon beim Besuch von Papst Benedikt 2011 in Deutschland mit einer mutigen Rede wohltuend auffiel. Lammert weiß, wie es Prof. Richard Heinzmann im Rahmen der Eugen-Biser-Preisverleihung an Lammert im November 2012 ausdrückte, dass sich das Christentum nicht in „Dogmen

und Lehrsätzen“ „erschöpft“, sondern einen „Existenzmodus“ darstellt, der „in die Lebenswirklichkeit gestaltend“ eingreift und sich „in den Daseinsstrukturen dieser Welt“ realisiert (23). Dieser Bundestagspräsident ist ein Mann, der nach den Worten des bayerischen Innenministers Joachim Herrmann vorlebt, „dass der christliche Glaube auch auf dem glatten politischen Parkett zuverlässigen Halt bietet“ (24). Lammert etwa könnte in Zukunft die Reihe denkender und gläubiger Laien anführen und durch seine Geistigkeit und Integrität nicht eine naive Gegen- sondern eine denkende Mitkirche gestalten. Bei der Entgegnahme des angesehenen Eugen-Biser-Preises wies er sich als glänzend geeignet aus und legte wohl durchdacht, mutig und in klarer Sprache dar, was Kirche und Glaube heute haben und was ihnen fehlt. Seine Ausführungen sind ein guter Abschluss dieses Beitrages zum Adel des mentalen Lebens. In seinen Worten war ein Denker am Werk.

Die Kirche hat, und damit schließe ich dieses Kapitel, den Aufbruch und den Inhalt des Zweiten Vatikanischen Konzils im Gepäck – aber an der Fortsetzung und Ausführung dieses Aufbruchs fehlt es gewaltig. Es gebe in der Kirche mehr „Angststarre als Aufbruch“, und man konzentriere sich auf „zweit- und drittrangige“ Probleme, „wodurch das Wesentliche aus den Augen gerät“, so drückte Lammert seine Sicht der Situation aus. Nicht ohne Grund forderte er deshalb „kluge Hirten und eine aufgeklärte Herde“ und gab sehr spitz formuliert seiner Hoffnung Ausdruck, „dass der Heilige Geist stärker ist als die Theologen“ (25). Mut hat der Mann!

Anmerkungen

- 1 Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2007, 23
- 2 Albert Einstein, Quelle nicht mehr auffindbar
- 3 Zit. in Doris Weber, Heilsame Netze, Publik Forum 12/2012, 26
- 4 Rupert Lay, Manipulation durch Sprache, Hamburg 1980, 54
- 5 Harald Lesch / Jörn Müller, Kosmologie für helle Köpfe, München 2006
- 6 Harald Lesch / Jörn Müller, Kosmologie für Fußgänger, München 2001
- 7 Siehe Internet unter www.uzh.ch/news/articles/2006
- 8 Karl Rahner, Erfahrungen eines katholischen Theologen, veröffentlicht in Sämtliche Werke, Bd. 25, 47-57
- 9 Karl Rahner / Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg im Breisgau 1966, 449 ff.
- 10 Eberhard Schockenhoff, in Badische Zeitung vom 22.12.11
- 11 Tomás Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012., 100 ff.
- 12 Ebd. 103
- 13 Michael Reder und Josef Schmidt (Hrsg.), Ein Bewusstsein von dem, was fehlt – Eine Diskussion mit Jürgen Habermas, Frankfurt am Main 2008, 31
- 14 Tomás Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012, 103 ff.
- 15 Josef Blank, geistliche schriftlesung, das evangelium nach johannes, Düsseldorf 1981, 76-85; 107-110
- 16 Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II, Kapitel XV, Ueber Religion, § 181 in Sämtliche Werke in fünf Bänden, Band IV, Frankfurt am Main 1986

- 17 Galileo Galilei, Quelle nicht mehr auffindbar
18 Karl Rahner / Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompndium, Freiburg im Breisgau
1966, 482
19 George Coyne in ZEIT ONLINE, 2008/08
20 Richard Dawkins, Der Gotteswahn, Berlin 2007
21 Theodor W. Adorno, Minima Moralia I, 18, Gesammelte Schriften, Bd. 4, 19
22 Magnus Striet in Badische Zeitung vom 04.02.2011
23 Zit. in Gerald Schneider, Hoffen auf die Einheit der Kirche, Straubinger Tagblatt vom
12.11.2012, 7
24 Zitat ebd. 7
25 Zitate ebd. 7

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 6 Welch frohe Botschaft: Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein als Idee Gottes und Grundlage der Liebe, dem faszinierendsten Phänomen der Schöpfung

Das bleibende Thema Nr. 1 – Hier muss sich Theologie sehen lassen

Wo es um unsere geschlechtliche Ausrichtung, wo es um Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein geht, wo bisexuelle, homosexuelle, zölibatäre oder sonstige geschlechtsbezogene Präferenzen diskutiert werden, braucht man sich um die nötige Aufmerksamkeit keine Gedanken machen. Zu ergreifend ist das Thema. Zu persönlich betroffen sind die Menschen. Zuviel Leben spielt sich hier ab. Zahllos sind deshalb die Debatten. Hier sind wir wie sonst fast nirgends zu einer längst überfälligen Klärung, Vertiefung und Neubewertung unserer jeweiligen geschlechtlichen Ausrichtung herausgefordert. Ich grenze mich im Folgenden auf die bisexuelle Ausrichtung des Menschen ein.

Bei einem Thema, das so juckt, das so zentral im Leben der Menschen steht, muss auch der Beitrag der Theologie in Erscheinung treten. Hier muss sich eine gute Theologie sehen lassen, hier muss sie antreten und sich Gehör verschaffen. Hier muss sie vor allem kundtun, dass auch auf dem Gebiet unserer Geschlechtlichkeit das gilt, was ich im Kapitel 4 ausführlich über die Schöpfung Gottes dargelegt habe. Und das war meine klare Ansage: Die Schöpfung ist Offenbarung Gottes, ist Evangelium, ist Wort Gottes, gute Nachricht, hoher Lebenssinn und Lebenswert. Was nun aber allgemein von der Schöpfung gilt, das gilt auch von der Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung der Schöpfungswirklichkeit. Und das gilt in höchstem Maße dort, wo die Schöpfung Gottes nicht in einem Baum, in einer Blume, in einem Stück Brot oder einem Glas Wein, sondern in einer menschlichen Gestalt vor uns steht, wo sich Gott im Menschen offenbart, wo eine Daseinsform so angelegt ist, dass sie zur größtmöglichen Erfahrung des Göttlichen werden kann. Hier ist der Ort, wo eine gute Theologie unverzichtbar wird, wo sie mit der Darlegung ihrer Botschaft an der Reihe ist, dass nämlich Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein eine gute Idee Gottes darstellen, nach dem Buch Genesis (Gen 2,18 ff) von Gott selbst erfunden, wohl bedacht, weise vorhergesehen, wohltuend, beglückend, einfach gut.

Diese gute Idee Gottes braucht besonders heute klare und verständliche Worte der Theologie und qualitätsvolle Einlösung im Leben der Menschen. Gegen die Barbarei und die Irrlichter der Abwertung und Vergötzung der Geschlechtlichkeit muss die Theologie herausstellen, zu welcher Art von Leben wir von Gott geschaffen sind, muss sie diese Schöpfungswirklichkeit vor Verfremdung und Banalisierung in Schutz nehmen, muss sie diese Idee Gottes wach halten und ihren Frohbotschaftscharakter vermitteln. Dies ist umso nötiger, denn das, was aktuell in Be-

zug auf eine zentrale Erfindung Gottes in Theorie und Praxis geschieht, ist vielfach erschreckend und gereicht nicht gerade zum Ruhm und zur Ehre des Schöpfers und Erfinders - und auch nicht zur Beglückung des Menschen. Was die Theologie in guten Stunden verstanden hat, dass der Mensch von Gott selber eine partnerschaftliche Hilfe bekommen hat, die ihm entspricht (Gen 2,20), und der er sich somit nur schlecht entziehen kann und darf, dass in der kirchlichen Tradition die Ehe ein Sakrament darstellt - also Heilsqualität besitzt - oder dass in vielen spirituellen Systemen der Paarbeziehung die Qualität einer Gotteserfahrung zukommt, muss immer wieder zu neuem Leben erweckt werden.

Zum besseren Verständnis der göttlichen Ideen leisten heute die Humanwissenschaften eine großartige Hilfestellung. Ihnen muss die Theologie die Hand reichen. Sie sind unbedingt in die Debatten um Mann-Sein, Frau-Sein und Paar-Sein einzu beziehen. Ihnen widme ich in diesem Beitrag einen Teil meiner Aufmerksamkeit. Niemand stört sich heute daran, dass tradierte religiöse Aussagen über unsere menschlichen Befindlichkeiten nicht mehr einziger Lieferant von Erkenntnissen, Bewertungen und Anleitungen für ein gelingendes Leben sind. Eine theologische Anthropologie kann heute gut auf das zurückgreifen, was natürliche Spiritualität, Philosophie, Psychologie, Gehirnforschung, Genetik oder Sozialwissenschaften aus der Wirklichkeit herauslesen, oder was etwa die Systemtherapie oder die Traumaforschung wissen. In all diesen „weltlichen“ Disziplinen wird uns eindrucksvoll, nachhaltig und inhaltsschwer gezeigt, wie wir Menschen konstruiert sind, was zur Ordnung dieser Welt gehört, wie gelungene Liebe, eine „Liebe in allen Formen und Farben“ (Jürgen Fliege), wie aber auch Enttäuschungen und Versagen unsere Seelenlandschaft prägen, wie unsere Theorien immer wieder von Fehlern und Übergriffen zu reinigen sind, und wie Nichtgelebtes oder Fehlgesteuertes sich in Symptomen, Süchten, Ersatzhandlungen, Verhaltensstörungen, Motivationsausfällen, Burnout-Syndromen usw. zu Wort melden.

Die Humanwissenschaften sind heute aus der theologischen Arbeit nicht mehr wegzudenken. In meinen Augen gehören ihre Fachleute zu den unverzichtbaren Exegeten der Schöpfung. Deren Einsichten haben viel dazu beigetragen, die Suche nach Beziehungsqualitäten mit Niveau und Qualitätsstandards mit Modellcharakter erfolgreich zu begleiten. Sie haben sich als genügend gut erwiesen, um eine partnerschaftliche Beziehungslandschaft attraktiver und überzeugender zu definieren und anstehende Fragen und offene Stellen mit genügend guten fachlichen Auskünften und Sinnbildern zu bedienen. Verliebtheiten, Instinkte und Einsicht in genetische Programme genügen bei weitem nicht für tragende und nachhaltige Beziehungen.

Ich will mit meinen Ausführungen einige Denkanstöße geben. Ich will niemanden groß belehren. Ich will Dinge nur aufzeigen, die für mich wichtig wurden und die vielleicht auch für andere von Nutzen sein können. Ich will zum Lesen und zum

Lernen einladen. In der Fachliteratur gibt es so viele „Lebensmittel“, die unser Dasein reichhaltiger und bedeutungsvoller werden lassen. Vielleicht tauchen auch in meinem Beitrag Gedanken auf, die man nicht am Kiosk oder auf dem spirituellen Markt findet. Ich will mich auf jeden Fall als Theologe sehen lassen und freue mich, wenn Sie, liebe Leserin, lieber Leser, in dem, was jetzt folgt, Erfreuliches und Nützlichendes entdecken.

Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein als Offenbarung Gottes

Was für die Schöpfung allgemein gilt – ich habe dies in Kapitel 4 bereits klar und pointiert ausgeführt –, gilt auch dort, wo sie ausdifferenziert ist, wo sie sich weiter entwickelt hat, wo sie schließlich in menschlicher Gestalt vor uns steht, in Männern, Frauen und Paaren. Auch hier stehen wir vor „vollendeten Tatsachen“. Auch hier sitzen wir in einem festen „Gehäuse“, in einer bestimmten Signatur, in einer Grundordnung, die uns zugeteilt wurde und die wie eine große Macht über unserem Leben waltet. Wir sind einfach da, wie wir da sind, als Männer und Frauen, als aufeinander Bezogene, füreinander in Dienst genommene, sich nacheinander Sehende, zueinander Getriebene. Und wir tun gut daran, wenn wir einfach anerkennen, was ist, und finden, was sich für uns gut auswirkt.

Dass Menschen da sind und als Männer und Frauen da sind, gehört zur Grundausstattung der Schöpfung und wird vom Judentum, Christentum und Islam als Erfindung, als Idee Gottes begriffen. In dieser Grundausstattung, in dieser Differenzierung der Erscheinungsweisen des Menschen wird ein „logos“, ein Sinn gesehen, der sich aber nicht nur als Denkgröße, als schöne Idee versteht, sondern sich darüber hinaus vor allem als Energie, als treibende Kraft, als zielgerichtete Dynamik offenbart. Wie uns als Grundausstattung eine Individualität eingepflanzt ist, die Seele, Körper und Geist bestimmt, so ist uns auch eine Bezogenheit eingepreßt, die ruft und sich rufen lässt, und die aus Zweien eine Einheit zu machen versucht. An diesen „logos“ ist neben der sozialen Ausrichtung des Menschen, der eben für Bezogenheit konstruiert ist, auch die Weitergabe des Lebens geknüpft, ist Freude und Lebensgenuss gebunden – und wie es Christen verstehen, eine tiefe, vielleicht die tiefste Gotteserfahrung. Hier finden sich erfahrungsgemäß die stärksten Antriebsaggregate des Lebens. Hier ist Leben natürlich vernetzt, hier geht Leben weiter, hier wird Leben immer wieder zum Fest, hier ist ein Fenster offen zu einer letzten Tiefe.

Die vorgefundenen Tatsachen unserer Wirklichkeit haben auch die biblischen Schriftsteller inspiriert. In einem tiefgründigen Mythos der Genesis wird Gott selbst der Satz zugeschrieben: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt“ (Gen 1,18). Wenn man sich bei dem, was auf diese Feststellung folgt, nicht gleich wieder an der kulturell bedingten Überbetonung des Männlichen stößt, finden wir wunderbare göttliche Gedanken vor. Gott selbst deckt von vorne herein die sozia-

len Bedürfnisse des Menschen. Vor allem gönnt und schenkt er dem Menschen ein ergänzendes Du, er erschafft Eva und führt sie Adam zu - als Wesen, das ihm entspricht. Diese gottgegebene Wirklichkeit mündet im Alten Testament in ein großes Lob der Liebe, in das „Hohe Lied“, das „Lied der Lieder“, das das Zueinander eines Paares besingt, das sich verbindet, sich verliert, sich sucht und wieder findet. Im katholischen Raum hat die Paarliebe später die Qualität eines Sakramentes, einer zentralen Vergegenwärtigung des Gnadengebotes Gottes erhalten. Paare sollen über ein tragendes Miteinander Empfänger und Interpreten der Liebe Gottes sein. Und die Spiritualität gibt, wie oben bereits erwähnt, der Paarbeziehung die Qualität einer Gotteserfahrung. So weit so gut! Natürlich gibt es auch andere Lesarten – und es gibt den Analphabetismus in Bezug auf die Schöpfung. Ich für mich bleibe aber auf meinem eingeschlagenen Weg, bleibe bei meiner Lesart, dass hier eine gute, eine sehr gute Nachricht auf dem Tisch liegt, und versuche, das Schöpfungsalphabet immer besser zu verstehen und – auch hier – zu vermitteln.

Die Kunst, die Schöpfungsoffenbarung Gottes gut zu lesen - und zu leben

Wie auch anderweitig gilt für unser Mensch-Sein, für unser Mann-Sein, Frau-Sein und Paar-Sein, gilt für eben diese Erscheinungsweisen des Seins, dass auch hier die Schöpfung ihr Gesicht zeigt, sich zu Gehör bringt, sich begreifen lässt, uns fasziniert und zugleich erschreckt. Wenn nun Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein vom Informationsaspekt der Schöpfung her gesehen ausschöpfbar, lesbar, hörbar, einsehbar, verstehbar sind oder sein sollen, dann ist nichts mehr gefragt als die „Kunst, gut zu lesen“ (1), also eine gesunde Schöpfungsexegese. Wenn sowieso alles Gegebene unter dem Druck des Informationsappells steht, dann sind Daten lesen und Daten verstehen unwidersprochen lebensnotwendig und der Fülle und Erfüllung unseres Lebens zu Diensten.

Aus der Erfahrung weiß ich natürlich auch, dass der „logos“, die Sinnhaftigkeit der Paarbeziehung ganz unterschiedlich erhoben und gelebt wird. Religiöse Menschen werden versuchen, die gottgegebene Bedeutungshoheit der Fakten der Schöpfung vor aller menschlichen Deutung anzuerkennen. Sie werden die Geschenke und Herausforderungen der Natur und ihre tiefsten menschlichen Sehnsüchte wahrnehmen und vertrauen, dass diese auf ein Leben in Fülle ausgerichtet sind. Sie werden sich staunend dem Wunder des Menschseins stellen. Sie werden begreifen, dass sie ein Potential haben, sich in einer erfüllenden Bezogenheit zu erleben. Sie werden auch aufpassen, ihre Begabung nicht durch kurzfristige menschliche Deutungshoheiten in Frage stellen zu lassen. Sie werden sich wehren, wenn etwa eine schöpfungskritische Askese Zurückgezogenheit statt Bezogenheit favorisiert, und wenn so die tiefste Feier der Natur, wie die Paarbeziehung irgendwo genannt wurde, ausfällt oder ausfallen soll. Man sollte sich hier den ehrlichen Fragen stellen: Was hört der Mensch, was kriegt er vom Leben mit, wenn er sich vom Elementaren zurückzieht, und was hört er bzw. was bekommt er mit, wenn er sich bezogen

verstehen und mit dem für ihn Wesentlichen in Kontakt bleibt? Wie viel Verbindung zu den schöpferischen Kräften ist noch da, wenn wir uns vom Leben wegbewegen, wenn man es der Seele verwehrt, im Tiefsten Annahme und Hingabe zu erfahren - und wie viel Bezug ist da, wenn man sich Gottes Ideen stellt und ihm nicht sofort wieder das opfert, was er uns geschenkt hat. Religiöse Menschen, die sich auf die ganze Schöpfung einlassen, haben in meinen Augen einen klaren Standortvorteil gegenüber Vertretern von Schöpfungsskepsis und -rückzug. Sie schütteln den Kopf über bestimmte Lesarten, z.B. über eine makabre kirchliche Anweisung an die Priester, im Blick auf den Umgang mit ihrer Geschlechtlichkeit einen „Sinn gewinnen für die Schönheit dessen, was ich nicht berühre und benutze“ (2). Für jemanden, der solche Hinweise gibt, muss man eigentlich Mitleid empfinden. Wie schön hat hier Hunter Beaumont, ein grosser spiritueller Mensch und Therapeut dagegen gehalten und über die Berührung von Mann und Frau geschrieben: „Zu sterben, bevor es uns gelungen ist, das Du in der Fülle erlebt zu haben, fühlt sich einfach schlecht an. Es ist ein grosser Verlust, wenn wir das Leben beenden, ohne dieses menschliche Potential erlebt zu haben. Es schmerzt, und die Seele trauert ihrem verlorenen Potential nach“ (3). Auch Bert Hellinger verweist in die gleiche Richtung, wenn er über die Bezogenheit von Mann und Frau die Worte findet: „Wie kann ein Mann spirituell sein ohne eine Frau? Wo ist er dann? Ist er auf der Erde? Wie viel Kraft hat er? Was weiß er vom Leben und von der Liebe? Damit verglichen bleibt alles andere billig“ (4). Im Blick auf die Frau kann man diese Einsicht nur wiederholen.

Wie von der theoretischen oder faktischen Abwertung der Sexualität werden sich religiöse Menschen natürlich auch von den Exzessen auf diesem Gebiet absetzen. Exzesse sind ebenfalls keine mit der Schöpfungswirklichkeit konforme Lesart. Gerade auf dem Gebiet der Geschlechtlichkeit ist nachdrücklich gefordert, was eigentlich jeder Ethik zugrunde liegt, nämlich etwas anzuerkennen, was uns heilig ist. Der Dominanz des die ganze Menschheit umgebenden Marktes mit dem Unwort „Sex“ (5) ist durch gelingende liebende Beziehungen ein Gegengewicht entgegen zu setzen. Dieses Unwort wäre am besten wieder „auszuführen“ (6), meint Bert Hellinger.

Nach diesem kurzen Blick auf die Extreme gehen wir wieder in die Mitte und stellen die notwendigen Fragen: Was lässt sich aus den „vollendeten Tatsachen“ der Schöpfung, hier aus unserer geschlechtlichen Ausrichtung, aus unserer menschlichen Befindlichkeit als Männer und Frauen lesen, erheben, ermitteln und seriös vermitteln? Was steckt in diesem „Gehäuse“? Was ist seine Logik? Was ist sein Potential? Und wir schauen, wie schon angekündigt nach draussen. Theologie, die sich sehen lassen will, muss nach draussen schauen. Sie tut gut daran, wenn sie auf wissenschaftliche Disziplinen zurückgreift, die sich mit unserer geschlechtlichen Ausrichtung befassen, und wenn sie ihre gute Botschaft durch deren Erkenntnisse unterstützen und untermalen lässt. Das darf und muss sie auch tun, selbst wenn die

Inventarisierung unseres Sozialverhaltens – auch der Zweierbeziehung - eine nie endgültig abgeschlossene Aufgabe darstellt. Was wissen also andere? Was wissen die Schöpfungsexegeten? Wie sehen die Wissenschaften die Paarbeziehung? Viel und Gutes! Die frohe Botschaft der Theologie über Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein hat gute Karten. Sie hat gute Förderer und kompetente Unterstützer.

Alle reden von Qualität - Lebensqualität im Paar-Raum - Teil I

Der Blick nach draußen

Bevor wir uns Erkenntnissen zuwenden, die nicht aus der Theologie stammen, werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Aussagen der katholischen Kirche und auf ihre Einschätzung der Paarbeziehung. Wenn es nach ihrer Lehre geht, dann ist in der Beziehung Frau – Mann bzw. Mann – Frau Qualität da, ja sogar beste Heilsqualität. Wie das gemeinsame Mahl der Jünger Jesu, wie die unter Christen gewährte sakramentale Vergebung, wie der priesterliche Dienst für Andere ist die Paarbeziehung Gabe Gottes, Heilszeichen, Heilswerk und Heilmotor. Während nun aber die Sakramente der Eucharistie, der Vergebung und des Dienstes eine starke Ausgestaltung und gewaltige Aufladung erfahren haben, ist das Sakrament der Paarbeziehung, genauer das Ehesakrament und seine Entfaltung im Dornröschenschlaf verblieben bzw. unterwertig behandelt worden. Aber nichtsdestoweniger, in nuce, im Kern ist Qualität da. Diese gute Botschaft bekommt nun kräftige Unterstützung u.a. aus den Bereichen der schöpfergebundenen Spiritualität, der Philosophie und der Neurobiologie. Ich habe mich auf der Suche nach Vertiefung und Unterstützung theologischer Sichtweisen für diese drei Bereiche entschieden. Ich weiß, eine Auswahl zu treffen, ist immer subjektiv. Aber diese drei Bereiche haben es in sich.

Schöpfungsgebundene Spiritualität weiß um die Qualität des Paar-Raumes

Es gibt viele Formen von Weltverständnis, von Weltdeutung, von Spiritualität. Der erste Weg zur Erhebung der Qualität des Paar-Raumes soll uns zu einem großen spirituellen und dabei ganz erdgebunden gebliebenen Lehrer führen, der in vielen Schriften und Vorträgen immer wieder wirklichkeits- und menschnah auf erlebte, gestaltete und reflektierte Qualität im Paar-Raum verwiesen hat. Ich beziehe mich hier ausdrücklich auf die Arbeit und die Erkenntnisse von Bert Hellinger, der bei aller Berücksichtigung der dunklen und unberechenbaren Seiten, bei allem Blick in menschliche Abgründe ein hohes Lied auf das singt, was im Paar-Raum geschieht. Hellinger findet große Worte vor allem über die Qualität des Vollzugs der Liebe: „Die Liebe von Mann und Frau findet ihre Erfüllung im sexuellen Vollzug ... Er ist der tiefste Lebensvollzug und ist jedem anderen, auch dem geistigen Vollzug, bei weitem überlegen. Durch ihn sind wir im Einklang mit dem Wesent-

lichen der Welt“ (7). Er ist „der größtmöglichste menschliche Vollzug. Kein anderes Tun ist mehr im Einklang mit der Ordnung und Fülle des Lebens und nimmt uns umfassender für das Ganze der Welt in die Pflicht. Kein anderes Tun bringt uns solch selige Lust und, in ihrem Gefolge, solch liebendes Leid. Kein anderes menschliches Tun ist folgenschwerer und risikoreicher, trotz uns auch das Letzte noch ab und macht uns so wissend und weise, menschlich und groß, als wenn ein Mann eine Frau und eine Frau einen Mann liebend nimmt und erkennt“ (8). „Der Vollzug der Liebe zwischen Mann und Frau hat eine kosmische Dimension. Er ist kein Privatvergnügen, sondern in ihm werden Mann und Frau Teil einer kosmischen Bewegung, die weit über sie hinausgeht. Dieser Vollzug gelingt, wenn beide in diese Bewegung eingebunden sind“ (9). Im Einklang mit dieser Bewegung hat „die Frau die Kraft zur Lust und zur Leidenschaft, die dazugehören. Sie hat auch die Kraft zur Zustimmung zu den Folgen des Vollzugs der Liebe, was immer er für das ganze Leben bringt“ (10). Und im Einklang mit dieser Bewegung „kann der Mann sich seiner Frau hingeben, kann sie nehmen mit Kraft und Lust und Leidenschaft und kann den Folgen des Vollzugs der Liebe zustimmen, wie immer sie dann sind. Das hat Größe. Der Vollzug der Liebe in diesem Sinn ist das Größte, das wir kennen“ (11). Mann und Frau werden „nicht nur körperlich eins, sondern sie werden auch in der Seele auf eine Weise eins, bei der sie sich auf einmal ganz fühlen, wo sie sich vorher nur halb und getrennt erfahren konnten. Denn der Mann für sich ist einsam. Er braucht etwas anderes, damit er zur Fülle kommt. Er kommt zu seiner Fülle durch die Frau, mit der er sich verbindet. Das Gleiche gilt natürlich für die Frau. Allein ist sie einsam und unerfüllt. Erst durch den Mann kommt sie zu ihrer Fülle“ (12). „Wenn die beiden sich anschauen und sich voll erkennen, um den schönen biblischen Begriff zu gebrauchen, dann merkt der Mann, dass er nur eine halbe Portion ist, und die Frau merkt auch, sie ist nur eine halbe Portion. Beide repräsentieren nur einen Teil des Menschlichen“ (13). Zu zweit sind sie rund und ganz.

Hellinger wäre nicht Hellinger, wenn er als Theologe nicht ins Volle greifen würde. Für ihn ist der Liebesvollzug etwas Göttliches. In der Paarbeziehung erscheint das Göttliche so nah am Menschen. Man kann es direkt greifen. Der Vollzug der Liebe ist wie eine Kommunion. Er „ist auch die spirituellste Begegnung, die am tiefsten religiöse Begegnung. Daher ist sie mit allem, was zu ihr gehört, göttlich, auch in ihrer Leidenschaft. Diese Leidenschaft ist nicht in unserer Hand, und zeigt gerade dadurch, dass sie woanders herkommt – nämlich von Gott. Das ist ein schönes Gottesbild für uns“ (14). „Man freut sich im anderen auch über Gott. Diese Gottesbilder haben eine gute Wirkung. Sie treten Gott nicht zu nahe. Aber uns tun sie gut“ (15). Und letztendlich entwickelt Hellinger die Vision: „Diese Liebe nimmt, was einmal sein wird, schon vorweg“ (16).

Für die Philosophie ist Paarbindung ein Weg zur Fülle

Gehen wir weiter in den Raum der Philosophie. Nach Martin Buber finden wir in der Paarbindung den bedeutsamen Ort, wo zwei Menschen in der Lage sind, „einander das Du zu offenbaren“ (17) Auch nach dem Religionsphilosophen Romano Guardini ist der Mensch von Anfang an auf einen anderen hin entworfen, der ihn erst zu sich kommen lässt. Neben Buber und Guardini beziehe ich mich im Folgenden besonders auf Peter Sloterdijk, der sich in verschiedenen Veröffentlichungen unter Einbezug von Erkenntnissen der Sozialwissenschaften mit den sozialen „Formaten“ des Lebens und besonders auch mit der Paarbeziehung auseinandergesetzt hat. Wenn es nach ihm geht, ist die Paarbeziehung ebenfalls Ausdruck von Qualität, von dort angesiedelter und erwarteter Lebensqualität. Denn auf die Fragen: Wann ist der Mensch „in seinem Element“, wo und wann ist er ganz, wann und wo geht es ihm gut, sagt Sloterdijk – manchmal über seine selbst gesteckten Grenzen hinausgehend: Wenn er einen Ort hat, wo er hingehört, wo er zu Hause ist, und wo er Umstände vorfindet, unter denen er leben kann. Kein Mensch kann ortlos und umstandslos, d.h. ohne stimmige Orte und Lebensumstände sein (18). Sloterdijk beschäftigt sich wie die Sozialforschung mit den vielen Formaten des In-der-Welt-Seins, in die das menschliche Individuum eingebettet ist. Diese Formate halten uns einerseits fest, sie prägen, leiten und beeinflussen uns. Andererseits brauchen wir sie und müssen sie deshalb kennen lernen, pflegen und gestalten. Besonders interessant – weil auch jedem so nah – ist und bleibt der Paar-Raum.

Machen wir an diesem Punkt einen kurzen Ausflug in die Lebensräume des Menschen. Es sind viele Räume, in denen unser Leben sich abspielt. An dem einen Ende steht – als das größte Format des In-der-Welt-Seins – das Universum, das Teilhard de Chardin als „milieu divine“, als „göttlichen Raum“ beschrieb (19) oder das Paulus in seiner berühmten Areopagrede als Raum eines Gottes charakterisierte, in dem wir „leben, weben und sind“ (Apg 17.28). Am anderen Ende finden wir den Paar-Raum als das kleinste Format unseres Weltbezuges vor. In noch vielen und vielfältigen Räumen dazwischen lebt und webt der „Erdling“ Mensch. Er lebt im Raum unseres Planeten mit seinen Gesetzen und einigen Milliarden Menschen, er lebt in einem Raum zwischen Zeugung und Tod, er lebt in einer Atmosphäre, in einer Lufthülle, die die Erde umgibt, er lebt in einem Sprachraum, in einem Volksraum, in einem religiösen bzw. kirchlichen Raum, in einem Wirtschaftsraum, als Verkehrsteilnehmer in einem geregelten Verkehrsraum, in einem regionalen bzw. lokalen Raum, in einem Berufsraum, in einem Freizeitraum und schließlich in einem Familienraum – vor der zentralen Sphäre des Paar-Raumes. Um die Besonderheit dieses letzteren Raumes, um seinen Charakter und seine Qualität geht es auf den folgenden Seiten.

In der Denkwelt und Sprache des Philosophen Peter Sloterdijk ist die Paarbeziehung die „primäre sphärische Form, die es zu beachten gilt“ (20). Dort ist der

Mensch primär „in seinem Element“. Und dies sind die Einsichten des Philosophen:

- Dieser Paar-Raum existiert real. Er ist von Natur aus da. Er ist nicht durch menschliche Vereinbarungen entstanden. Soziologisch existiert ein eigener Lebensraum, in dem zwei Menschen vorkommen, ein Raum, an dem zwei teilhaben, den ein Partner mit dem anderen teilt, ein humanes Feld, ein soziales Biotop.

- Menschen sind also koexistente Wesen. Wir können als Menschen nicht so tun, als wären wir komplette Individuen. Dies ergibt sich aus der Tatsache, dass es Männer und Frauen gibt, die die Evolution einander zugeordnet hat und die existentiell miteinander verschränkt sind. Diese Verschränkung hat eine Form, die die bloße Addition von einem Ich und einem Du übersteigt. Zwei gegengeschlechtliche Menschen sind hier Teile einer Beziehungsrealität. Nirgendwo anders, nirgendwo intensiver wie hier wird Dasein als Teilhabe gekennzeichnet. Wir sind prinzipiell auf Begleitung angelegt, der Mann von einer Frau, die Frau von einem Mann.

- Etwas besonders Eigenartiges zeigt sich hier: Keiner der beiden Partner steht dabei im Mittelpunkt. Der gemeinsame Raum hat eher die Struktur einer Ellipse mit zwei Polen. Und was Pol ist, kann nicht den Mittelpunkt darstellen. Im Zentrum steht vielmehr etwas Drittes: Die Entwicklung auf ein Ziel hin. Die diesbezüglichen Fragen lauten dann: Wohin geht die Reise? Was will das Leben damit? Auf welche Endgestalt soll das alles hinauslaufen? Und wie ist diese Reise zu gestalten? Was ist notwendig, dass man gut ans Ziel gelangt? ...

- Wir dürfen – in einer Linie mit Martin Buber – von einem autonomen Zwischen ausgehen, das uns vorgegeben ist, das wir weder schaffen noch erfinden können, von einem Ort des zwischenmenschlichen Geschehens, wo, wie bereits oben zitiert, „zwei Menschen einander“ – ohne Zweck, ohne Gier, ohne Vorwegnahme – „das Du offenbaren“. Wir können nur entdecken, wahrnehmen, erkunden, sammeln, ordnen, um die Logik und Ethik, die Sinnhaftigkeit und Zielgerichtetheit dieses Raumes zu verstehen und die Möglichkeiten wahrzunehmen, die uns von der Schöpfung oder der Evolution zur Gestaltung überlassen sind.

Im Denken von Sloterdijk ist Paarbindung ein Weg zur Fülle. Qualität bedeutet hier, dass unsere Fähigkeit zu Selbstständigkeit und Bezogenheit im Paar-Raum ein Wirkungsfeld hat, das seinesgleichen sucht. Hier merken wir wie sonst nirgendwo: Das Wesentliche von Welt und Leben sind nicht die materiellen Dinge, nicht das Feste, das Statische, das mit der Hand Greifbare. Im sozialen Biotop Paar-Raum ist Beziehung die erstrangige Größe. Sie ist eher etwas Weiches, Zartes, Fließendes, Schwebendes, Intimes, Ekstatisches, auch sehr Zerbrechliches. Sie ist eher mit einem immer neu zu füllenden Klangraum, mit einem beständigen Hin- und Herfließen, mit einem Höflichkeitsbesuch zu vergleichen. Auf dem Weg dorthin geht es um Bezüge, um Nähe und Distanz, um Ausstrahlung, um Töne, um Resonanz, um Anschauen und Angeschautwerden, um Geben und Nehmen, um Durchdringung und Zurückhaltung, um Zum-Leben-Erwachen und um Leben-Ent-

fachen, um Austausch und Ausgleich, um hohen Einsatz und ausreichenden Umsatz, kurz und gut: um Interesse, um ein Spiel aus Eigenständigkeit und Miteinander. Nicht rohe Vereinnahmung, aber auch nicht harte Abgrenzung bestimmen hier den Modus vivendi. Dieser ist geprägt von den Gedanken der Kooperation und Solidarität und der Selbständigkeit und Autonomie – und von der Vision einer guten Endgestalt. Auch hier herrscht die Überzeugung: Qualität ist vorgegeben. Qualität ist angezielt. Und Qualität ruft nach Einlösung.

Liebe - das faszinierendste Phänomen, das die Neurobiologie kennt

Ein dritter Blick geht in den Raum der Neurobiologie. Mit einschlägigen Gehalten ihrer Forschung werde ich mich jetzt intensiver beschäftigen. Wenn es nach dem Göttinger Neurobiologen Gerald Hüther und vielen seiner Kollegen geht, dann sieht das Ergebnis ähnlich aus wie im angeführten theologischen, spirituellen, philosophischen und sozialwissenschaftlichen Denken. In der Neurobiologie herrscht die gleiche Sichtweise: Die Evolution hat in puncto Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein Qualität angesammelt oder noch besser: Sie hat sich Qualität geleistet. Zuverlässige Forschungsergebnisse ergeben folgenden Tatbestand: Innerhalb der Formenvielfalt des Lebens, die sich im Laufe der Zeit herausgebildet hat, ist besonders in diesem Format des „In-der-Welt-Seins“ etwas anzutreffen, was man Liebe nennt, nach Hüther „das faszinierendste Phänomen, das die Evolution des Lebens auf dieser Erde hervorgebracht hat“ (21). In Klammern und nebenbei: Der Theologe des jahwistischen Schöpfungsberichtes (Gen 2, 4b-25) hat dieses Ergebnis der Neurobiologie bereits „vorausgeahnt“ und ins Schwarze getroffen, als er in seiner Weltsicht Gott erklären ließ, es sei „nicht gut, dass der Mensch allein sei“ (Gen 2,18) und hinzufügte, dass Adam mit dieser weisen Einsicht Gottes voll und ganz zufrieden war: „Das ist endlich Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (Gen 2,23). Der Jahwist verbindet mit seiner Theologie zwei einfache, grundlegende und durch und durch menschliche Wahrheiten: Wie der Mensch (adam) ohne den Erdboden (adamah) nicht leben kann, so kann es der Mann (isch) auch nicht ohne die Frau (ischah) – und umgekehrt.

Doch nach diesem kurzen Ausflug in die Bibel jetzt zurück zur heutigen Fachwelt und ihren Einsichten: Auf diesem Boden also, auf der Grundlage der geschlechtlichen Differenzierung und der geschlechtlichen Zuordnung findet sich, entfaltet sich, wächst und gedeiht Liebe. Hier wird Liebe geahnt, ersehnt, erwartet, erlebt, entwickelt, errungen, vollendet. Hier hat sich Liebe entwickelt und entfaltet, hat sich ein tiefes Gefühl menschlicher Verbundenheit herausgebildet, oft rudimentär, oft versteckt, verdrängt, verschämt, oft verboten, diffamiert, ins Abseits geschoben, aber immer wieder auch erfolgreich und unbesiegbar, sichtbar, spürbar, greifbar, in Wort und Lied hörbar. Und in der Forschung steht Liebe heute da mit einer absoluten Priorität vor den auseinander treibenden Mechanismen des Kampfes, der Konkurrenz und des Wettbewerbes, die von vielen leider immer noch als die zen-

tralen Triebfedern des Lebens angesehen werden. Liebe hingegen sorgt dafür, dass der Einzelne beheimatet ist und genügend Raum für das eigene Leben hat. Die Logik des Lebens hat beides, das Miteinander bzw. eine gesunde Symbiose, aber auch Eigenständigkeit und eigenes Wachsen im Blick.

Alle reden von Qualität - Lebensqualität im Paar-Raum – Teil II

Die Theologie kann bei ihren Qualitätsaussagen in Bezug auf Mann-Sein, Frau-Sein und Paarbindung auf viele Stützen zurückgreifen, die ebenfalls Qualitätsaussagen machen. Die bisherigen Erkundungen zusammenfassend kann man drei Themenkreise ausmachen.

Erstens: Qualität ist im Paar-Raum bereits vorgegeben. Sie ist eine Mitgift der Schöpfung. Im sozialen Miteinander ist im wahrsten Sinn des Wortes etwas geboten.

Zweitens: Qualität, sprich: Leben in Fülle ist die inhaltliche Intention, ist das Ziel. Die gute Vorgabe will auf etwas hinaus, auf Fülle, Erfüllung, auf ein gutes Ende.

Drittens: Menschen haben für die Gestaltung der Paarbeziehung interne Potentiale und Fertigkeiten und unzählige externe Hilfen, deren man sich bedienen kann, die abrufbar sind. Auch diese Möglichkeiten gehören zur Qualität des Paar-Raumes.

Das Leben bietet Qualität an - Qualität ist vorgegeben

Ein erster Themenkreis beschäftigt sich mit dem Faktum: Die Schöpfung bzw. die Evoluton hat nach heutiger Sicht generell Qualität hervorgebracht. Sie hat mit der Ausstattung des Menschen eine natürliche Grundlage geschaffen, auf der Liebe und Glück gedeihen können. Noch einmal zitiere ich Gerald Hüther: „Das faszinierendste Phänomen, das die Evolution des Lebens auf dieser Erde hervorgebracht hat, ist die Liebe“ (21).

Von den Wissenschaften wird heute bewusst anerkannt und festgeschrieben, dass die Natur im Laufe der Evolution im Mann-Sein, Frau-Sein und in der Paarbindung qualifizierte Grundlagen für Lebensqualität und Liebe geschaffen hat. Es hat eine fantastische Entwicklung stattgefunden, bis diese Lebensformen so da standen, wie sie noch heute da stehen. Die Natur hat Qualitätsarbeit geleistet und uns passende Zustandsformen, passende Befindlichkeiten, passende Bausteine als Grundlagen und Voraussetzungen für ein gelungenes Leben hinterlassen. In der Forschung findet man überall größte Hochschätzung und Würdigung der unendlich langen Entwicklung zu diesen großartigen Vorgaben zur Lebensgestaltung. Ob man die Genforschung, die Gehirnforschung, die Systemforschung bemüht: Gegen alle pessimistischen Strömungen unserer Zeit zeigen gerade diese Forschungszweige, dass die Natur uns Menschen für diese Welt und für unser Menschsein gut ausgestattet hat – und dies sowohl was unsere Grundausrüstung betrifft als auch unsere Zielaus-

richtung und unser Potential für Wachstum, Heilung und Korrekturansätze bei Fehlentwicklungen. Mit erstaunlicher Eindeutigkeit reden heute Forscher und Philosophen von einer Lebensqualität, die im Paarbereich in einem Maße vorhanden ist wie sonst nur noch in der Eltern-Kind-Beziehung.

Mann-Sein, Frau-Sein und Paarbindung sind Grundbausteine des Lebens und der Liebe. Gerald Hüther schreibt in einem neuen Bestseller: „Die Befähigung des Menschen zur Liebe ist nicht vom Himmel gefallen, sondern hat – wie alle anderen Begabungen, Leistungen und Fertigkeiten – eine Geschichte. Die Liebe ist ... Ausdruck einer evolutionären Entwicklung“ (22). Hervorgegangen aus „noch sehr ursprünglichen Formen der Verschmelzung und des Informationsaustausches“ fand eine Verfeinerung und Weiterentwicklung statt, „bis am Ende eben zwei (nicht drei oder vier) unterschiedliche Geschlechter entstanden“ (23). „So ist aus der ursprünglichen erotischen Beziehung der geschlechtslosen Einzeller allmählich all das entstanden, was noch heute als erotisch-sexuelle Beziehung einen Mann und eine Frau dazu bringt, die in ihren jeweiligen Lebenswelten gesammelten Erfahrungen auszutauschen und miteinander zu verschmelzen“ (24). Neben dem Brutpflegeverhalten, aus dem sich beim Menschen die Elternliebe herauschälte, hat sich die sexuelle Anziehung über das Paarungsverhalten hinaus „zu einer mehr oder weniger ausgeprägten Bindung der Sexualpartner entwickelt“ und ist „damit zum Ausgangspunkt der Liebe zwischen Mann und Frau geworden“ (25). Hüther beschreibt dann sehr schön deren Zuordnung und die vielen diese Zuordnung begleitenden neurobiologischen „Aufmerksamkeiten“. Dazu gehören beispielsweise auch die hormonellen Ausschüttungen, die - wie vieles andere - nach Hüther im Dienst der Liebe stehen (26).

Der Co-Autor Hühthers, der Sozialökologe, Zukunftsforscher und Philosoph Maik Hosang trifft unter der Überschrift „Evolution: Der freie Blick und das Gefühl der Verbundenheit“ im Blick auf unser Thema eine vierfache Feststellung: Erstens: Bei aller geschlechtlichen Differenzierung im Rahmen der Evolution des Menschen sind auch „Potentiale der gegenseitigen Verbundenheit entstanden“ (27). Zweitens: Es entwickelte sich auch die ganzjährige sexuelle Bereitschaft des Menschen. „So konnte sich die Sexualität und der mit ihr verbundene körperliche Kontakt über ihre bloße Fortpflanzungsfunktion hinaus zu einem Medium ganzheitlicher und gegenseitiger Kommunikation, Wertschätzung und Verbundenheit entwickeln“ (28). Drittens: Es ist ein erstaunliches Muster zu beobachten: „Es sieht danach aus, als ob die Evolution (oder die Schöpfung, oder wie immer wir diese Menschwerdung bezeichnen mögen) uns vor allem dazu befähigen wollte, sowohl freie als auch miteinander verbundene Wesen zu werden“ (29). Und viertens: Diese unsere Fähigkeiten und Potentiale wurden immer mehr dadurch wirksam, dass sie sich „kulturell selbst verstärkten“ (30). So entstanden „zwei Pole unseres Seins, die unsere Existenz und unser Selbstverständnis als Menschen bestimmen“ (31), die aber

immer wieder ausbalanciert werden müssen, nämlich unsere Eigenständigkeit und unsere Bezogenheit.

Über diese Bezogenheit als Wachstumsmotor äußert sich - kurz zusammengefasst - der Freiburger Mediziner und Neurobiologe Joachim Bauer wie folgt: Wir Menschen sind von Haus aus auf gute Beziehungen geeicht. Wir sind auf Resonanz und Kooperation angelegte Wesen. Wir wollen von anderen gesehen werden, wollen Zuwendung erfahren und geliebt werden. Wir brauchen konstanten liebevollen und fürsorglichen Umgang miteinander. Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung und Zuneigung finden und geben spielen oft eine bedeutendere Rolle als die Sicherung unserer vitalen Bedürfnisse. Als Person gesehen werden steht noch über dem, was landläufig als Selbsterhaltungstrieb bezeichnet wird. Nicht dass wir um jeden Preis überleben, sondern dass wir andere finden, die unsere Gefühle und Sehnsüchte binden und spiegelnd erwidern können, ist nach Joachim Bauer das Geheimnis des Lebens. Dafür sollten sich beide Partner „die Möglichkeit offen halten, am anderen – und an sich selbst – noch etwas entdecken zu können, was sie so noch nicht kannten“ (32). Und nicht nur diese Chance gibt es. Die Paarbindung ist auch die Geburtsstätte und der genuine Ort des Sozialen. Hier beginnt die körperliche, seelische und geistige Organisation des Zusammenlebens. Hier ist dann auch die Basis für die Gestaltung der Welten, in die wir verwiesen sind. Und hier ist für den religiösen Menschen ein zentraler Ort der Gottesbegegnung.

Das Leben will Qualität – Güte und Fülle sind das Ziel

Die Natur hat also etwas vorgegeben, hat vollendete Tatsachen geschaffen. Daran hängt sich die Frage fest, was das Leben mit seinen Erfindungen will, worauf das Ganze abzielt, in welche Richtung die Post abgeht, was erreicht werden soll, welche Gestalt, welches Gesicht angestrebt wird, worauf die weitere Entwicklung hinaus will und der Beitrag des Individuums hinaus soll. Die Frage nach einer Gestalt, einer Endgestalt nach einer Vision, die die Richtung bestimmt, steht damit im Raum. „Diese Frage habe ich mir noch nie gestellt“, sagte mir dieser Tage ein junger Mann. „Ich habe einfach so dahingelebt.“ Das Suchbild hat aber seine Fragestellungen. Manchen ist es gänzlich unbekannt oder fremd, bei anderen ist es zerstört oder hat tiefe Risse. Konsum und Unterhaltung haben zahlreiche Ersatzbildungen geschaffen, kurzfristige Kompensationen und Billigillusionen. Der Probleme sind viele.

Aber so arm stehen wir nun auch nicht da. Die moderne Naturwissenschaft lehrt uns ja auch: Die ganze Schöpfung ist in einen Verweisungszusammenhang eingebunden. Sie ist eine Sache, die auf etwas hinsteuert, die uns auf etwas hinzwingt. Wir sind schon von Grund auf auf etwas eingestimmt, wir sind ausgerichtet auf eine Endgestalt. Da der Trend unserer Zeit immer noch zeigt, wie es Hüther formuliert, dass „die vertraute Zweierbeziehung zwischen Frau und Mann nach wie

vor das zentrale Modell“ (33) der Beziehungen bleiben wird, halte ich auf jeden Fall an der Vision fest, die auf Erfahrungen beruht, dass es in der Paarbeziehung einen Zustand gibt, dass dort eine Wirklichkeit möglich ist, in der Menschen ihr Leben als sinnvoll und als Glück erfahren, in der Menschen frei atmen und zugleich verbunden sein können. Für manche ist diese Endgestalt das Finden seiner selbst, oder die Erfüllung und Verwirklichung der in uns liegenden Sehnsüchte, oder das Ringen um eine Ganzheit, dem die Erkenntnis zugrunde liegt, dass die Welt, in die der Mann hineinwächst, eigentlich nur die halbe Welt ist (34). Und für die Frau gilt das Gleiche. Wieder andere suchen nach etwas, was grösser ist als sie selbst, und suchen hier wohlweislich Gott zu erfahren.

Die Frage nach Qualitätsstandards, nach Qualitätselementen, nach guten Ergebnissen einer kunstvollen Gestaltung von Beziehungen stellt sich heute dringend. Wir brauchen anerkannte Weisen niveauvoller Beziehungen mit Modellcharakter. Wir brauchen eine fachliche Durchsicht jahrelanger, lebenslanger, viele Generationen übergreifender, die ganze bisherige Menschheitsgeschichte umfassender Bemühungen, abgesicherte Ergebnisse von Versuchen und wieder Versuchen, von Misslingen, Durchbrüchen und Erfolgen, um sauber darzulegen, was zu intendieren und was kontraproduktiv ist. Hier steht und fällt auch der Wert der anthropologischen Wissenschaften, die von der Biologie bis zur Theologie reichen. Wenn sie einen Sinn haben sollen, dann doch den, die weltweit anzutreffenden offenen und problematischen Fragen des Lebens mit wirklichen „Sinn-Bildern“ und „Kraft-Spendern“ zu beantworten, Standards einer Endgestalt zu erstellen, die man in echt biblischem Sinn „an den Früchten erkennen“ kann. Es genügen ausreichend gute Bilder, wie eine ausreichend gute Mutter ihren Kindern genügt, oder wie sich ein ausreichend guter Vater sich von einem Playboy abhebt. Eine gute Hilfe kann auch sein, wenn man dem Leben unterstellt, dass es Fülle und Erfüllung, Festigkeit, Nachhaltigkeit, aber auch Belastbarkeit will, und wenn man studiert, wie es die Wirklichkeit bzw. die Schöpfung immer wieder hinbekommt, die Kontinuität des Lebens zu organisieren.

Auch der Weg braucht Qualität

Das Leben bietet Qualität an. Das Leben will auf Qualität hinaus. Die Gestaltung der Endgestalt ist aber auch in menschliche Hände gelegt. Dafür braucht es Qualifikationen. Für den Bereich, der uns zur Gestaltung anvertraut ist, müssen wir uns demnach qualifizieren. Auf der Basis der Grundbausteine, effektiver Visionen, worauf das Leben hinaus will, und gelungener Vorbilder muss nun Mann-Sein, Frau-Sein und Paarbindung ausgeformt werden. Lebensqualität auf diesem Gebiet soll ja nicht rudimentär oder ein Torso bleiben. Hier ist nun der Einzelne gefragt, seine Geistigkeit, sein Wille und seine Begeisterungsfähigkeit, seine Neugier, sein Wissenwollen. Denn „die sexuellen Beziehungen sind nicht nur Natur, sie sind auch Kultur“ (35). Es geht nicht nur um Getriebensein, um Angezogenensein, um Aus-

strahlung usw. Es geht um Lernen, um Einüben, um Gestaltung, um aktives Interesse, um Austausch, um vielfache aktive Zuwendung über Blicke, Mimik, Gestik, Stimme, Berührung, um verbale und nonverbale Mitteilungen, um sich gegenseitig die Erlebniswelt der Psyche zu erschließen. Beziehungen sind Kultur und beruhen auf einer „Verhandlungsbasis“ (36) von Mann und Frau.

Die Natur, die Evolution, die Schöpfung hat dem Menschen und seiner Kreativität Gestaltungsaufgaben hinterlassen, die auch etwas darüber aussagen, was das Leben uns zutraut oder zumutet, wozu das Leben uns herausfordert, was das Leben aber auch einfordert. Es fordert qualifiziertes Vorgehen, eine gute Umgangsart, dass die evolutionären Vorgaben einschließlich unserer Potentiale zur Fülle gebracht werden können. Es geht um das durch unsere Begabung vorgegebene passende menschliche Mühen. Es geht um die Einsicht in das Gegebene, Vorgefundene, Vorhandene, es geht um das Vorgehen, damit optimale Entfaltung gelingt, es geht um die Effektivität der Prozesse, es geht um Einstellungen und Umgangsformen, es geht um den Erwerb von Fertigkeiten, um das „Handwerk“, es geht nicht allein, es geht um das Zulassen guter Begleiter, um die Verstärkung durch die Mitwelt, um die Abschirmung gegen Murks, um die Vermeidung von Umwegen und vieles mehr. Es geht um einen genügenden Selbstschutz vor der Sexualisierung, Pornografisierung und anderen Perversitäten unserer Zivilisation. Es geht vor allem auch darum, „die dunklen und dämonischen Facetten der ‚schönsten Sache der Liebe‘ nicht zu unterschlagen“, ein „hochsensibles, unberechenbares Feld“ wie die Sexualität nicht zu verdrängen und ein „Bewusstsein für die Macht und die Abgründe des Begehrens“ (37) zu entwickeln. Peter Sloterdijk deckt in seinen einschlägigen Einlassungen (38) eine Reihe von Entwicklungsdefiziten auf. Er fordert Kreativität, was nicht heißt, eine neue Schöpfung zu installieren oder die alte total umzukrempeln, sondern die Evolution zu studieren und das Vorhandene zu verstehen und zu nutzen bzw. den Beziehungsbereich im Vergleich mit dem Arbeitsbereich nicht mehr stiefmütterlich zu behandeln und sich auch nicht vom vielfachen Verschwinden von Qualität irritieren zu lassen. Es geht um eine Entwicklung auf das Große des Lebens hin, um Alternativen zu Konsum und Unterhaltung. Gelingende Liebe fällt auch nicht vom Himmel. Sie ist Menschen anheim gegeben. Er muss die „Beziehungs-Landschaft“ gut definieren. Er muss wieder „Sinn“-Bilder schaffen. Er kann sie selbst prägen und zu einer gewissen Fülle bringen. Aber Qualität kostet etwas. Doch die Kosten lohnen sich. Dass Liebe Leistung bedeutet ist für viele immer noch arg gewöhnungsbedürftig.

Was kann man tun? Die folgenden Hinweise sind nur ein Mini-Angebot.

Als ganz zentral sehe ich die regelmäßige Selbstreflexion an, sei es allein oder gemeinsam. Drei Fragenkreise erscheinen mir besonders wichtig: Wieviel „Ich“ braucht eine Beziehung und wie viel „Wir“? Welchen Raum gebe ich meinen Stärken, welchen Raum lasse ich den Stärken des Partners? (Diese Reflexion ist bei der

häufigen Fixierung auf unsere Schwächen besonders herausfordernd und erfolgreich). Und: Bleibe ich im Alltag und im gemeinsamen Gespräch primär bei Problemen hängen oder suche ich nach Lösungen, wobei ich meinen Partner zu einem ähnlichen Verhalten motiviere?

Dann verweise ich auf die wunderbare Einrichtung der Zwiegespräche, zu denen Michael Lukas Moeller in seinem Bestseller „Die Wahrheit beginnt zu zweit“ (39) entscheidende Anstöße und inspirierendes Begleitmaterial angeboten hat. Ein Paar, das die Idee Moellers aufgriff, äußerte sich so: „In den letzten drei Monaten haben wir mehr voneinander erfahren als in den letzten zehn Ehejahren vorher“ (40). Worum es bei diesen Zwiegesprächen noch geht, hat wiederum Hellinger sehr schön als Ankunft und Verbleiben eines Paares in der Gegenwart beschrieben. Wenn sich zwei plötzlich als Fremde erfahren und nicht mehr weiter wissen, rät Hellinger: „Uns zurückziehen auf Einfaches, Verlässliches, Nahes, auf ein gemeinsames Tun, das uns in der Gegenwart hält, bis sich die früheren und fremden Personen in uns wieder zurückgezogen und uns freigegeben haben. Dann beginnen wir unser Zwiegespräch von vorn und erkennen uns, einer im anderen, wie wir jetzt sind“ (41).

Auf die Annahme von Therapie- und Beratungsangeboten habe ich bereits hingewiesen. Optimal wäre die Verbindung mit der Aufstellungsarbeit. Um sich eine Außenansicht der Paarbeziehung zuzulegen, bietet sich als Königsweg die Aufstellungsarbeit an, die besonders Bert Hellinger in das öffentliche Bewusstsein gebracht hat, und die mir persönlich tiefe Einsichten in die Bewegungen und Ordnungen des Lebens und der Liebe gebracht haben. Ich habe Aufstellungen selber jahrelang als diagnostische und therapeutische Methode benützt, mich laufend fortgebildet und manches Gute bewirkt. Diese Form hat für viele Klienten und für mich auch einen anderen Blick auf das, was einmal war, erzeugt – und somit zu einer klareren Orientierung im Hier und Heute geführt. Die Aufstellungsarbeit spielt uns Informationen über unsere Seele und die Seele des Partners zu, die sonst nirgends so deutlich zu gewinnen wären. Sie berühren uns wie sonst nur Weniges, lassen uns aufhorchen und bahnen neue Wege an (42).

Bilder der Liebe sind wichtiger als kluge Reden. In der Zeitschrift „Publik-Forum“ wurde vor einiger Zeit ein Paar interviewt, das von sich sagte: „Wir finden es hilfreich, wenn ein Paar einen gemeinsamen Mythos pflegt“. Und die Frau und der Mann meinten damit, sich über eine gemeinsame Geschichte, ein gemeinsames Bild oder Symbol miteinander verbunden zu wissen. „Für uns“, sagten sie, „ist es das Bild vom Kugelmenschen, wie es der griechische Philosoph Platon geprägt hat. Der Urmensch – so erzählt es der Mythos – war ganz und wurde von den Göttern zerteilt. Und seither laufen wir Menschen als diese halben Portionen durch die Welt und jeder sucht nach seiner verlorenen Hälfte. Mit diesem Bild spielen wir, es inspiriert uns immer wieder neu. Es soll die Paarfantasie anregen, die Hand führen

beim gemeinsamen Weiterzeichnen der Lebenslinie, Gefahren abwehren, abwegige Gedanken widerlegen, seelische Hausapotheke für jeden Störfall sein“ (43). Kreative Nachdenklichkeit versucht auch Bert Hellinger mit einem Bildangebot zu erzeugen, das darstellen will, wie unterschiedlich Menschen mit der Liebe umgehen. Die einen wählen eine bequeme Liebe. Sie stehen am Ufer eines Flusses mit ihrem Standpunkt über die Liebe, und der Fluß der Liebe, oder der reißende Strom, fließt an ihnen vorbei. Sie werden nie zusammenkommen, wenn nicht beide in den Fluß springen. Andere sind zunächst ohne Grundsätze. Sie springen in den Strom und lernen schwimmen. Und sie werden vom Fluss getragen. Wieder andere... Mit diesem Bild vom Fluss und seinen Ufern kann man wunderbar spielen und seine Fantasie anregen lassen (44).

Unüberbietbar ist natürlich das Bild von der Paarbeziehung als eines Sakramentes, einer Form der Berührung mit Gott, ein Bild, das die Theologie anbietet, und das leider zu häufig auf das individuelle Aufgreifen, Ausmalen und Auslegen wartet.

Zum Schluß verweise ich auf die zahlreiche qualifizierte Literatur. Es gibt grundlegende Werke, die die Paarbeziehung in größeren Zusammenhängen sehen, aber auch ganz praktische Wegweiser. Manches an guter Literatur habe ich hier bereits auszugsweise zitiert.

Alle reden von Qualität – Lebensqualität im Paar-Raum – Teil III

Qualitätsaspekte, die sich aus der Idee Gottes ergeben

Welche Tiefenerfahrungen machen nun Menschen mit ihrem Mann-, Frau- und Paar-Sein? Welche Aspekte berühren sie zuinnerst? Wie definieren sie eine gelungene „Beziehungslandschaft“? Welche „Sinn“-Bilder haben sie gefunden? Und auf welche genügend guten Sammelergebnisse und Einsichten können Fachleute verweisen? Ich beschränke mich auf sechs zentrale Aspekte: Was ist eine gut gelungene Beziehungslandschaft? Welche Aspekte prägen sie? Ich versuche einen kurzen Überblick.

- Ich verweise zunächst auf dem Identitätsaspekt: Zum Potential der Zweierbeziehung gehört ein Identitätserlebnis. Über das Du spürt man, wer man selber ist. Man erlebt seine Wirklichkeit, sein Dasein, seine Individualität, seine Geschlechtsidentität, man erlebt, dass man ein Mann ist, wenn und weil man eine Frau hat, und dass man eine Frau ist, wenn und weil man einen Mann hat, man erweitert seinen Horizont über Bekanntes hinaus, begreift mehr von sich, von seinem Körper, von seiner Seele, begreift, wer und was man ist, spürt die Verbundenheit mit sich selber. Jede Begegnung mit dem Du kann das Eigene fördern.

- Ich gehe einen Schritt weiter, und komme zum Sozialaspekt unseres Soseins. Mann- und Frau-Sein sind naturgegebene Potentiale, ansprechende und anspruchsvolle Förderprogramme und Sicherungen für soziales Leben, soziales Lernen, soziales Verhalten, für Kooperation und Solidarität. Am Anfang unseres Lebens ist die Liebe der Eltern für unsere weitere Entwicklung bestimmend, später ist es vor allem die Paarbeziehung. Menschsein heißt ja, miteinander sein. Wir sind ohne die Fürsorge anderer nicht lebensfähig. Nichts ist uns bekannter als die Zerstörung durch soziale Isolation. So hat die Schöpfung sinnvollerweise in das Leben Antriebe eingebaut, die Menschen aufeinander hinbewegen. Das Gegenüber bricht unsere Beziehungsfähigkeit auf und zeigt uns unsere Beziehungsbedürftigkeit. So ist es nun einmal. Damit gehören Mann-Sein und Frau-Sein zu den mächtigsten Antrieben unserer Sozialität und sind die großen göttlichen Vorgaben und Chancen für die Gestaltung einer humanen und mitmenschlichen Gesellschaft.

- Als Nächstes führe ich den Ganzheitsaspekt des Paar-Seins an. Menschen reden oft davon, dass sie nur halbe Menschen sind, sie propagieren das Bild von einer „besseren“ - weil fehlenden - „Hälfte“. Sie wissen intuitiv um ein Ganzheitserlebnis. So erweitert immer wieder der Mann sein Ich, indem er zusammen mit einer Frau ein Wir wird, und die Frau erweitert ihr Ich, indem sie zusammen mit einem Mann ein Wir wird. Der Mann wird zum ganzen Menschen durch die Frau und die Frau wird zum ganzen Menschen durch den Mann. Als zwei Verschiedene werden sie ein Ganzes. Sie werden ein Wir und ganz – körperlich, in der Seele, im Geist. Das Thema „Kugelmensch“ aus der Philosophie Platons klingt hier an. In ähnlicher Weise kann man auch den biblischen Schöpfungsmythos verstehen: Beide, Mann und Frau, sind das Bild vom ganzen Menschen. Nirgendwo anders können Gegensätze zugunsten des Gemeinsamen so stark in den Hintergrund treten als in der Intimität eines Paares. Nirgendwo sonst kann dualistisches, die Gegensätze betonendes Denken durch ein polares, einander bedingendes und ergänzendes Denken abgelöst werden.

- Gehen wir weiter zum „Schöpfer“-Aspekt der Zweierbeziehung. Jede Frau und jeder Mann verstehen sicher, warum ich „Schöpfer“ in Führungszeichen setze. Aber trotz der übermenschlichen Größe des Geschehens ist die Weitergabe des Lebens der Höhepunkt und die höchste Auszeichnung von Mann- und Frau-Sein. Väter und Mütter sind die Grundlage für unser aller Leben. Aus ihrem Tun, aus der Zeugung neuen Lebens kommen Wertschätzung und Würde. Wer dieses Tun verstanden hat und ehrt, wird diese Größe ebenfalls zu erreichen versuchen. Zweisamkeit führt zum Kind und somit weit über die Zweisamkeit hinaus. Denn das „Schöpfer“-Erleben dient dem Fortleben, dient der Erhaltung der Art. Mann und Frau sind eingebunden in ein Gesamtkonzept der Schöpfung, sind Teil eines beide übergreifenden Vorgangs. Sie sind da für einen Zweck, der den Einzelnen und das Paar übersteigt, in den Dienst nimmt und fordert. Hier gibt es nun heute eine einschneidende Veränderung. Das „Schöpfer“-Erleben wird immer stärker von den

anderen Erlebensweisen der Paarbeziehung abgekoppelt. Die Folgen für den Einzelnen, die Paare und die Gesellschaft sind noch kaum überschaubar.

- Ich komme zum Gesundheits- und Vitalitätsaspekt der Paarbeziehung. Mann-Sein und Frau-Sein gehören zu den großen Antriebsaggregaten des Lebens. Sie halten Menschen in Bewegung, können eine fade Nähe und bloße Geschwisterlichkeit verhindern und geben Impulse für Arbeit, Beruf, Freizeit usw. Sie sind aber auch dazu da, Antriebe, Impulse und Bewegungen aufzufangen und nicht ins Zerstörerische abgleiten zu lassen. Beziehungen geben Menschen ein Zuhause, holen uns aus der Grenzenlosigkeit und Unüberschaubarkeit des Lebens in einen überschaubaren Raum, in einen Raum der Entspannung und Erholung, der Kreativität und Glückserfahrung. Lebendige Beziehungen gestalten unsere Seelenlandschaft, dienen unserer Gesundheit und der Gesundheit und dem Wohlergehen der Gesellschaft.

- Und schließlich komme ich zum schönsten Bild. Hier liegt die Stärke der Theologie, aber auch eine starke Herausforderung für die Theologie. Sie sagt: Im Paar-Sein wird die göttliche Wirklichkeit präsent. Karl Rahner hat einmal geschrieben, Gott wachse im Menschen, je positiver dessen Beziehung zu den Dingen sei, und umgekehrt (45). „Dinge“ meint in dieser Sprachwelt immer Schöpfung. In der Zweisamkeit wird göttliche Wirklichkeit präsent, bekommt Gott ein Gesicht, eine Stimme, wird er „begreifbar“. Gott hat dann nicht nur einen Namen, er ist Berührung, Leuchte, Wort, Duft, Geschmack. So wird das Menschliche zu einer tiefen Erfahrung des Göttlichen. Die göttliche Erfindung der Geschlechtlichkeit erweist sich somit als auf Gotteserfahrung hin ausgelegt. Und die menschliche Liebe wird darüber hinaus, wie es Bert Hellinger so schön ausgedrückt hat, zu einer Ahnung für etwas Kommendes. „Diese Liebe nimmt, was einmal sein wird, schon vorweg“ (46).

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Bedenkt und meditiert man unsere menschliche Grundausstattung als Frauen und Männer, kommt diese Ausstattung zum Erleben und hat man eine Vision von einer guten Endgestalt, dann steht man voll in der Schöpfung und voll in der guten Idee Gottes. Dann wird auch das Ja zu unserer Gestaltungsaufgabe leichter – trotz aller Fragen, offenen Stellen, trotz aller Probleme und Einwände, die aus der existentiellen Kommunikation mit den irdischen Wirklichkeiten entstehen. Man wird sich dann nicht mehr aus diesem „Spiel“ der Liebe und seiner Gestaltung ausklinken. Man wird nicht mehr darauf verzichten, der in der Schöpfung wohnenden Liebe zu begegnen und die Kunst des Liebens zu lernen, zu der auch die „Kunst, gut zu lesen“ gehört - damit Leben gelingt.

Eine Grunderkenntnis therapeutischer Arbeit: Alle wünschen sich Qualität

Wie überall im Leben gibt es auch in der Paarbeziehung Planlosigkeit, Schlendrian, Lässigkeit, Fehlprogramme, Fehlverhalten, Unstimmigkeiten, Missstöne, Stör-

faktoren, Hindernisse, Dominanz des uns umgebenden „Marktes“, „Risiken und Nebenwirkungen“. Und es gibt im Ergebnis Kümmerversionen und Torsos. Auch wenn der Mensch von Haus aus „aufgrund mehrerer körpereigener Systeme in Richtung Kooperation und ‚Menschlichkeit‘ ausgerichtetes Wesen“ (47) ist, sind doch viele Paarbeziehungen ebenso Leid erzeugend wie wohltuend, sind geeignet, uns krank zu machen, unsere Lebendigkeit zu lähmen, ja uns manchmal fast umzubringen. Nach einem Bericht der Süddeutschen Zeitung aus dem Jahr 2010 sind ein Drittel der Langzeitehepaare „stabil unglücklich“ bzw. „unsicher und resigniert in der Beziehung“. Gerade im Paarraum wird ja das Entgegenstehende besonders schmerzlich empfunden. So wird ein Nachdenken unausweichlich. Wir brauchen heute ein genügend gutes Wissen über Störungen und Störanfälligkeiten. Gerade in diesem Beitrag möchte ich darauf hinweisen, dass Störungen überall dort entstehen, wo Qualitätselemente außer Acht gelassen werden. Über kurz oder lang kommt es dann zu Rückmeldungen in Form von unangenehmen Auffälligkeiten oder Krankheiten, und es kommt die „Abspeisung“ über Symptome. Nach einer asiatischen Weisheit entsteht Krankheit immer dann, wenn der Mensch seinen Lebensweg verloren hat. Denn „man erkrankt an der Logik“, sagt diese Weisheit. Auch Dietrich Bonhoeffer sah Krankheiten und Symptome als Hinweise auf mögliche Verletzungen von Grundwahrheiten, zu denen jedoch das Leben über die Mahnung der Symptome früher oder später wieder zurückfinden will und wird.

Motiviert durch zahlreiche Problem- und Krisensituationen in der Paarbeziehung kommen Menschen zur Beratung – weil eben die Qualität nicht stimmt. Ich fasse einige berufliche Erfahrungen zusammen, die natürlich nur einen subjektiven Ausschnitt aus einer Problemmenge darstellen. Welche Qualität wünschen sich Klientinnen und Klienten? Welche Schritte und Ergebnisse werden vorzüglich mit Qualität verbunden?

Qualität wünschen sich viele in einer Beziehung Lebende in der Form, dass sich etwas tut, dass wieder Leben in die Bude kommt, dass etwas Stagnierendes oder Festgefahrenes aufbricht. Ganz stark im Vordergrund meiner Erfahrungen steht eine Schiefelage, die Joachim Bauer so beschreibt: „Problematisch wird es, ... wenn sich das Schema ausbildet, dass sich regelmäßig nur einer der beiden Partner auf den anderen einstimmt, nicht aber umgekehrt. Wenn ich niemals die Erfahrung mache, dass der Partner (die Partnerin) Freude daran hat, sich auf meine Absichten, Stimmungen und Gefühle einzulassen, und wenn es stattdessen immer nur an mir ist, auf den Partner einzugehen, dann lässt die Freude an der Beziehung nach. Wird ständig nur von mir erwartet, mich zum Partner hin zu verändern, dann geht meine Identität verloren. Viele Liebende... haben sich an einen solchen Zustand derart gewöhnt, dass sie die Schiefelage gar nicht mehr spüren“ (48). So gibt es oft auch keine Entwicklung auf das Große des Lebens hin, keinen gemeinsamen Geist, keine gemeinsame Vision. Qualität wäre für viele um Rat Suchende bereits die Tatsache, dass auch der Partner das Gespräch sucht, ein Buch in die Hand nimmt oder

zur Therapie bzw. Beratung mitkommt. Das wäre bereits der Beginn einer neuen Bewegung.

Des Weiteren kann man leicht feststellen: Viele Paare haben ein Kommunikationsproblem. Sie reden nicht miteinander. Sie hören nicht aufeinander. Und sie können oft grundsätzlich nicht reden. Dies liegt aber nicht in erster Linie daran, dass es sich nach den Worten von Bert Hellinger bei der Zweierbeziehung um ein ausgesprochen intimes Geschehen handelt, das mehr der Verborgenheit, dem Geheimnis, der Nacht angehört und angehört werden muss, über das man nur schwer sprechen kann, ohne das Erlebte zu schmälern, zu beschädigen, zu vernichten (49). Viele sind einfach unfähig, gerade den intimen Erlebnisraum dezent zu beschreiben. Wir leben vielfach in einer Kultur, die über die Gehalte und die Atmosphäre eines gelungenen Paar-Raumes noch kaum sprechen kann. Viele haben keine Ausdrucksmittel, kein Deutsch für wesentliche Lebensinhalte, keine Sprache, keine Bilder, keine Vorstellungen für Ungegenständliches, für Zustände, in die wir eingetaucht sind, für Bezüge, in denen wir leben. Manche leiden aber auch daran, dass immer wieder ihre Dialogwünsche weggeküsst oder durch erdrückende Umarmungen und Beischlaf „kassiert“ werden. Qualität wäre für viele Hilfe Suchende schon erreicht, wenn man wieder miteinander reden könnte, über das Gemeinsame und das Unterschiedliche, über Werte und Praktiken, über Ordnungen der Liebe und des Lebens, über die Lebenspläne, über die Öffnung nach außen – wenn also ein Deutsch entwickelt würde, das es noch nicht gibt (50).

Qualität wird dort ebenfalls vermisst, wo das Intime verloren gegangen ist. Der Vollzug der Liebe findet nicht mehr statt. Es gibt kein intimes Erleben mehr. Der Vollzug der Liebe wird ausgesetzt, Körperlichkeit, Sinnlichkeit, Lust werden verleugnet, Verlangen und Gewähren finden nicht mehr statt, die Normalität der Partnerschaft ist in Verruf gekommen. Man springt, um bei einem Bild von Bert Hellinger zu bleiben, nicht mehr vom jeweiligen Ufer aus in den Fluss, lässt sich von ihm nicht mehr tragen und treiben und endet auch nicht im großen weiten Meer der Erfüllung.

Qualität ist auch dort angefragt, wo eine Engführung in den „Sex“ stattfindet, wo alle möglichen Spielarten von „Sex“ ausprobiert werden, wo der andere in seiner Ganzheit nicht mehr gesehen, gesucht und gefunden wird, wo der andere ohne Ansehen bleibt. Hellinger hat zu diesem Thema einmal klar und deutlich geschrieben: „Sex ist für die Seele ein Unwort, denn es fehlen ihm die Seele, die Tiefe, die volle Leidenschaft, das Erkennen des anderen und das Sich-selbst-im-anderen-Erkennen-und-Finden. Welche Kraft dagegen hat das alte und heutzutage verpönte Wort Wollust. In ihm spürt man die Bewegung, die Hitze, die Leidenschaft, den Knäuel, das Zupacken, das Umschlingen, das Vorwärtsdrängen, den Höhepunkt und die selige Entspannung“ (51). Peter Sloterdijk hat, wie bereits erwähnt, dem Paar-Raum große Qualität zuerkannt. Doch Qualität ruft auch nach Einlösung. Ein genitales

Team zu bilden ist für den Philosophen zu wenig. Qualität besteht für ihn in einer Begegnung von Angesicht zu Angesicht, besteht in dem, was die Bibel „Erkennen“ nennt, was „sämtliche Schichten der körperlichen und kulturellen Struktur der beiden Personen umfasst“ (52).

Viele suchen Liebe nach der Verliebtheit. Sie haben erfahren, dass in der Verliebtheit oder in der stürmischen Liebe manches eigene Los verdunkelt oder zugedeckt wird, und dass oft die eigene Realität und die des Partners übersehen werden. In der wirklichen Liebe wird die Beziehung zu einem „Unternehmen“ von zwei Menschen, die ihre je eigene Geschichte haben, die in der Art interessant sind, wie sie sind, die mit beiden Beinen im Leben stehen und sich auch, aber nicht nur, mit beiden Beinen bewegen.

Manchmal ist das emotionale Band so eng, dass einem Partner die Luft zum Atmen ausgeht. Qualität wäre für viele, wenn die Frage gelöst wäre: Wie viel „Ich“ braucht eine Beziehung und wie viel „Wir“? Wenn jemand den Partner an sich zieht mit der Vorstellung „Ich kann ohne dich nicht leben“, dann ist dies ein nicht auszuhaltender Eingriff in den Lebensweg des Anderen. Ebenso schlimm ist es, wenn eine Paarbeziehung nach dem Motto gelebt wird: „Es geht auch ohne dich.“ Bert Hellinger führt dazu aus: „Man nennt das Selbstverwirklichung. Genauer gesagt ist es eine Ichverwirklichung. Sie trennt...“ (53). Qualität wäre hier ein gesunder Ausgleich der Bedürfnisse nach Verbundenheit und nach solider Eigenständigkeit.

Immer häufiger kommen Klienten, die selbst oder deren Kinder an der Beziehung krank geworden sind. Gute Beziehungen gehören zu den notwendigen gesundheitsfördernden Lebensbedingungen und verhindern die Bildung von Symptomen. Symptome sind vielfach Langzeiteffekte aus defizitären und gestörten Beziehungen. Das nicht Erreichte, das nicht Gelebte, das Verdrödelte, das Ausgeschlossene meldet sich zu Wort. Es tritt auf in diversen Symptomatiken, in Süchten, Ersatzhandlungen, Verhaltensstörungen, Motivationsausfällen, chronischen Schmerzen, Burnout-Syndromen, Nervosität, Arbeitswut usw... So schlägt die Wirklichkeit, ihre missverstandene Logik und ihr verleugnetes Potential zurück. Zur Gesundung braucht man dann mehr als bildgebende Verfahren der Radiologie.

Manchmal sind die Kinder im Beziehungsbereich an die erste Stelle gerückt. Viele Paare geben - danach gefragt - auch mit einem schamhaften Lächeln zu, dass die Kinder den Vorrang vor dem Partner bekommen haben. Auch das schränkt das Paarleben ein. Die Spielräume werden enger. Und die Kinder werden belastet – vor allem Mamas Söhne und Papas Töchter.

Begegnungen werden auch aus dem Grund immer schwieriger, weil nicht nur wir Menschen heute differenzierter sind als früher, sondern auch, weil wir aus Her-

kunftssystemen kommen, die spezifische Strukturen und Muster gebildet haben. Gerald Hüther stellt fest: „So verfügt jede Familie, jede Sippe, jede menschliche Gemeinschaft über ein charakteristisches Spektrum an Signalen, Ausdrucksformen, Verhaltensweisen, Regeln und Vorschriften, über Einstellungen und Haltungen, Erfahrungen und Überlieferungen. Diese bestimmen die Intensität und die Art der Beziehungen“ (54). Der Einzelne gerät so zwangsläufig in Beziehungsschwierigkeiten. Diese „können in Extremfällen ein Zusammenleben mit allen anders sozialisierten Menschen unmöglich machen“ (55). Viele Paare schleppen auch Belastungen aus der Lebens- oder Familiengeschichte mit, nicht nur tief verankerte und schwer erschütterbare Vorstellungen, sondern auch massive Verstrickungen und Bindungen an familiäre Schicksale, an familiäre Dramen und Traumata, an Leid und Schuld der Vorfahren. Eine Mutter sagte z.B. im Blick auf ihren Mann, den Vater ihres Kindes, immer wieder: „Ich bin eine gebrochene Frau“. Das Kind kann dann nur schwer das Schicksal der Eltern in der Vergangenheit ruhen lassen und den Tanz des eigenen Lebens lernen. Ähnliches gilt bei persönlichen Missbrauchserfahrungen oder bei Missbrauch im System. Über Familien- bzw. Traumaufstellungen erhalten Gottseidank Klienten inzwischen immer öfter neue Sichtweisen und steigern so die Qualität der Beziehung. Neue Qualität entsteht, wenn ein Nachkomme das Schicksal der Vorfahren in der Vergangenheit ruhen lässt, ohne es auf sich zu nehmen, ohne zu leiden, ohne zu beschuldigen oder zu entschuldigen

Eines der größten Probleme für das partnerschaftliche Erleben ist ein Leben in einem von der Außenwelt geprägten Modus. Dann sind Arbeit, Essen und Trinken, Hobbies, Spiel und Sport, Unterhaltung, Fernsehen usw. wichtiger geworden als partnerschaftliche Höhepunkte. Dann brauchen Männer keine Frauen und Frauen keine Männer mehr. Man braucht einen Liebhaber, einen Schwarm, ein Film-, Fernseh- oder Magazin-Idol – oder eine Köchin bzw. einen Chauffeur, eine Putzfrau oder einen Gärtner, eine Wirtschaftlerin oder einen Hausmeister. Sich in der Tiefe verpflichtet zu fühlen, gehört fast zur „Risiko-Kultur“. Völlig zu Recht diagnostiziert hier Peter Sloterdijk, dass wir uns heute nicht mehr auf das Große des Lebens hin entwickeln, vom Himmel der Metaphysik ganz zu schweigen. Es gäbe kaum mehr angestrebte Alternativen zu Konsum und Unterhaltung, diese furchtbaren Ersatzbildungen, die durch den Einbruch der Außenwelt noch verstärkt werden. Und wörtlich sagt er: „Wir machen unsere Seefahrten am Computer oder mit Hilfe von Büchern, die als Raumleiter dienen“ (56). Sloterdijk mahnt eine grundsätzlich neue Atmosphäre des Zusammenlebens an – und diese muss man „produzieren“. Sie kann nicht mehr naiv vorausgesetzt werden. Mit solchen Hinweisen spricht der Philosoph vielen meiner Klientinnen und Klienten aus dem Herzen.

Viele Paare erfahren heute die Macht der Außenwelt als bedrohlich. Ihnen fehlen der nötige Schutz, die nötige Rücksichtnahme aufeinander, klare Grenzziehungen.

Sie fühlen sich ausgeliefert und ängstigen sich immer mehr, weil sie spüren: Politik und Gesellschaft schützen die besondere Form der Ehe nicht mehr. Sie schützen vor allem auch die Schwachen nicht mehr. Und den Starken ist alles erlaubt. Soziale und gesellschaftliche Hygiene müssen daher dringendst neu definiert werden.

Und dann gibt es den Alltag, die ganz gewöhnliche Alltagsbewältigung. Liebe, die gelingt, ist menschlich, ganz nahe am Gewöhnlichen. „Gewöhnlich in unserem Leben ist“, sagt Bert Hellinger, „was sich vom Leben anderer Menschen kaum abhebt. Es bewegt sich im allgemeinen Rahmen... Manche schauen auf das Gewöhnliche herab, als stünden sie über ihm. Doch bald holt sie das Gewöhnliche wieder ein... Das sogenannte Ungewöhnliche erweist sich dem Gewöhnlichen gegenüber nur in der Vorstellung groß“. Es lohne sich, „näher hinzuschauen, was von uns mehr an Liebe verlangt und was die für den Fortgang des Lebens bedeutsameren Wirkungen und Folgen hat“ (57). Qualität des Alltags besteht in klaren Vereinbarungen ebenso wie in spontanem Zugreifen, in kontinuierlichen Zwiegesprächen ebenso wie in stummer Abstimmung aufeinander. Und das will gelernt sein.

Harte Themen im therapeutischen Alltag sind immer wieder das Überleben und die Angst vor dem Altwerden in einer erstarrten Beziehung, ein qualifizierter Ausstieg aus einer erschöpften Beziehung, wenn Inhalt und Form nicht mehr stimmen, und besonders der Tod eines der beiden Partner. Diese großen Themen der Beratung, auf die ich aber nicht näher eingehen kann, mögen den Kreis der Qualitätssuche schliessen.

Abschließend noch ein Wort zur therapeutischen Praxis: Hier ist es eine schöne Aufgabe, immer wieder Liebe als Geschenk zu erschließen und zu ermuntern, sie im Einklang mit etwas Größerem zu gestalten. Ebenso wichtig ist es aber auch, auf Liebe als Leistung und Gestaltungsaufgabe hinzuweisen. Dass hier etwas zu leisten ist, dass man sich das Kostbarste etwas kosten lassen muss, daran müssen sich viele erst gewöhnen. Oft spreche ich auch die Entwicklung eines Lebensplanes an, damit keine Kümmerversion von Liebe entsteht. Und dass Beziehung eingespielt werden muss, immer wieder an Veränderungen und Herausforderungen angepasst und - wenn nötig - zeitweise auch fachlich begleitet werden muss. Wer eigene Leistung und fachliche Hilfe ins Auge fasst, ist von Haus aus im Vorteil.

Ein attraktives Design

Ich bin nicht vom Fach. Ich achte die Weisheit des Ausspruchs „Gelernt ist gelernt“. Gelernte Designer wissen mehr. Ihr Können darf man ruhig abrufen, um den Aufbau und die Begleitung von Paarbeziehungen mit treffenden Inhalten und einem attraktiven Design zu versehen. Es gilt ja, Bestes zu propagieren. Gute Anthropologie, gute Philosophie, gute Theologie dürfen und müssen sich Gehör verschaffen.

Ich habe mir einige Balken zu unserem Thema überlegt, die man attraktiv gestalten könnte und müsste. Sie könnten sich um folgende Inhalte drehen: Jetzt ist das Zeitalter des Menschen – Der Mensch ist zurück – Die Wende zum Menschen ist eingeleitet – Aufwachen aus dem Dornröschenschlaf! – Wer sind wir von Haus aus? – Ich bin eine Person – Leben oder nur Überleben – So oder so – Verbunden oder allein – „Die Zweierbeziehung bleibt nach wie vor das zentrale Modell“ (Gerald Hüther, Neurobiologe) – Nach der Verliebtheit: „Ja, dann geht die Liebe erst an“ – Halbe Welt oder ganze Welt – Eingebunden und frei - Konkurrenzlos – Paarbeziehung: Ein zentrales Modell für Glück, Wohlbefinden und Gesundheit – Es geht! – Leistung lohnt sich – Einspielen und Weiterspielen – Qualität hat seinen Preis – Wer nichts tut, der riskiert alles – Wenn Liebe sich mit Wissen verbindet – Gute Mitspieler sind gefragt – Paar-Raum: Ein Raum für Gotteserfahrung – Gewinner ist die ganze Gesellschaft – Keine Macht den Umwelt-, „Drogen“ – Keine Macht der „Altersarmut“ usw.

Zusammenfassung und Ausblick

Was die Zeit sagt und wozu die Zeit drängt

Die Zeit ist ein Geschöpf Gottes. Sie bringt immer wieder Neues an den Tag. In ihr geschehen Entwicklungen, die vor Kurzem noch unvorstellbar waren. Auf einige überraschende Entwicklungen, die mein hier dargestelltes Thema betreffen, möchte ich im Schlußteil hinweisen.

Eine wichtige Entwicklung der letzten Jahre ist in die Richtung gegangen, dass der Begriff Qualität bzw. Lebensqualität heute in vieler Munde ist. Es liegt eine tiefe Sehnsucht im Menschen, dass sein Leben gelingt, dass es Qualität besitzt, dass es Sinn, Wachstum, Wohlbefinden, Gesundheit, Heilung, Glück und Zufriedenheit hervorbringt. Wortverbindungen wie Qualitätsstandards, Qualitätsmanagement, Qualitätskontrolle, Qualitätssicherung sind für uns feste Begriffe geworden. Doch was ist Qualität genauer? So wie das Wort in der Alltagssprache verstanden wird, ist es ein Wertbegriff, eine Art Gütesiegel, ein Siegel dafür, dass etwas passt. Qualität ist demnach eine Wertaussage über eine Sache, über einen Vorgang, über ein Arbeitsergebnis und Ähnliches. Es sollen gewisse Erfordernisse für eine Aufgabe erfüllt werden. Die Funktionstüchtigkeit in einem System soll gewährleistet, die Störanfälligkeit auf ein Minimum reduziert werden. Qualitätselemente sind Sicherheit, Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit, aber auch Genusswerte, soziale Werte und Sinnerfüllung. Lebensqualität ist somit eine Wertaussage darüber, ob etwas dem menschlichen Leben dient, dem Wachstum, dem Wohlbefinden, der Gesundheit, dem Glück, ob etwas sinnvoll, angemessen, zweckmäßig und zielgerichtet ist, kurz und gut und noch einmal, ob etwas passt.

Eine weitere Entwicklung der Zeit ist die tiefe Sehnsucht der Menschen, dass Liebe gelingt. Durch zahlreiche Erhebungen ist offenkundig: Inhaltlich wird von den meisten Menschen Lebensqualität immer noch so definiert, dass auf der Basis von Mann-Sein, Frau-Sein und Paarbindung Liebe gelingt, was immer auch individuell damit gemeint sein mag. Auch zahlreiche Fachwelten beschäftigen sich, genauer, beschäftigen sich immer mehr, wie qualifiziertes Leben im Zeichen der Liebe gelingen und was dafür getan werden kann. So gehört es nach dem Neurobiologen Gerald Hüther, den ich immer wieder gerne zitiere, zu den dringendsten Aufgaben unserer Zeit, Liebe in Erfahrung zu bringen, die in der jeweiligen Umwelt gemachten Erfahrungen zu sammeln, zu bündeln und zu prüfen und das entsprechende Wissen weiterzutragen (58). Nach Martin Buber entsteht Qualität in der Kunst eines Paares, „einander das Du zu offenbaren“ (59), aufeinander hin ein gutes Miteinander zu leben, aber auch der Individualität des anderen und seiner selbst genügend Raum zu geben. Peter Sloterdijk geht es darum, nach dem von ihm diagnostizierten Scheitern des Projektes Weltseele „kleinere Beseelungs-Inseln zu kultivieren“ (60), und mit dem „Ausgangspunkt“ Menschenpaar oder Dyade Inseln gelungenen Lebens zu schaffen (61). Der Meister einer geerdeten Spiritualität, Bert Hellinger, hat in seiner Arbeit und in seinen Büchern einen ungeheuren Schatz an Wissen und Einsichten zusammen- und an Tausende herangetragen, um das Gelingen von Liebe zu fördern. Und die katholische Theologie, aus deren Welt ich komme, hat die Qualität der ehelichen Beziehung immer lehramtlich verteidigt und gepredigt, aber leider nicht immer praktisch gefördert.

Eine weitere Entwicklung ist ebenfalls erstaunlich: Die Frage nach dem Menschen ist nicht mehr aufzuhalten. Vor allem die Naturwissenschaften wagen es inzwischen immer mehr, bei der Untersuchung der Entwicklung der vielfältigen Formen des Lebens, sich der kompliziertesten „Materie“, sich dem Menschen selbst zuzuwenden. Man spricht schon seit langem von der „anthropologischen Wende“, vom Heraufkommen des „anthropologischen Zeitalters“, vom Ende der Privilegierung und vorrangigen Konzentration auf Wirtschaft und Technik. Schließlich wird ja auch immer mehr offenkundig, worauf Letzteres hinausläuft. Die Frage nach dem Menschen ist heute neu gestellt. Sie ist nicht mehr auszubremsen und aufzuhalten. Auch im Reich des „Menschlichen“ werden die durch die Natur, die Evolution, die Schöpfung gegebenen Fakten in ihrer Substanz und in ihren Zusammenhängen studiert und bearbeitet. Alle bedeutsamen menschlichen Erfahrungen – und gerade die Erfahrungen in Grund- und Grenzsituationen – werden zur Sprache gebracht. Dazu gehört auch das höchste menschliche Ereignis, die Liebe. Und dazu gehört der Boden, auf dem sie gepflanzt ist, die Mühe, die zu ihrem Gedeihen nötig ist, und das Wissen um die Frucht, um eine angestrebte Endgestalt.

Und dann hat noch eine überraschende Kehrtwendung stattgefunden. Wir sind neuerdings immer mehr eingetaucht in die Frage, was das Leben eigentlich will, wenn es uns so aufstellt, wie wir aufgestellt sind, wenn es uns so ausstattet, wie wir aus-

gestattet sind, wenn es uns Gestaltungsaufgaben gibt und auf ein Ziel hin ausgerichtet. Der Blick wendet sich dabei immer mehr ab von dem, was der einzelne Mensch will oder nicht will. Das Umfassendere wird thematisiert, die Erforschung dessen, was das Leben will - und welchen Raum es dem Wollen des Menschen gibt. Wir werden zurückrudern und uns zurücknehmen müssen. Ein bestimmtes menschliches Wollen hat in der Vergangenheit sicher Großes geleistet, es hat aber das Leben letztlich doch nicht bestimmbarer und verlässlicher gemacht. Die Erforschung dessen, was das Leben selbst will, soll die heutige Unbestimmbarkeit, die heutige Unsicherheit erträglicher machen und uns leichter leben helfen. Welche Kehrtwende, welche gereinigte, welche revolutionäre Sicht, welche Chance für einen Neuanfang! Welche Chance auch für eine „Theologie der Zeit“, für das, was die Zeit offenbart und was aufgegriffen werden will!

Meine Ausführungen in diesem Kapitel verstehe ich abschließend als Beitrag zur guten Nachricht, zur frohen Botschaft, dass Mann-Sein, Frau-Sein, Paar-Sein eine Idee Gottes und eine zentrale Grundlage der Liebe sind. Ich bin dabei von der Hoffnung getragen, dass mein Mühen dazu dient, das wunderbare Phänomen der Liebe in seinem Geschenkcharakter immer tiefer zu entdecken und es schöpferisch zu gestalten. Wir sind dazu in der Lage. Wir können es. Wir haben alle Möglichkeiten.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches, siehe Internet unter Nietzsche-Aphorismen, www.textlog.de, 270
- 2 Kirchliche Verlautbarung, Quelle leider nicht mehr auffindbar
- 3 Hunter Beaumont, Auf die Seele schauen, München 2008, 80
- 4 Bert Hellinger in HellingerZeitschrift 01/2010, 4 – Versand durch Hellinger sciencia, Postfach 2120, D 83462 Berchtesgaden
- 5 Bert Hellinger, Gedanken unterwegs, München 2003, 150
- 6 Ebd. 150
- 7 Bert Hellinger, Liebesgeschichten, München 2006, 49 f.
- 8 Bert Hellinger, Die Liebe des Geistes, Hellinger Publications, Bischofswiesen 2008, 46
- 9 Johannes Neuhauser (Hrsg.), Wie Liebe gelingt, Heidelberg 1999, 197
- 10 Ebd. 197
- 11 Ebd. 197 f.
- 12 Bert Hellinger, Liebesgeschichten, München 2006, 16
- 13 Bert Hellinger, Liebe und Schicksal, München 2003, 242
- 14 Bert Hellinger, Liebesgeschichten, München 2006, 231
- 15 Ebd. 231
- 16 Bert Hellinger, Gedanken unterwegs, München 2003, 151
- 17 Martin Buber, Ich und Du, Heidelberg 1979, 57
Siehe auch Internet, Materialdienst Evangelischer Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau, Essay von Evelyne Goodman-Thau über „Martin Buber, Denker des Zwischenraumes“
- 18 Siehe: Peter Sloterdijk – Hans-Jürgen Heinrichs, Die Sonne und der Tod, Frankfurt am Main 2006, 136 ff.

- 19 Siehe: Pierre Teilhard de Chardin, *Der Mensch im Kosmos*, München 1959
- 20 Peter Sloterdijk – Hans-Jürgen Heinrichs, *Die Sonne und der Tod*, Frankfurt am Main 2006, 146
- 21 Gerald Hüther, *Die Evolution der Liebe*, Göttingen 2000, 7
- 22 Gerald Hüther, *Die Freiheit ist ein Kind der Liebe*, Freiburg im Breisgau 2012, 14
- 23 Ebd. 41
- 24 Ebd. 41
- 25 Ebd. 34
- 26 Ebd. 42 f.
- 27 Maik Hosang, *Die Liebe ist ein Kind der Freiheit*, Freiburg im Breisgau 2012, 13
- 28 Ebd. 13
- 29 Ebd. 14 f.
- 30 Ebd. 15
- 31 Ebd. 7
- 32 Siehe: Joachim Bauer, *Warum ich fühle, was du fühlst*, München 2006, 101
Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2007, 34-37
- 33 Gerald Hüther, *Die Freiheit ist ein Kind der Liebe*, Freiburg im Breisgau 2012, 97
- 34 Ebd. 16, 38
- 35 Christ in der Gegenwart 6/2013, Freiburg im Breisgau, 67
- 36 Ebd. 67
- 37 Ebd. 67-68
- 38 Ich verweise besonders auf die Werke „Die Sonne und der Tod“ und „Weltfremdheit“
- 39 Michael Lukas Moeller, *Die Wahrheit beginnt zu zweit*, Hamburg 1997
- 40 Ebd. Klappentext
- 41 Bert Hellinger, *Gedanken unterwegs*, München 2003, 162
- 42 Siehe u.a. Wilfried Nelles, *Umarne dein Leben*, Köln 2012, 122 ff. und 154 ff.
- 43 Publik-Forum 5/2008
- 44 Siehe Bert Hellinger, *Die Quelle braucht nicht nach dem Weg zu fragen*, Heidelberg 2001, 118
- 45 Man lese dazu Karl Rahner, *Glaube, der die Erde liebt*, Das erste Gebot, Freiburg im Breisgau 1966, 83 ff.
- 46 Bert Hellinger, *Gedanken unterwegs*, München 2003, 151
- 47 Joachim Bauer, *Prinzip Menschlichkeit*, Hamburg 2007, 71
- 48 Joachim Bauer, *Warum ich fühle, was du fühlst*, München 2006, 101 f.
- 49 Bert Hellinger, *Quelle nicht mehr auffindbar*
- 50 Peter Sloterdijk – Hans-Jürgen Heinrichs, *Die Sonne und der Tod*, Frankfurt am Main, 2006, 141 ff.
- 51 Bert Hellinger, *Glück, das bleibt*, Stuttgart 2008, 26
- 52 Hans Rainer Duncker, zit. in Gerald Hüther, *Die Freiheit ist ein Kind der Liebe*, Freiburg im Breisgau 2012, 50
- 53 Bert Hellinger, *Liebe und Schicksal*, München 2003, 36
- 54 Gerald Hüther, *Die Freiheit ist ein Kind der Liebe*, Freiburg im Breisgau 2012, 77 f.
- 55 Ebd. 78
- 56 Peter Sloterdijk – Hans-Jürgen Heinrichs, *Die Sonne und der Tod*, Frankfurt am Main 2006, 239
- 57 Bert Hellinger, *Innenreisen*, München 2007, 28
- 58 Siehe Gerald Hüther, *Die Freiheit ist ein Kind der Liebe*, Freiburg im Breisgau 2012
- 59 Martin Buber, *Ich und Du*, Heidelberg 1979, 57

60 Peter Sloterdijk – Hans-Jürgen Heinrichs, Die Sonne und der Tod, Frankfurt am Main
2006, 216
61 Ebd. 234

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 7 Welch frohe Botschaft: Wir Menschen sind wahre Künstler - „Yes, we can“ - „Es gibt nichts Gutes – außer man tut es“.

Bei aller Würdigung der vorausgehenden guten Nachrichten kann ich eine frohe Botschaft nicht übergehen, nämlich den Verweis auf unsere menschlichen Fertigkeiten, auf unser Können und unser vielseitiges gutes Tun. Ich will mich dabei aber kurz fassen.

Wolf Biermann hat sich in einem Interview über sein Verhältnis zur Religion so geäußert: „Ich habe längst durchschaut, dass es vollkommen egal ist, woran ein Mensch glaubt. Wichtig ist, dass ... dieser Glaube ihn dann befähigt, zu den Menschen zu gehen und sich als menschlicher Mensch zu verhalten. An seinen Taten soll man ihn erkennen, nicht an seinem Glaubensbekenntnis. Von mir aus kann einer an eine Kirschtorte glauben, wenn es ihn dazu bringt, sich menschlich zu Menschen zu verhalten und tapfer zu sein und kein Feigling und kein Opportunist, sondern gütig zu sein und anderen beizustehen, die in Not sind, die unterdrückt werden, und wenn es ihn dazu bringt, die Wahrheit zu sagen zu Zeiten, wo es teuer ist, aber nötig.“ Und weiter: „Kurz gesagt, auf welchen Krücken jemand geht, ist mir egal, wichtig ist, dass er geht, und sei es auf seinen Knien, wie Lech Walesa einmal gesagt hat, aber er soll gehen, in Richtung auf Menschlichkeit. Und womit er sich da behilft, ist nicht entscheidend“ (1).

Auch wenn Biermann in Bezug auf Motivation zu mehr Menschlichkeit in meinen Augen Blödsinn redet, wenn er meint, dass die Inhalte meines Glaubens belanglos sind, bin ich dennoch ebenso wie er ein Anhänger des „Primates der Praxis“. Ich kann als nachdenklicher Christ gar nicht anders. Ich denke aber auch über die Krücken, über die Inhalte nach. Und diese sind im ernst genommenen Christentum nicht ohne! Eberhard Schockenhoff schreibt dazu: „In der christlichen Offenbarungsbotschaft sind Wahrheit und Liebe austauschbar geworden. Sie erklären sich gegenseitig, so dass die Wahrheit nicht ohne die Liebe geglaubt werden kann und jeder, der sich durch die Liebe bestimmen lässt, zumindest implizit auch an die Wahrheit glaubt“ (2). Die Wahrheit, wie sie das Christentum versteht, kann nicht ohne die Liebe geglaubt werden. Schockenhoff bringt dazu die Belegtexte: „Das Johannesevangelium spricht in diesem Sinn vom `Tun der Wahrheit´ (Joh 3,21; vgl. 1 Joh 1,6). Der erste Johannesbrief fordert dazu auf, das neue Gebot der Liebe in `Tat und Wahrheit´ (3,18) zu praktizieren; das spiegelbildliche Gegenstück dazu liefert durch den Austausch der Begriffe Wahrheit und Liebe der Epheserbrief, der das Christsein ...durch die Formel beschreibt: `Wir wollen die Wahrheit in der Liebe tun´ (Eph 4,15)...Die Hörer des Wortes ergreifen die Wahrheit nicht anders als dadurch, dass sie zu Tütern des Wortes werden (vgl. Röm 2,13 und Jak 1,22f.)“ (3). Das Resumé bei Schockenhoff lautet dann: „Indem sich die göttliche Wahrheit als Liebe offenbart, ergibt sich eine Verschiebung vom Nur-Theoretischen zum Praktischen hin, die für die christliche Glaubensgestalt kennzeichnend ist.

Hans Urs von Balthasar drückt die auf das Praktisch-Werden zielende Logik der göttlichen Offenbarung folgendermaßen aus: `Darum zeigt sich Liebe mehr in den Werken als in den Worten an: Weil die Werke das Schwergewicht ihrer Worte sind...´“ (4).

Einer, für den Wahrheit und Liebe austauschbar geworden sind, ist mein peruanischer Freund Padre Reinaldo Orellana Rodriguez. Ich möchte ihm hier ein kleines persönliches Denkmal setzen. Padre Orellana, Jahrgang 1938, ist emeritierter Professor für Bibelwissenschaften an der Katholischen Universität Valparaiso in Chile und wurde in den letzten 40 Jahren Leib- und Seelsorger für Tausende von bedürftigen Kindern und Jugendlichen in der chilenischen Groß- und Hafenstadt Valparaiso. Er hat praktisches und reflektierendes Christentum unter einen Hut gebracht. Die geschichtlichen Umstände in der Zeit der Diktatur Augusto Pinochets und die Motivation durch das Evangelium initiierten seinen beispiellosen und bis heute währenden Dienst an hilflosen und verlassen Kindern, an bedürftigen Studenten und Familien am Rande der Gesellschaft. Zu seinem 75. Geburtstag habe ich ihm eine Laudatio gewidmet. Ich darf sie hier – auch als Gegenmelodie zu Wolf Biermann und Gleichgesinnten - einem größeren Kreis zugänglich machen.

Laudatio zum 75. Geburtstag

Lieber Padre Orellana,

über unsere gemeinsame religiöse und kirchliche Ausrichtung sind wir uns vor 48 Jahren zum ersten Mal begegnet. Aus dieser Begegnung aus Anlass meiner Primiz in meinem Heimatdorf Pfettrach erwuchs eine tiefe und intensive Freundschaft. Diese mündete 1975 aufgrund der durch die Diktatur Augusto Pinochets entstandenen sozialen Nöte in die Aktion „Chilehilfe für junge Christen“. Nach 38 Jahren stiller Hilfe ist es zu Deinem 75. Geburtstag sicher angebracht, einen Moment innezuhalten, um über die religiöse Gestalt Deiner Person, über die religiöse Dimension Deiner Aktivitäten und das rechte Verständnis von Religiosität überhaupt nachzudenken.

Was mit Religiosität gemeint ist, ist für einen Bibelfachmann eine klare Sache. Die Sache, um die es geht, ist kurz und bündig und allgemein verständlich in einer vielen Menschen bekannten Formel enthalten, in einem Text, den Du sicher oftmals kommentiert – aber nicht nur kommentiert, sondern mit Leib und Seele und mit der Kraft Deines Geistes und Deines Willens gelebt hast. Es handelt sich dabei um die Bibelstelle, die sich bei allen drei Synoptikern (Mk 12,28-34; Mt 22,34-40; Lk 10,25-28) findet und unter der Überschrift „Hauptgebot der Liebe“ läuft. In ihrer Substanz lautet die Stelle: „Du sollst Gott lieben und den Nächsten wie dich selbst.“ So hast Du Religiosität verstanden. Und so hast Du sie gelebt.

Dir war immer klar: Religiosität betrifft eine Vielzahl von Bezügen, die ineinander verschränkt sind. Es geht um Gott und die Welt, um den Mitmenschen und mich selbst. Es geht also nicht nur um die Beziehung zu Gott, zum geheimnisvollen und verborgenen und doch Heimat und Geborgenheit schenkenden Hintergrund unseres Lebens, so sehr dieser Bezug oft immer noch als die primäre oder gar als die ausschließliche Form der Religiosität dargestellt und verstanden wird. Dies ist erwiesenermaßen ein folgenschweres Missverständnis. Ebenso einseitig und gefährlich und christlichem Denken fremd ist aber auch die Meinung eines George Bernard Shaw, der in seiner Erzählung „Das Abenteuer des schwarzen Mädchens auf der Suche nach Gott“ eben dieses Mädchen sagen lässt, es interessiere sich mehr für die Liebe unter den Menschen als für die Verherrlichung Gottes. So kann es auch nicht sein. Alles spricht doch für eine Synthese, wie Du sie gelebt hast, nämlich eine fruchtbare Integration der Positionen Gottesliebe, Schöpfungsliebe, Nächstenliebe, Selbstliebe hinzubekommen – wenn auch die Position Selbstliebe bei Dir sicher oft zu kurz gekommen ist!

Auf jeden Fall blieb das „Hauptgebot der Liebe“ bei Dir nicht nur Text oder Buchstabe. Du warst sein Anwalt, sein Motor, Du hast dem Hauptgebot ein Gesicht gegeben. Religionen, die welttauglich sein wollen, brauchen Gesichter, in die man gerne schaut, brauchen Gestalten, die anziehen, eine Lebendigkeit, die mitreißt, Perspektiven, die den Einsatz lohnen. Du, lieber Orellana, warst für mich immer ein solcher Motor und Anwalt des „Hauptgebotes der Liebe“. Ich sehe in Dir eine gelungene und ideale Verkörperung eines ichstarken theonomen Humanismus, eine geglückte Verbindung von Gottesliebe und Mitmenschlichkeit.

Ein paar Stichworte sollen Dich noch besonders charakterisieren. Ich meine Deine Integrität und Aufrichtigkeit. Dazu kommen Dein Gottvertrauen und Dein menschliches Mitgefühl. Wenn Gott das Fundament für ethisches Verhalten und praktisches Handeln abgibt, dann ist dies bei Dir der Fall! Wenn Gott Hände in der Welt hat, dann heißt eine Hand „Padre Orellana“! Wenn Bedürftige in Valparaiso eine gute Adresse brauchen, heißt diese ebenfalls Padre Orellana! Wenn man ein Beispiel für Standhaftigkeit und Durchhaltevermögen in schweren Zeiten sucht, findet man dieses Beispiel bei Dir! Und wenn es um den Glauben an die fundamentale Güte der Schöpfung geht, findet man diesen Glauben in der Straße Lautaro Rosas in Valparaiso! Für mich bezeugst Du die Effektivität einer Religiosität, die sich am Wesentlichen und Zentralen des Glaubens, an der Kernidee „Liebe“ orientiert, die um die Kraft dieser Liebe weiß – aber einer Religiosität, die sich nicht an sekundären Positionen wichtig macht und verausgibt. So gesehen, und das soll auch gesagt sein, warst Du immer ein „Stachel im Fleisch“ der Kirche, aber ohne Dich damit in Szene zu setzen oder Dich zu profilieren. Ich habe mich aber trotzdem sehr über einen Fund im Internet gefreut. Dort grüßt Dich ein früherer Schützling von Dir, der heutige Professor Carlos Maldonado mit bewegenden Worten und schreibt: „Ein Gruß an einen der wenigen Priester, die noch übrig sind..., die das

Leben der Notleidenden menschenwürdiger machen.“ Wie schön, dass Du so gesehen wirst!

1975 haben wir die „Chilehilfe für junge Christen“ gegründet. Wenn man das „Hauptgebot der Liebe“ in seiner umfassenden Bedeutung versteht, dann ist hier ein durch und durch religiöses „Unternehmen“ entstanden. Hunderte von Freundinnen und Freunden haben ihr Herz geöffnet und Dich unterstützt, damit Du Tausenden helfen könntest. Die Leute der ersten Stunde und die später Dazugekommenen, alle, denen menschliche Not nicht egal ist, bewundern ihren „Mann vor Ort“ und wünschen Dir, lieber Orellana, zu Deinem Geburtstag am 3. Juni von Herzen Gottes Segen, Gesundheit, Standfestigkeit, erfolgreiche Hände und viele liebevolle und dankbare Rückmeldungen von Seiten der Kinder, ihrer Familien und vor allem auch von den vielen Studenten, denen Du im Haus „Lautaro Rosas“ eine Heimat gabst.

Eine gute Zukunft, hasta Dios quiere (solange Gott will), wie Du immer sagst, „un fuerte abrazo“ (eine kräftige Umarmung), die man sich immer denken muss, einen herzlichen Gruß und beste Wünsche ins ferne Chile.

Dein Lorenz

Ein kurzes Nachwort kann ich hier nicht unterdrücken: Christen haben wie alle Menschen ihre Scheuklappen und blinden Flecken. Ich genauso! Aber immer wieder stoßen sie auf ihrem Lebensweg auf den barmherzigen Samariter der Bibel (Lk 10, 25-37), auf den Heiligen Martin, auf Mutter Teresa oder auf einen Zeitgenossen vom Format eines Padre Orellana. An ihnen kann man sich nicht so leicht vorbeidrücken. Im Vergleich mit der Kirschtorte Biermanns haben Christen somit einen klaren Standortvorteil. Heilige, heile und heilsame Menschen und ihre Beweisführung durch die Tat wecken auf und motivieren. Sie zeigen, dass wir etwas können und wie es geht. Sie sind deshalb ein Evangelium, eine gute Botschaft für die Mitwelt und eine immer wieder aktualisierte Ausgabe eines menschenliebenden Gottes und seines guten Botschafters Jesus von Nazareth.

Anmerkungen

1 Interview mit Wolf Biermann in Publik-Forum Nr. 15, 27. Juli 1990, 32-33

2 Eberhard Schockenhoff, Erlöste Freiheit, Freiburg im Breisgau 2012, 49

3 Ebd. 49-50

4 Ebd. 50

[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)

[Zurück zum Anfang dieses Kapitels](#)

Kapitel 8 Ungezwungene und unverdorbene Schöpfungsspiritualität

Ich weiche hier von der Logik meines Vorgehens etwas ab und lade zu einem Spannungskapitel ein, zu einem Ausflug zu einer Wahrnehmung, dass die einfachen Menschen oft die wahrhaft größten sind – analog zum Bonmot des gealterten Romano Guardini, die einfachen Dinge seien die wahrhaft größten. Bei soviel erster Thematik und Problematik, die wir bisher gewälzt haben, könnte uns allen der folgende Beitrag gut tun.

Ich bin immer wieder fasziniert von der Spiritualität einfacher und einfach gebliebener Menschen. Ich habe oben vielleicht manches Geistreiche über eine gute Schöpfungstheologie geschrieben. Und dann sitze ich nachdenklich vor einem Text, der mich „entwaffnet“, vor einem Text aus einer Missionszeitschrift, den ein armer Inder schrieb:

„Jeden Tag um Zwölf in der Mittagshitze kommt Gott zu mir in Gestalt von zweihundert Gramm Haferbrei. Ich spüre ihn in jedem Korn, ich schmecke ihn in jedem Löffel voll. Ich halte sein Mahl mit ihm, wenn ich schlucke, denn er hält mich am Leben mit zweihundert Gramm Haferbrei... Jetzt weiß ich, dass Gott mich liebt“ (1).

Ich schlucke, wenn ich das lese. Ich werde still. Welche Einfachheit, welche Klarheit, welche Beschränkung auf das Wesentliche - und doch welche Fülle! Und welche Andacht entfaltet sich und nimmt mich mit! Ich wünschte mir für mich eine ähnliche Begabung, die Schöpfung so zu fühlen und zu verstehen – und Gott auch!

Ich bringe ein zweites Beispiel – ebenfalls aus einer Missionsbroschüre:

Schwester Lina ist eine von vierzehn katholischen indischen Schwestern aus dem Südstaat Kerala. Sie erzählt folgende Begebenheit:

„Kam da...eine Hindufrau, ein Häufchen Reis auf einem Blatt in der Hand. ‚Das ist für dich‘, sagte sie schüchtern, ‚weil du zu uns gekommen bist. Wir haben bis jetzt nur von einem fernen Gott gehört. Nun haben wir dich. Du bist der Gott, den wir sehen können ...“ (2).

Wiederum: Welche Begabung von einfachen Menschen, andere Menschen so zu sehen – und wieder ist Gott im Spiel! Und wiederum welche Fülle und welche Andacht!

Es sind aber auch große Denker, die die Tiefe der Schöpfung und der Geschöpfe Gottes in gleich einfachem Maße mit Staunen, Bewunderung und Andacht erfüllt und die dies in ganz schlichter Form, aber glasklar zum Ausdruck bringen. So äußert sich zum Beispiel der französische Schriftsteller Leon Bloy in einem seiner berühmten Briefe an seine Braut in einer einzigartigen Weise:

„Sie haben mir geschrieben: ‚Ich liebe Gott mehr als Sie‘. ... Ich könnte Ihnen so etwas nicht schreiben, einfach deshalb nicht, weil ich so eine Teilung nicht vornehmen kann. Ich liebe Gott in Ihnen, durch Sie hindurch, wegen Ihnen, ich liebe Sie vollkommen in Gott, wie ein Christ seine Gattin lieben soll; die Idee, diese zweieinige Flamme der Liebe auseinanderzureißen, das ist für mich eine Klügelei, eine Grübelelei, die mir überhaupt nicht in den Sinn kommt ...“ (3)

Die Vernetzung von Gottes- und Nächstenliebe kommt auch in einem Dreizeiler von Ulrich Schaffer zum Ausdruck, geschrieben für einen lieben Menschen:

„Wenn ich dich ansehe,
bildet sich in mir ein Gebet,
aber ich bete dich nicht an.“ (4)

Die englische Dichterin Elizabeth Barrett Browning hat zu unserem Thema einen lockeren und doch ernsten und kritischen Text verfasst:

„Die Erde ist mit Himmel vollgepackt,
und jeder gewöhnliche Busch brennt mit Gott;
aber nur der, der es sieht, zieht die Schuhe aus;
die anderen sitzen herum und pflücken Brombeeren.“ (5)

Der Psychotherapeut und Autor der „Gottesvergiftung“, Tilmann Moser hat diese Andacht genauer untersucht, die Barrett Browning fühlt und beschreibt. „Alle Dinge“, stellt er fest, „können eine Portion Andacht enthalten“ (6). Diese Fähigkeit dürfe sich aber nicht zu weit vom Menschen, von einem Du entfernen und müsse von der Beziehung zur Mutter ausgehend „im Laufe des Lebens weiter gefüllt werden: zum Vater hin, zu Freunden, in der Liebe, ja zur Kultur hin“ (7). Moser erlebt diese Andacht in der Arbeit mit seinen Patienten. „Da entsteht mitunter eine solch große Verbundenheit und Nähe, da fühle ich mich eingehüllt in die Andacht zwischen uns, dass ich auch schon einmal gesagt habe: ‚In solchen Situationen empfinde ich mich als Diener Gottes‘“ (8). Welch großes und wunderbares Wort von einem Mann wie Tilmann Moser, der diese Fähigkeit zur Andacht in einem eigenen Werk „Gott auf der Couch“ intensiv beschrieben hat (9).

Ich habe gerne und bewusst diese wunderbaren Beispiele hier eingefügt, um deutlich machen, wie die transparente großartige personale und apersonale Schöpfung ausstrahlt und den Menschen erfüllen kann. In diesen Texten erhalten Schöpfung und Geschöpfe eine Plattform, wo sie auftreten können. Hier wird Gott greifbar, sichtbar, hörbar. Das ist für mich gelebte Schöpfungstheologie, an die noch so großartige Deutungen nicht herankommen. Das Begreifliche ist eingebettet in das Unbegreifliche – und das Unbegreifliche wird spürbar in dem, was uns zugänglich ist. Da ist Hautnähe und Schleier. Da herrschen nicht Bildlosigkeit bzw. Begriffslosigkeit, Leere oder nacktes Sein, das manche Spirituelle anstreben, um an Gott heranzukommen. Da herrscht aber auch nicht wortreiche Vergewaltigung Gottes.

Der/das Unbegreifliche wird am Greifbaren gespürt. Das Geheimnis ist an etwas gebunden, das man hören, sehen, fühlen, begreifen, schmecken kann. Mir missfällt ja beides: die Entschleierung der Wirklichkeit - aber auch die Abstraktion des Göttlichen von der Wirklichkeit.

An den einfachen Beispielen kann man sehen, wie andächtiges Leben aussieht, wie der Hintergrund, das Geheimnis oder Gott als Güte und Freundlichkeit, aber auch als Herausforderung begriffen wird und wie diese Erfahrung Denken und Leben gestaltet. Für das gute christliche Handeln schwebt mir immer noch eine Erkenntnis aus den Unruhen der 68-er Jahre vor, die mir irgendwann bewusst wurde. Sie lautet: Wer das gute Leben nicht kennt, der soll keine Revolution machen. Ich meine folgerichtig: Wer nicht weiß, was Andacht ist, sollte besser nicht Theologie betreiben.

Sowohl die andächtige Erfahrung als auch die ethische Tat haben den Charakter einer Gotteserfahrung. Im andächtigen Leben bekomme ich auch Abstand vom Tagesgeschehen – und nur so kann im Sinn von Albert Schweitzer die ethische Tat vorbereitet werden, die Bereitschaft zum Dienst, zur Hingabe, zum Teilen, zum Aufschrei, zum Widerstand, zur Umkehr usw. Auch sie – die ethische Tat - ist Einklang mit dem Absoluten. Der lebendige Gott kann sichtbar werden, wenn es uns gibt: „als Hand, die heilt, als Wort, das befreit, als Wasser, das die Wüsten belebt“ (10).

Anmerkungen

- 1 Aus einer kirchlichen Missionszeitschrift, Quelle leider nicht mehr auffindbar
- 2 Aus: Materialpaket für die Vorbereitung und Gestaltung des Weltmissionssonntags 1986, hrsg. von Missio München
- 3 Leon Bloy, Briefe an seine Braut, Leipzig 1977, 30
- 4 Ulrich Schaffer, Quelle leider nicht mehr auffindbar
- 5 Elizabeth Barrett Browning, The Poetical Works, New York 1910, übersetzt in [www. bibelwerk.de](http://www.bibelwerk.de), Materialpool
- 6 Hartmut Meesmann, Gottestherapie – „Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott“ – Ein Gespräch mit dem Psychoanalytiker Tilmann Moser, Publik-Forum 6/2004, 47
- 7 Ebd. 47
- 8 Ebd. 48
- 9 Tilmann Moser, Gott auf der Couch, Gütersloh 2011, 20 ff.
- 10 Josef Dirnbeck / Martin Gutl, Ich begann zu beten, Graz 1975, 37

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 9 „Werkspionage“ bei Therapeutinnen und Therapeuten: Das leise Lächeln auf dem Grund der Schöpfung – Das Licht der Liebe in der Tiefe der Seele des Menschen

Ich lade Sie, liebe Leserin, lieber Leser, nun noch zu einem zweiten etwas längeren Ausflug ein, der sich nach dem ersten geradezu anbietet. Zuerst erlaube ich mir aber eine Vorbemerkung. 1990 - nach meinem Rückzug aus dem kirchlichen Dienst habe ich mich nach zahlreichen Fortbildungen für die Weiterarbeit im seelsorgenahen weitgefächerten therapeutischen Bereich entschieden. Es war eine stärkende und tröstende Erfahrung, wie ich als „Mitarbeiter der letzten Stunde“ (Siehe Mt 20,1-16) von vielen Ärzten, Psychologinnen, Therapeutinnen, Sozialarbeitern, Erzieherinnen, Lehrern usw. „kollegial“ behandelt wurde, nicht als „Minderleister“, sondern als „Menschendiener“ wie diese auch, im gleichen Dienst tätig, dem gleichen Dienst verpflichtet. Darum benütze ich im Folgenden in diesem erweiterten Sinn öfter die Bezeichnungen „Kollegin“ und „Kollege“, ohne Ausbildungs-, Auftrags- oder Stellungsunterschiede zu schmälern.

Nun aber zur Sache, d.h. zum Inhalt dieses zweiten Ausfluges. Ich habe im Kontakt, in der Beschäftigung und in der Zusammenarbeit mit den zahlreichen neuen Kolleginnen und Kollegen Vieles und äußerst Wertvolles gehört, gesehen, gelesen, gelernt. Ich bin in ihnen Menschen begegnet – und darauf will ich in diesem Kapitel hinaus -, deren Lebenseinschätzungen und Arbeitsprämissen über die von mir hochgeschätzte Fachlichkeit hinaus auf einen Theologen wie ein spirituelles Zuhause wirkten. Gerne zitiere ich unter dem Stichwort „Werkspionage“ meine höchst erfreulichen Wahrnehmungen. Es handelt sich dabei um ungewohnte Einschätzungen der Wirklichkeit und sich daraus ergebende erstaunliche Leitprinzipien für die Arbeit dieser Kolleginnen und Kollegen. Ich freue mich also über viele anregende Zitate aus deren Reihen und will sie gerne weitervermitteln. Diesen Menschendienerinnen und -dienern widme ich auch meine sich aufdrängenden anschließenden Überlegungen.

Die Organisation therapeutischer Arbeit mit gesunder Spiritualität

Da gibt es eine Kollegin, die aus der schönen und harten Arbeit der Psychotherapie kommt, die alltäglich mit den Licht- und Schattenseiten des Lebens konfrontiert ist, und diese Frau gibt eine weltanschauliche Einschätzung von sich, die man eigentlich dem Fach, das sie vertritt, nicht zutraut, die in Bezug auf den Inhalt überrascht, die aber von Kolleginnen und Kollegen ebenso oder ähnlich geteilt und mitgeteilt wird. So lese ich in dem Buch „Verzeihung, sind Sie mein Körper?“ von Christl Lieben und Christa Renoldner folgende Passage, die wie ein „Hohes Lied der Liebe“ (1) im 21. Jahrhundert klingt:

„In meiner persönlichen Wahrnehmung liegt auf dem Grund der Schöpfung ein leises Lächeln, das nur aus Liebe besteht – einer Liebe, die alles umfängt, nährt und trinkt, die nichts ausschließt, die den Begriff der Sünde und des Bösen nicht kennt. Eine Liebe, die nicht fordert, sondern einfach nur da ist. Und sie ist allgegenwärtig, sie durchleuchtet die ganze Schöpfung. Es gibt keinen Ort, an dem sie nicht ist“ (2).

Christl Lieben, die diesen Text verfasste, steht mit ihrer „Entdeckung“, ihrer Einschätzung, ihrem Bekenntnis, ihrer propagierten Denkweise, ihrem weltanschaulichen Plädoyer und sicher auch mit ihren sie selbst verpflichtenden Arbeitsprämissen nicht allein da. Es schaut so aus, als würden immer mehr Therapeutinnen und Therapeuten es so halten, über ihre Fachlichkeit hinaus ihr Leben und Tun mit einer sie tragenden Spiritualität zu organisieren. Ich habe in die Szene hineingehört und Weiteres gehört.

Freda Eidmann fragt in „Trauma im Kontext“ ihren Interview-Partner Matthias Varga von Kibéd: „Ist das Universum freundlich“?

Varga von Kibéd antwortet offen und ehrlich, wie man es von ihm gewohnt ist: „Das ist eine Frage, die ich dir nur aufrichtig beantworten kann im Sinn einer Mitteilung über meine persönlichen Überzeugungen“. Und diese seine Überzeugung ist das Eingebettetsein „in eine übergeordnete Wirklichkeit“, der er „voll und ganz zustimmen kann“. Und er fügt hinzu: „Aber ich bin nicht ständig an der Stelle, wo ich in der Zustimmung bin. Ich habe aber eine bisher immer wieder erneuerte Überzeugung, dass es diese tiefste Freundlichkeit, diese tiefste Güte gibt und dass das Übel so etwas ist wie ein Schatten über der Sonne, aber der Schatten hat nicht die gleiche Wirklichkeit wie das Licht“ (3).

Karl-Klaus Madert betont ebenfalls dieses Eingebundensein in ein größeres Ganzes. Er resumiert: „Im therapeutischen Prozess kann erfahren werden: Ich bin nicht alleine. Ich bin eingebunden in ein größeres Ganzes, auch in mir gibt es eine Kraft, eine Lebensenergie, die mich weiterträgt. Ich kann aus hoffnungslosen Verstrickungen in Komplexreaktionen herauskommen, kann meine schlimmen Erfahrungen einordnen und übersteigen, weil meine Lebendigkeit, mein Leben mächtiger ist. Ich kann sensibler werden, empfänglich für Kräfte, die mein personales Ich, meine ‚Persönlichkeit‘ übersteigen“ (4).

Johannes B. Schmidt widmet sein Werk „Der Körper kennt den Weg“ „Dem Unbekannten, das uns treibt“ (5) und bekennt sich zu diesem Unbekannten als einer „milden, sanften Präsenz“, die uns umgibt: „Mir ist keine mächtigere Heilkraft bekannt als das Gefühl, von einer milden, sanften Präsenz eingehüllt zu sein, die tröstend auf unsere Seele, beruhigend auf unseren Geist und wärmend auf unser Herz wirkt“ (6). Jeden Menschen sieht Schmidt „als in der Tiefe gesundes Wesen“ (7) - und zusätzlich eingedeckt und begleitet von vielen guten Kräften. Und die thera-

peutischen Begleiter könnten sich immer wieder von der Ehrfurcht ergreifen lassen „angesichts dessen, woran wir teilhaben. Was am Ende bleibt, sind Staunen und Liebe“ (8).

Hunter Beaumont, einer meiner liebsten Lehrer, betont, angesprochen auf sein Weiterklärungsmodell und seine Spiritualität: „Die Spiritualität, die ich liebe, liebt die Welt. Sie liebt die Erde, sie liebt die Liebe, sie liebt das Leben“ (9). Und seine Sicht des Menschen ist ebenfalls dezidiert freundlich: Die menschliche „Persönlichkeit ist nicht unser Feind. Sie ist nicht etwas Schlimmes, etwas Minderwertiges. Sie ist sogar ein Abbild Gottes“ (10). Und Beaumont beschreibt, wie es Eltern eines neugeborenen Kindes geht: „Sie nehmen das Baby in den Arm, schauen es an, und Gesicht und Herz beginnen zu leuchten. Das heißt, das Baby hat eine Kraft, in die Seele der Erwachsenen hineinzuleuchten und die Liebe anzuzünden, so dass zumindest für einen kurzen Moment das Licht strahlt, die Liebe fließt – und die Welt für diesen kurzen Moment in Ordnung kommt“ (11). Auch wenn hernach diese Ordnung wieder „verrückt“ wird, wenn etwas passiert, dass die gute Qualität nicht mehr wahrgenommen wird, kann immer wieder dieses Licht der Liebe im Menschen aufgehen. Die schlafende oder zurückgehaltene Liebe kann durch einen guten Begleiter wieder zum Erwachen und zum Aufbrechen kommen. Das Gute im Menschen ist da und grundsätzlich ansprechbar und erweckungsfähig.

Bert Hellinger's gedankliche Lebensleistung gehört ebenfalls hierher. Sein Denken und Tun durchzieht eine durch nichts zu erschütternde Achtung vor der Größe der Wirklichkeit und eine Achtsamkeit auf diese Wirklichkeit, die für ihn ein lebendiges Gegenüber ist, das ein Gesicht hat, das uns anschaut, ein Gegenüber, das uns belehrt und führt, aber durch und durch auch ein Geheimnis bleibt, vor dem man inne halten muss. Manche seiner Einsichten klingen wie ein Hymnus an etwas Hintergründiges, Verborgenes, Geheimnisvolles, aber Heimat Gebendes, das die Wirklichkeit – und so auch den Menschen - mit Sinn und Logik ausgestattet hat, die zu finden sind. Jakob R. Schneider bringt es auf den Punkt, wenn er Bert Hellinger gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, dieser löse das Familienstellen in ein „spirituelles Geschehen“ auf. Hellingers Verdienst, so Schneider, liege „in der Haltung und in dem ‚Geist‘, mit dem das gewöhnliche Helfen in den verschiedensten sozialen Bereichen und auf dem Boden der seelischen Prozesse von Bindung und Lösung nun durchdrungen, erweitert und vertieft wird“ (12).

„Findung“ des Sinns, der da ist, dieses Wort „Findung“ und nicht „Erfindung“ gebraucht schon Viktor E. Frankl in „Ärztliche Seelsorge“, „denn der Sinn des Lebens kann nicht erfunden, sondern muss entdeckt werden“ (13), „denn im Leben geht es nicht um Sinngebung, sondern um Sinnfindung“ (14). Der Vater der Logotherapie hat sein positives Bild vom Leben (und vom Menschen) auch im KZ nicht verloren. Sein sich als wahrhaft „schöpferisch“ (15) erweisender Glaube an den Sinn, der dem Sein vorausgeht, und der „Wille zum Sinn“ (16), den es zu er-

kennen und zu erfüllen gilt, sind vielfach dokumentiert (17). Wenn man Viktor E. Frankl, wie es mir während meines Studiums in Innsbruck geschenkt war, noch persönlich erleben durfte, dann gewinnen seine Worte eine zusätzliche besondere Note.

Der Philosoph Ludwig Wittgenstein, auf den sich heute viele Psychologinnen und Psychologen bei ihrem Denk- und Deutungsbedarf berufen, spricht im Blick auf das Problematische des Lebens von einer grundlegenden „Form des Lebens“ (18), in die mein Leben passen muss. Wenn ich Wittgenstein richtig interpretiere, steht uns eine vorgängige, eine vorgegebene gute Form des Lebens zur Verfügung. „Gut geformt“ bzw. „formvollendet“ gehört nach Wittgenstein zur Grundausrüstung der Wirklichkeit. Und um der „Form des Lebens“ zu entsprechen, hat jeder Mensch seine Kompetenz und Selbstmächtigkeit sowie die nötigen Ressourcen für Wachstum und Lösungsmöglichkeiten.

Ich fasse kurz zusammen, wovon hier die Rede war und was mich so faszinierte: Es geht bei diesen Bekenntnissen unschwer ersichtlich um Bilder, Dimensionen, Kräfte, Begabungen, Bewegungen und Bezugstypen zum Leben. Es geht um Mitteilungen, die die therapeutische Arbeit grundlegen, begleiten, motivieren. Es wird gesprochen von Liebe, von Güte, von einem Lächeln, von Freude und Freundlichkeit, von einem Licht, das alles durchleuchtet, von Sinn und Logik, von einer Gesundheit in der Tiefe, von einer „Form des Lebens“, von einer Rückversetzung des Bösen in die zweite Reihe, von Tiefe überhaupt, von einer übergeordneten Wirklichkeit, von einem Geheimnis, von Gott, von Achtung, von Zustimmung zur Wirklichkeit und schließlich auch von der Kompetenz und Weisheit des Menschen, das Tiefe zu ergründen und das Dasein sinnvoll zu gestalten. Solches ist für mich ungemein spannend und zieht mein Interesse an.

Veränderungen auf dem Ideenmarkt

Auf dem großen Markt der Ideen scheint sich im Vergleich zu früher doch einiges verändert zu haben: Denn eine große Dame der Logotherapie, Elisabeth Lukas, stellte sich vor dreißig Jahren die interessante Frage, warum „eigentlich bisher keine wahre Beziehung zwischen dem normal denkenden Durchschnittsbürger und der Psychologie zustande gekommen“ (19) sei. Sie gab damals, wenn auch überspitzt die Antwort: „Es lag schon an der Psychologie, dessen anfängliche Thesen ein so verzerrtes Menschenbild lieferten, dass der Durchschnittsbürger geradezu einen Schock erlitten hat. Der psychologische Spiegel, in den er blickte, zeigte kein menschliches Antlitz mehr, sondern eine Horrormaske...“ (20). Mit dieser stilisierten Übertreibung im Hintergrund warb sie dann für ihr Menschenbild, für ein „Vertrauen zum Menschen“, für das ihr großer Lehrer Viktor E. Frankl immer geworben hatte. Später meinte sie dann im Blick auf das Heute: Wenn der Mensch auch heute noch „kein Antlitz mit einem Heiligenschein“ (21) besäße, könne man doch

eine Veränderung verbuchen. Der Mensch trägt nun doch wieder „menschliche Züge, deren wir uns nicht zu schämen brauchen“ (22). Elisabeth Lukas dürfte sich freuen, dass inzwischen viele Kolleginnen und Kollegen nicht nur den Menschen, sondern auch das Leben, die Welt usw. in einem anderen Licht sehen, als sie es vor 30 Jahren wahrzunehmen glaubte.

Man kann also mit Recht sagen: Da tat und tut sich was im Lande. So ist es beispielsweise im Arbeitsprozess der Familienaufstellungen nicht nur zu einer enormen und fachlich ergiebigen Informations- und Gestaltungserweiterung gekommen, es sind auch auf dem Gebiet der weltanschaulichen Verortung der Psychotherapie interessante Phänomene zutage getreten. So wird hier eine bisher noch nie so deutlich erfahrene und weitgehend therapeutenunabhängige Führung durch den Prozess der Aufstellung festgestellt. Es berührt schon, wenn Therapeutinnen und Therapeuten, die eigentlich Menschen führen und begleiten, sehen, erkennen und kundtun, dass sie in Aufstellungen selber geführt und begleitet sind.

Ferner geht man heute nicht mehr nur in der logotherapeutisch geprägten Ausrichtung der Therapie von der Prämisse aus, dass es bei all unseren menschlichen Einschränkungen und Begrenzungen einen Willen zum Sinn gibt, und dass wir beschenkt und begabt sind, diesen Sinn zur Überwindung des scheinbar „Sinn-losen“ des Lebens zu finden. Es fasziniert schon, wenn Leute, die wie Viktor E. Frankl im KZ saßen, die Menschheit mit ihrem Verweis auf unsere ungeheueren Lebenskräfte und Ressourcen beschenken und das beste Vorbild für ein sinnerfülltes Leben abgeben.

Es ist weiterhin interessant, dass Psychologinnen und Psychologen eine Schöpfungssignatur und daran angeschlossen eine Seelensignatur von Gutsein, Liebe, Kraft, In-Form-Sein und Kompetenz wahrnehmen und als Erfahrung, die nicht mehr zu umgehen ist, weitergeben, eine Erfahrung, die sie ehrfürchtig über das staunen lässt, womit sie beschäftigt sind und woran sie teilhaben. Und vor allem von systemisch orientierten Therapeutinnen und Therapeuten kommen auf einmal Mitteilungen, die Wahrnehmungen, Erfahrungen und Einstellungen beschreiben, die fast wie ontologische Aussagen oder pastorale Anleitungen klingen, etwa dass in der Tiefe, „auf dem Grund der Schöpfung“ ein „leises Lächeln“ liegt. Oder dass es „in der Tiefe der Seele des Menschen“ ein „Licht der Liebe“ gibt. Oder dass bei allen Regeln des Strebens nach Ausgleich die Barmherzigkeit einen zeitlichen Vorrang vor der Gerechtigkeit besitzt, so dass Menschen über erfahrene Barmherzigkeit immer wieder an ein Verständnis herangeführt werden können, was recht ist oder was unrecht war.

Es geht wirklich unter die Haut, wenn Therapeuten, die gewöhnlich jeden Tag mit den Licht- und Schattenseiten des Lebens zu tun haben, ihre ganz persönlichen lebensfreundlichen Arbeitsprämissen mitteilen oder wenn Menschenarbeiter, die die

harten Gesetze des Ausgleichs kennen, auf der operativen Ebene die Barmherzigkeit einsetzen und über sie einen Weg anzubahnen versuchen, dass Menschen zu einem Gespür von Recht und Gerechtigkeit zurückfinden. Oder wenn etwa der Lehrtherapeut Siegfried Essen – ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen oder gehört habe – an den Anfang seiner Arbeit oft eine Bitte, ein Gebet, ein meditatives Element stellt, damit den an der Arbeit Beteiligten das Gutsein des Grundes und die wirkenden Kräfte bewusst werden und diese während der Arbeit erhalten bleiben.

Interessanterweise oder besser überraschenderweise verzichten viele den Menschen zugewandte Psychologinnen und Therapeuten nicht mehr auf eine persönliche Deutung, Einschätzung und Wertschätzung des Ganzen der Wirklichkeit, die sie umgibt, weil sie und nicht nur sie ähnliche konkrete Seinserfahrungen machen und mit diesen Annahmen gut leben und in ihrer Arbeit gut vorankommen. Sie äußern sich nicht mehr bedeckt, vorsichtig, unpointiert. Sie präsentieren ihre persönliche Handschrift. Sie wagen sich auf ein neues Gebiet vor. Sie legen ihren Hintergrund offen. Diese Kolleginnen und Kollegen sind keine Romantiker, schweben nicht auf Wolke sieben, sie sind im Allgemeinen auch nicht esoterikverdächtig, sie sind recht eindeutig in der Realität angesiedelt. Ihre spirituellen Selbsterklärungen werden dann zu Vorgaben, die natürlich auch die therapeutische Motivation, die Arbeitsweise, die Resonanz und den Erfolg der Arbeit bestimmen.

Hierzu passt dann, wenn Denker aus anderen Arbeitsfeldern anschlussfähige und ergänzende Erkenntnisse gewinnen: So zum Beispiel der Nobelpreisträger Jean E. Charon, der eine Finalität des Lebens konstatiert, die ständig zu Größerem hindrängt (23). Ich freue mich und möchte dies auch nicht verhehlen, wenn - über Charon hinaus – auch Naturwissenschaftler wie der Quantenphysiker Hans-Peter Dürr Zugang finden zu transpersonalen Erfahrungen und Dimensionen. So schreibt Dürr beispielsweise: „Wenn ich mich in Bezug auf das Große sehe, erkenne ich: Ich bin ja darin eingebettet. Die Sinnhaftigkeit kommt also mit der Beziehung zum Ganzen, das ich nicht benennen kann“ (24). Oder wenn die Neurobiologie ein Menschenbild findet und dafür den Beweis liefert, dass – durch Experimente gut abgesichert – der Mensch den Drang hat, gesunde Symbiosen mit Mitmenschen zu kreieren, und nicht eine naturgesetzte Ausrichtung besitzt, die darauf hinausläuft, im „Kampf ums Überleben“ den Mitmenschen zur Seite zu räumen. Dieser Erkenntnis entspricht auch die therapeutische Intention, ein gesundes Miteinander der Menschen zu initiieren und Klienten auf dem Weg der Umsetzung zu begleiten statt sie zum vernichtenden Kampf gegeneinander zu rüsten. Nur mit der Priorität von Solidarität und Kooperation blühen Menschen auf und wird Menschsein auf Dauer gesichert (25). Es ist nur gut, wenn Menschen wieder den Drang in ihrer Tiefe spüren, dass die Bindung wichtiger ist als der Kampf, die Kooperation wichtiger als die Konkurrenz, die Versöhnung weniger aufwendig als die Fortsetzung des Krieges (26).

Unter dem Strich lässt sich Folgendes festhalten: Diese Kolleginnen und Kollegen haben Mehreres gemeinsam. Sie sind „Feldfachleute“. Ihnen ist das Gebiet zugeteilt, sich um seelische und soziale Nöte der Menschen zu kümmern und Lösungen zu suchen. Und nun ouden sie sich mit ihren persönlichen Mitteilungen und Stellungnahmen und wagen sich in einen Bereich hinein, der doch bisher nicht der ihre war, in einen Bereich, dem bisher Enthaltsamkeit geschuldet war. Sie legen ihren spirituellen Boden offen. Sie haben in ihrem Dasein und in ihrer Arbeit und mit vielen Kolleginnen und Kollegen zusammen versucht, etwas Wichtiges vom Geist des Lebens zu verstehen und in diesem Geist zu wirken. Die Dimension Spiritualität wird von ihnen gesehen, anerkannt, eingesetzt. Auf ihrem je eigenen axiomatischen Boden wird dann ihre Arbeit organisiert. Was mag sie bewegen?

Ich habe Erstaunliches gehört: Es waren weniger im Kopf theoretisch organisierte Ideen oder Träume, es waren konkrete häufige Erfahrungen, die diese Fachleute nicht mehr ignorieren können. Denn sie haben immer wieder Gutsein und gute Kräfte als grundlegende Kategorien der Realität erlebt. Sie haben sich mit Kolleginnen und Kollegen ausgetauscht und waren vielfach in Philosophie und Theologie bewandert. Das Wichtigste schienen aber immer eigene Erfahrungen gewesen zu sein. So konnten sie nicht mehr schweigen. Man fühlt sich an einen Text der Apostelgeschichte erinnert, wo Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat bekannten: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“ (27).

Diese Therapeutinnen und Therapeuten haben sehr Wichtiges gesehen: die Situation der Zeit und das spirituelle Vakuum der Gegenwart, pathogene Lebensmuster, Verzweiflung und Böses, aber auch gute Kräfte und tiefe Liebe - und diese als Kategorien der Realität -, sie haben den Ausfall kompetenter Seelsorge gespürt, den Mangel an persönlichen Lebenserfahrungen der Seelsorger, das theologische Dickicht und die Fülle unproduktiver Auseinandersetzungen im kirchlichen Bereich, die Notwendigkeit einer einfachen dem Leben dienlichen Hilfestellung für in Not Geratene, sie haben erfahren, dass ein kompetentes personales Angebot sowie die selbstgelebten, selbsterfahrenen und am eigenen Leib bewährten Ideen am meisten ziehen. Und dass ein aufgehelltes, erfülltes, hochgeschätztes und vorbildhaftes Leben durch nichts zu ersetzen ist.

Natürlich stellt sich hier die Frage: Sind nun solche Wirklichkeitsdeutungen wie oben gezeigt nicht bereits Grenzüberschreitungen? Oder ist diese Frage längst überholt? Ist es nicht längst überfällig, dass Therapeutinnen und Therapeuten auch in Bereiche - in eigene oder solche der Klienten - hineinschauen, wo man sich nur subjektiv äußern kann, wo man der dichtesten Subjektivität des Klienten und seiner eigenen begegnet, wo man sich selbst Rechenschaft geben muss, mit welchen Prämissen man antritt, und wo man genau hinschauen muss, welchen Prämissen man begegnet. Und schließlich: Warum sollte man auch ein Gebiet ausklammern, das es

immer schon gab und das es weiter geben wird! Ich meine Nein – und freue mich über diese Öffnung.

Die Auswirkungen klarer Positionierungen im Bereich von Psychologie und Therapie

Ich habe mir aufgrund dieser Erfahrungen mit Kolleginnen und Kollegen meine Gedanken gemacht und mir so manche Fragen gestellt. Meine folgenden Einlassungen sollen ein Zeichen der Wertschätzung sein und anzeigen, welche Beachtung ich diesen Veränderungen auf dem Ideenmarkt und den daran beteiligten Personen schenke.

Eine erste Frage lautet: Was bedeutet eine klare Positionierung für die Arbeit eines therapeutischen Begleiters? Ich stelle hier einige Gedanken des Psychotherapeuten Johannes B. Schmidt (28) vor. Schmidt meint: Wo der Glaube an das Gutsein der Schöpfung da ist, wo eine Liebe hinter allem gesehen wird, wo die Möglichkeit einer guten Form des Lebens im Blick ist, wo ein Kern vermutet wird, der unverletzt blieb, wo treibende, fördernde und heilende Kräfte sich zeigen, oder Kräfte, die auch in schwierigen Zeiten geschützt und geführt haben, wo ein Lächeln in der Tiefe des Menschen wahrgenommen, erfahren, immer wieder getestet und als tragend erlebt und empfunden wird, dann haben sich in der Person des Therapeuten Kraftquellen angesammelt, die ihresgleichen suchen. Es gibt keine bessere Grundlage für Vertrauen, keinen besseren Kompass, keine angemesseneren Voraussetzungen für effektive Interventionen. Nur so hält man oft die konkrete Realität eines Menschen aus, kann seiner inneren Landschaft und ihren Farben mit Achtsamkeit begegnen, kann seine Potenzen wecken und ihm Zugang schaffen zu seiner wahren Qualität, die oft so verschüttet ist. Und der therapeutische Begleiter wird immer wieder ergriffen sein von der Erfahrung einer tieferen Intelligenz, von dem, was sich tut, was auftaucht, was es alles gibt, woran wir teilhaben. Das sind Kernenerfahrungen, die letztlich nicht zu greifen und zu begreifen, die reines Geschenk sind. Und dies wirkt immer wieder auf Motivation, Arbeitsweise, Resonanz und Erfolg der Arbeit zurück.

Weiterhin frage ich: Was bedeutet diese erstaunliche Optik der Psychologin, des Therapeuten für einen Klienten? Der Klient will gewöhnlich wissen, wie er dran ist, wess' Geistes Kind sein Gegenüber ist. Die bezügliche Mitteilung muss ja nicht in Form von Propaganda geschehen. Was will ein Klient? Hilfe! Und diese wird in erster Linie so aussehen, wie es ein Repräsentant eines recht ungemütlichen Zeitgenossen in einer Aufstellung geäußert hat: „Ich brauche jemanden, der mich liebevoll durchschaut“. Dieser Mann hat es auf den Punkt gebracht, was der Kern des therapeutischen Prozesses ist: Liebe, die hinschaut und durchblickt! Erleben dürfen, dass man liebevoll durchschaut wird, dass „dahinter“ geschaut wird, lässt wachsen und heilt. Da ist jemand da – da kann ich auch da sein und da bleiben. Da

ist jemand, der liebt – da kann ich auch wieder lieben. Da ist jemand Licht, da kann ich auch wieder leuchten. Da schaut mich jemand an, da kann ich auch wieder die Augen aufmachen. Hier ist konkretes Personal, das die Güte der Schöpfung repräsentiert und gute menschliche und fachliche Hilfe leistet, um an dieses Gutsein heranzukommen, um der guten inneren Natur und dem Leben wieder zu trauen und um Anschluss zu finden zu den natürlichen Teilen, die lange verborgen waren. Wenn ein gutes Denkgebäude da ist - und ein Repräsentant dieses Gebäudes -, dann können eigene Quellen wieder leichter fließen.

Und noch etwas Wichtiges kann hier befragt werden: Was zeigt sich im und über den konkreten Fachbereich hinaus? Die Antwort geht in die folgende Richtung: Eine klare Positionierung beeinflusst nicht nur die Debatte unter Kollegen. Sie geht über den Fachbereich hinaus. Sie enthält vor allem Anfragen an Philosophie und Theologie. Die persönlichen Mitteilungen und Bekenntnisse erinnern sowieso an alte Seinsaussagen und schließen sich an philosophische Seinsdeutungen an, nach denen unser Sein im Tiefsten gut, wahr und schön ist (ens bonum, verum, pulchrum). Nach diesen alten Schulen ist dies die wahre Wirklichkeitssignatur und auch unsere wahre Seelensignatur. Wie nun vielfältige Erfahrungen zeigen, fährt man mit der Erkennung und Anerkennung dieser Signatur gut. Manche Kolleginnen und Kollegen gehen sogar soweit, dass sie betonen, dass wir über eine gute therapeutische Begleitung wieder unsere „Teilnahme am göttlichen Seinsgrund“ (29) entdecken können, dass wir Zugang zu einer Realität bekommen, die größer ist als wir selbst, die aber da ist, die in und um uns ist, die uns bestimmt. Und noch weiter, dass die Trennung von dieser Realität durch unsere voreiligen und unbedachten Konstruktionen geschieht bzw. geschehen ist. Es ist wieder etwas Großes ins Gespräch gekommen: Eine neue und tiefere Wahrnehmung der Wirklichkeit, ein umfassenderes Denken, ein kompromissloseres Wertschätzen dessen, was ist und ein kreativeres Finden dessen, was wirkt - und schließlich eine Optimierung der Qualität unserer Spiritualität.

Bei der Komplexität unseres Themas, bei den Herausforderungen des Lebens, bei der Flut der Glaubensbekenntnisse, bei der Geprägtheit durch unsere eigene religiöse Sozialisation ist es nicht einfach, eine genügend gute und tragende Position zu finden. Aber so hilflos sind wir nun auch nicht. Schließlich haben wir die Kriterien der Logik, der Ethik und vor allem der Wirkungsgeschichte einer Einstellung bzw. Praxis, ob diese – wie es Fromm so schön definiert hat – die Entfaltung des Menschen zur Fülle fördert oder ob sie die Kräfte des Menschen lähmt. Und wir sind begleitet von Mitmenschen, die um ihre eigene Position gerungen haben und eine für uns vorbildhafte und aufgreifbare Einstellung gefunden haben. Wir müssen eben offen bleiben für das, was unsere Vernunft mit den Maßstäben unseres Selbst- und Lebensverständnisses sagt, was uns ins Herz geschrieben ist, welche Früchte etwas trägt – und was andere wissen.

Grundlegendes, Tiefstes und Letztes kommt hier auf den Tisch

Ich habe die Frage schon oben gestellt: Was motiviert nun eigentlich immer mehr Kolleginnen und Kollegen, sich „daneben“ zu benehmen und auf einem Feld zu „ackern“, das definitiv bisher nicht das ihre war? Ist es das Unbehagen mit der Situation, sind es Anforderungen und Anmahnungen der Zeit? Oder handelt es sich um Erfahrungen, die zu Arbeitsprämissen wurden und die man nicht verschweigen will? Man wird sicher in jeder Frage ein Stück Wahrheit finden.

Das Thema unseres Lebensbezuges ist ein Dauerbrenner, es liegt schon von alters her in der Luft, wurde jedoch aus vielerlei Gründen zwischenzeitlich immer wieder ignoriert oder tabuisiert. Ich möchte hier auf einen Forscher hinweisen, der das Thema schon vor Jahrzehnten im psychologischen und therapeutischen Kontext aufgegriffen und angemahnt hat, auf den berühmten Psychotherapeuten Paul Watzlawick. Nach über zweihundert Seiten über die pragmatische Wirkung der menschlichen Kommunikation (30), also über uns Menschen in unserem gesellschaftlichen Nexus, in unseren zwischenpersönlichen Beziehungen, nimmt er in seinem berühmten Epilog Bezug auf unseren existentiellen Nexus, auf die Beziehung zu unserem Dasein, zu unserer Existenz. Er äußert hier seine Überzeugung: „Wer den Menschen nur als sozialen Organismus sieht, lässt seinen existentiellen Nexus unberücksichtigt, in dem seine zwischenpersönlichen Beziehungen nur einen, wenn auch sehr wichtigen Aspekt darstellen“ (31). Und er betont: „In einem gewissen Sinn ist dieser Epilog also ein Glaubensbekenntnis – ein Bekenntnis dazu, dass der Mensch in einer breiten, vielfältigen und intimen Beziehung zum Leben steht“ (32). Anschließend beklagt er, dass dieses „Gebiet“, diese Beziehung „von rein psychologischen und soziologischen Theorien nur zu oft vernachlässigt wird“ (33). Damit hat Watzlawick tief in die Kiste gegriffen. Und das Thema hat in der Folge immer mehr auf einen großen Kreis übergegriffen: In Anlehnung an das metakommunikative Axiom von Watzlawick „Man kann nicht nicht kommunizieren“ (34), muss man auch hier festhalten: „Man kann auch mit dem Dasein nicht nicht kommunizieren“. Man kann zum Dasein nicht nicht Stellung nehmen. Man kann sich in ihm nicht nicht verorten. Kommunikation ist auch hier „conditio sine qua non menschlichen Lebens“, d.h. etwas, ohne das nichts geht (35).

Im eben erwähnten Epilog seines Buches geht also Watzlawick auf unseren existentiellen Nexus ein, auf das große Thema, das auch zu unserer Existenz gehört. Wir stehen nicht nur in einer bestimmten Beziehung zum sozialen Miteinander, sondern auch zu allem, was darüber hinausreicht. Das ist der rätselhafte, subjektiv gefühlte, subjektiv gebilderte, subjektiv bewertete Bereich des Ganzen, des Letzten, des Verborgenen als anerkannter und unbezweifelbarer Gegebenheit. Hier gibt es keine Null-Beziehung, ob man dies sich eingesteht oder nicht wahrhaben will. Die Kolleginnen und Kollegen, die sich über Form und Inhalte ihrer Kommunikation mit dem Letzten und Ganzen Gedanken machen und äußern, sind also in gu

ter Gesellschaft. Sie geben dieser Beziehung Worte und gestalten eine neue Art von Leben.

Watzlawick weiß: Wir leben in verschiedenen Zusammenhängen. Es gibt unseren sozialen Zusammenhang, unsere soziale Organisation, unsere zwischenpersönlichen Beziehungen. Auf diesem Gebiet hat Watzlawick seine Prinzipien erforscht und festgeschrieben. Auf diesem Gebiet sind auch wir, wie oben erwähnt, „in breiten, vielfältigen, intimen Beziehungen“. Diese sozialen Beziehungen sind nach Watzlawick so wichtig, dass es uns durch viele Experimente belegt „nicht möglich ist, unsere geistige Stabilität auf Dauer nur mittels Kommunikation mit uns selbst aufrechtzuerhalten“ (36). „Es hat den Anschein, dass wir Menschen mit anderen zur Erhaltung unseres Ichbewusstseins kommunizieren müssen“ (37).

Darüber hinaus leben wir natürlich auch die Beziehung zu uns selbst, sind uns selber ausgesetzt, verhalten uns vielfältig uns gegenüber, sind abgeklärt oder unsicher, erleben uns als wissend und wissensbedürftig usw. Auf jeden Fall können wir uns nicht aus dem Weg gehen. Hier gelten die gleichen Prinzipien wie in der sozialen Kommunikation.

Und für die Beziehung zu unserer Existenz werden sie wohl auch gelten, denn wir können mit der Wirklichkeit, mit dem Dasein weder körperlich, seelisch oder geistig nicht nicht kommunizieren. Wir sind nehmend und gebend verbunden, betroffen und agierend, wortlos und sprachlich, fühlend und denkend usw. Das Ganze ist uns ausgesetzt und wir dem Ganzen. Eine Stellungnahme ist unausweichlich. Sie ist noch dazu das Individuellste, Persönlichste, die größte Zumutung, vor die wir gestellt sind, und die höchste Auszeichnung, die wir haben.

Das Besondere unserer Beziehung zu unserer Existenz

Nexus, Verbindung, Beziehung, dieses Faktum hat immer zwei Seiten, zwei Partner. Sie sind, was unseren existentiellen Nexus betrifft, von besonderer Art. Da ist zunächst etwas, was da ist, eine Wirklichkeit. Und dieses etwas, was da ist, war schon vor mir da. Und ich bekomme jetzt daran Anteil. Dieses Dasein hat eine „Begabung“, die mich angeht, die mich beschenkt und provoziert. Es gibt den schönen Ausdruck: Ich bin ins Dasein gerufen. Ich stecke nun in diesem Dasein und stehe ihm gegenüber. Ich bin auch „begabt“, auf dieses Dasein zu reagieren, mich zu verhalten. Von Anfang an reagiere und agiere ich, bin betroffen und gestalte. Die Bezüge zum Dasein verändern, vertiefen, erweitern sich aufgrund unserer Erfahrungen, Lebensverhältnisse, Mitmenschen, Dialoge, Auseinandersetzungen ständig. „Begabung“ trifft also auf „Begabung“ und entfaltet eine Lebendigkeit, ein „Gewuhrl“ von unaufhörlichen Wechselwirkungen und laufenden Neubildungen. Mein jeweiliges Verstehen und Verhalten wirkt sich auf mein Tun aus, und dieses beeinflusst wieder mein Verständnis und neues Handeln.

Unser existentieller Nexus, unsere Kommunikation mit dem Dasein hat u.a. mit drei Erscheinungsformen dieses Daseins zu tun. Da gibt es den aufgehellten Bereich unseres Daseins, das genügend gute Verständnis des Lebens, den gesunden Pragmatismus, das Vorgehen, wie man eben das Leben genügend gut bewältigt. Dann gibt es einen nicht aufgehellten Bereich unseres Daseins. Paul Bresser hat diesen Begriff geprägt, als er vom „nicht aufgehellten Bereich des Seelischen“ (38) sprach. Auch in Bezug auf unser Dasein wird ein solcher Bereich als unbezweifelbare Wirklichkeit wahrgenommen, empfunden, gefühlt, anerkannt. Und dies überall in der ganzen Wirklichkeit, wo sich nach Albert Einstein - wie schon oben erwähnt - eine so „überlegene Vernunft“ offenbart, „dass alles Sinnvolle menschlichen Denkens und Anordnens dagegen ein gänzlich nichtiger Abglanz ist“ (39). Wir spüren es alle: In diesem „nicht aufgehellten Bereich“ läuft vieles ab: Manches können wir ans Licht bringen, anderes kennen wir nur ansatzweise, anderes vermuten wir, anderes stricken wir uns zusammen usw. Es gibt biologische Vorgänge, die uns nie oder nur über die Technik bewusst werden. Es gibt dem Bewusstsein entzogene Erinnerungen, Vergessenes, Verdrängtes. Im Bereich dieses Unbewussten vermuten wir auch noch nicht Erwachtes, Schlummerndes, noch nicht entwickelte schöpferische Fähigkeiten, heilende Kräfte, unausgeschöpfte Ressourcen. Hier können wir uns immer wieder über die Aufhellungsvorgänge in den modernen Wissenschaften freuen. Und dann gibt es noch den menschlich nicht aufhellbaren Bereich, auf den ich mich hier beziehe und begrenze, den Bereich des großen Ganzen, des Letzten, des Tiefsten usw. Irgendwo, ich glaube bei Paul Watzlawick habe ich gelesen, die Existenz dieses Bereiches wäre klar, nur manche müssten sich selbst noch überzeugen, dass sie solchen Bereichen unterworfen sind.

Gewöhnlich spüren aber Menschen etwas, wo sie nicht durchblicken und worüber sie nicht verfügen können. Dennoch wollen sie „aufs Ganze gehen“ und dieses Ganze nicht übersehen. Für viele ist nämlich im nicht aufhellbaren Bereich doch etwas zu Hause: für den Humanisten z.B. die unverfügbaren Menschenrechte, das, was das Wesen des Menschen und unsere Menschlichkeit ausmacht, das eigentlich Humane, das jedem Zugriff entzogene, die Verortung der „Goldenen Regel“. Und innerhalb der Ansichten und Bewertungsmaßstäbe der Christen „wohnt“ hier das Letzte hinter allem, das tiefe Geheimnis, das Heilige, wofür nicht nur für Christen die Chiffre „Gott“ steht – ein persönliches Sein in verborgenster Verborgenheit, aber auch in gnadenhafter Erschließung und Entäußerung in Jesus Christus.

Unser existentieller Nexus hat also mit dem nicht aufhellbaren Bereich, mit dem großen Unbekannten, mit dem Verborgenen des Daseins zu tun. Da gibt es etwas in uns, eine Begabung, eine Unruhe, eine Spannung, eine Neugier, ein Hunger und Durst, Affekte also, die mit uns mitlaufen, die wahrnehmen, die begreifen wollen. Da ist eine Anlage, eine Fähigkeit in uns, aber auch ein Druck und ein Wille, der eine Richtung hat, der nach vorne strebt, der eine Hinwendung, ein Interesse ent-

hält. Und da gibt es dieses Verborgene im Dasein, das ebenso mitläuft, das gefühlt wird, das uns juckt, uns entgegenweht, uns lockt - so wie alles Geheimnisvolle lockt, aber uns auch rüttelt und schüttelt.

Das Besondere unserer Geistigkeit, sich einen Begriff vom Letzten zu machen und Gefühle, Einstellungen und Verhaltensweisen zu entwickeln

Unsere Geistigkeit ist nun in der Lage, dieses Verborgene auf einen Begriff bringen, es zu markieren und zu thematisieren. Mit der Verstehenshilfe unserer Begriffe äußern wir uns dazu. Wir sind zumindest dazu fähig, uns einen Begriff von dem zu bilden, was uns da entgegen kommt. Wir können sogar einen Begriff dafür bilden, was unbegreiflich, undefinierbar ist. Wir bieten dem Verborgenen Begriffe an. Wir entwickeln für das Verborgene eine begriffliche Gestalt. In der Denkwelt vieler Menschen und der ganzen Menschheitsgeschichte geht es so zu. Wir haben den Drang - und oft gleichzeitig die Scheu -, diesem Verborgenen Namen zu geben. Nicht zu laut, eher stammelnd wird dann benannt, erläutert, gedeutet, bewertet. Dieser Bereich des Verborgenen ist erfahrungsgemäß mit vielen Bildern und Metaphern belegt: Gehandelt wird hier mit einem „etwas“ und begrifflich dargestellt, ein „etwas“, was mit-geht, was uns an-geht, was hinter, vor, neben, über, unter uns ist, was aber auch allem voraus liegt oder was alles abschließt. Oder mit Begriffen wie Geheimnis, Rätsel, großes Unbekanntes, Verborgenes, Hintergründiges, Letztes, Ganzes. Das sind alles Versuche des Verstehens und Verhaltens zu etwas, was benannt, aber letztlich nicht begriffen werden kann. Wir reden vom großen Unbekannten – doch wenn dieses schon unbekannt ist, haben wir als geistbegabte Wesen wenigstens einen Begriff davon, den wir jeweils natürlich von unseren menschlichen Begreifbarkeiten ablesen und mit deren Inhalten füllen. Wir bleiben also in unserem menschlichen Rahmen. Wir nehmen aber insgesamt über unsere Begriffe bereits eine mehr oder weniger vage Kommunikation wahr, eine Kommunikation aber mit dem uns geschenkten oder erarbeiteten Entwurf.

So wie wir Begriffe entwickeln, entwickeln wir natürlich auch Gefühle, Bewertungen und Verhaltensmuster dem Unbekannten gegenüber. Wir bewerten den Hintergrund, wir suchen ihn zu beeinflussen, zu manipulieren, in den Griff zu bekommen, uns unter seinen Schutz zu stellen, wir versuchen aus dem Gebiet Hinweise zu erhalten, wir stehen vor verschlossenen Toren, wir warten, dass sich ein Tor öffnet. So entsteht ein Weltbild. So schafft sich der Mensch eine gedankliche und pragmatische Form des „Inderweltseins“ (40).

Manche bleiben bei diesen relativ ungefüllten Begriffen stehen, obwohl auch diese bei näherem Hinsehen bereits eine nicht übersehbare erste Weltanschauung ergeben. Andere halten die relative Abstraktheit der Begriffe nicht aus und beginnen analog zu ihren menschlichen Erfahrungen und Projektionen mit dem Auffüllen. Sie legen den bisherigen Begriffen etwas unter. Worte und Sätze bekommen ein

Feld. Wir bezeichnen das Letzte mit persönlichen und unpersönlichen Bezeichnungen. Dann ist das Letzte wie ein liebender Vater, eine fürsorgliche Mutter, ein liebender Partner, ein frohes freundliches Kind, ein großer oder tiefer Geist. Oder ein Fels, die Ruhe im Sturm, der Motor des Lebens usw.

So entwickeln wir ein Gefühl dem großen Unbekannten gegenüber bzw. es stellt sich ein Gefühl ein, es entsteht eine Gefühlsbeziehung. Und noch etwas: Wir neigen dazu, dieses Letzte, Verborgene, große Unbekannte im Rahmen unserer Muster zu bewerten. Das Tiefste kann so als Gegner gefühlt und bewertet werden: unfreundlich, schmerzhaft, gefährlich, beängstigend, inakzeptabel, abstoßend. Es kann verunglimpft, abgewiesen, verflucht, für wert- und bedeutungslos erklärt werden. Es kann aber auch als Freund verstanden, es kann angenommen werden und Zustimmung erfahren. Es kann als grundlegende Güte oder als Liebe beschrieben werden, als etwas Vertrautes, Heiliges, Heilendes, oder poetisch als ein Lächeln usw. Der Mensch kann vor diesem Letzten das Gefühl haben, beschenkt, begabt, bestätigt zu sein. Er kann, wie es Tilman Moser treffend ausdrückte, eine „Fähigkeit zur Andacht“ (41) vor diesem großen Unbekannten entwickeln. Er kann sich dem Tiefsten anheim geben, er kann es aber auch benützen, manipulieren, über es verfügen oder sich vor ihm schützen. Er kann auch dauernd mehr wissen wollen, als er zu seiner Lebensbewältigung braucht. Er kann sich aber auch von der Füllung seiner Begriffe in die Irre führen lassen. Er kann auf eine Offenbarung warten – ein Leben lang oder viele Jahrhunderte. Schließlich kann das Tiefste aber auch ambivalent gedacht werden, als gut und böse zugleich, als mysterium tremendum et fascinans (furchteinflößend und faszinierend), beides zugleich, mit oder ohne Akzentuierung und eindeutige Prioritätensetzung.

Bezeichnungen und Bewertungen sind das Ergebnis eines recht komplexen Geschehens. Sie sind davon abhängig, wie uns das Leben begegnet ist und welche Antworten diese Begegnungen hervorgerufen haben. Also: Aus der beständigen und umfangreichen Begegnung mit der Wirklichkeit, aus unseren breiten, vielgestaltigen und persönlichen Beziehungen zum Leben, aus der riesigen Zahl der Lebenserfahrungen und unseren Antworten sind geistige Erkenntnisse, Gefühle, Empfindungen und wertende Einstellungen entstanden, die dann wieder zu Prämissen unserer Weltanschauung und Lebensführung wurden. Was dabei alles mitgewirkt hat, ist in späteren Lebensjahren meist nicht mehr erkennbar. Wir haben so viele Signale empfangen, deren Bedeutung nicht immer klar war. Unsere Reaktionen darauf haben wieder unsere Umwelt, uns selbst und unser Verständnis von Umwelt und uns selbst beeinflusst, so dass dauernde und vielfältige Wechselwirkungen von höchster Komplexität stattfanden usw. Solches passiert weiterhin jeden Augenblick. Und so geht es weiter. Neues Wissen wird uns zugespielt. Daten werden uns gereicht, Eindrücke belagern uns – und umgekehrt erwerben wir neues Wissen, sammeln Daten und speichern Eindrücke. Sinnvolles und Sinnloses erleben wir, Eindeutiges und Vages. Manches hat sich verfestigt, anderes ist im Fluss geblieben.

ben. So gibt es eine ständige Bewertung und Verwertung, eine beständige Aktualisierung unserer Grundempfindungen, Gefühle und Bilder. Es sind subjektive Bewertungen, die eingeständenermaßen auch massiv von der Güte und Sinngebung der Umwelt abhängen, in der wir aufgewachsen sind. Sie können sich jederzeit in Teilen oder total verändern.

In der Art der Tönung unseres Lebens begegnen wir dann häufig auch dem Letzten. Diese Art ist gewachsen nach vielen bewussten, halb-bewussten und unbewussten Zwiegesprächen mit uns selbst, mit unserer Mitwelt und Umwelt.

Die Bedeutung der Religionen – die Bedeutung des Christentums

In erster Linie füllen Religionen den letztlich nicht aufhellbaren Bereich des Lebens aus. Religionen haben zuerst begriffen, dass Ungeföhres und Abstraktes schwer auszuhalten sind und nach Erweiterung und Ergänzung bzw. nach einer abgerundeten Gestalt drängen. Mit ihren Traditionen, mit ihren Sinn- und Wertsetzungen, mit ihrem axiomatischen Boden, mit dem reichen Schatz ihrer an Leben und Geschichte erprobten Erfahrungen, aber auch mit ihren Vermutungen, ihren oft nicht mehr nachvollziehbaren Erstarrungen, Selbstfesselungen, Unverständlichkeiten und Komplexitäten stehen sie vor uns. Begriffe, Geföhle, Ahnungen, Erwartungen haben hier ein Feld, eine Kontur bekommen. Religionen bebildern unser Leben und verfügen über unzählige informative und prägende Geschichten und Rituale. Über oft relativ leere und undeutliche Begriffe hinaus bringen sie umfangreiche und differenzierte Ausschmückungen und Veranschaulichungen. Unter der Chiffre „Gott“ finden wir z.B. das Verborgene und Geheimnisvolle – und zugleich immer wieder auch Geborgenheit und Heimat.

Die Qualität der Bilder erstreckt sich von bereichernd über bedenkenswert bis bedenklich. Bilder müssen sich heute unbedingt dem Bewertungsmaßstab von Erich Fromm fügen, den ich hier nochmals wiederhole: „Die Frage lautet nicht:“, argumentiert Fromm, „ob Religion oder ob nicht?, sondern: welche Art von Religion?“ (42). Fördert Religion, fördern ihre Bilder die Entwicklung und Lebensgestaltung des Menschen oder lähmen sie? Manche Religionen haben sogar ein generelles Bilderverbot für ihre Mitglieder erlassen, um einer Verfügung über das Unverfügbare entgegenzuwirken. Hier erwähne ich auch die Erfahrung, dass die meiste Religionskritik nichts anderes ist als Bilderkritik.

Die monotheistischen Offenbarungsreligionen zeichnen sich nun u.a. dadurch aus, dass sie ein ganzes Füllungspaket liefern. Ich bin mit dem Paket des katholischen Christentums aufgewachsen, auf das ich mich hier ausschließlich beziehe. Die Grundform und die Grundgehalte dieses Paketes bestechen, tragen und prägen mich auch heute noch. Ich lasse hier einmal beiseite, was ich an Unzumutbarem längst zu den Akten gelegt habe. Ich bin also schon sehr früh in meinem Leben

über das Beispiel meiner Eltern und die schöne Kirche meiner Kindheit und Jugend in einer Sinn- und Wertegemeinschaft aufgewachsen, über die ich heute noch froh bin und die ich, wie bereits erwähnt, in der großen Linie noch heute gerne und überzeugt vertrete. Ich brauche in meiner religiösen Schublade nicht lange herumkramen, bis sich ähnliche Einschätzungen, Bilder und Aussagen zeigen, wie ich es bei den oben angeführten Psychologinnen und Therapeuten erlebt habe. Was beispielsweise die Anthropologie, was die Bilder vom Menschen betrifft, ist mir schon in jungen Jahren durch das erlebte und verkündete Christentum eine vortreffliche Grundausrüstung zugeflossen, die ihresgleichen sucht: Gewöhnliche Menschen nennen sich „Geschöpfe Gottes“, „Kinder Gottes“, Ebenbilder Gottes“, „Brüder und Schwestern“, „Heilige“, „Geliebte“ usw. Sie beten oft täglich: „Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, Dein Wille geschehe“. Das Hauptgebot der Liebe ist für Unzählige ein kraftvoller lebenslanger Wegweiser geworden. Christen vertiefen sich in biblische Geschichten zur Umsetzung einer umfassenden Geschwisterliebe und unterstellen sich Handlungsanweisungen, die sich an der Barmherzigkeit eines einfachen Samariters orientieren. Sie hören und befolgen „Geh hin und handle genauso“! Und sie finden immer wieder Halt und Geborgenheit in einem Gott, „der seine Sonne aufgehen lässt über Bösen und Guten und regnen lässt über Gerechten und Sündern“ (Mt 5,45). Wer in aller Welt, frage ich, hat schon eine solche Ausgangsbasis!

Diese Position aus der Denkwelt meiner Herkunftsfamilie und der „Kirche im Dorf“ wurde später untermauert durch die Überzeugungskraft einer philosophischen, theologischen, spirituellen und pragmatischen Tradition, die es in meinen Augen mit Erfolg geschafft hat, meine Optik zu festigen und zu vertiefen. Und dies, obwohl es im Auf und Ab des Lebens immer wieder massive Herausforderungen gab, die positive Füllung meines Welt- und Menschenbildes zu verwässern. Es gab aber Gott sei Dank auch die vielen spirituellen Wegbegleiter, denen die Rede von der guten Schöpfung Gottes über alles ging, für die Gen 1,31 („Gott sah alles, was er gemacht hatte. Und es war sehr gut“) nicht nur ein liebenswerter Vorspann für eine nachfolgende Unheilsgeschichte war. Bei diesen Wegbegleitern blieb der Mensch der Widerschein und Abglanz der Schönheit Gottes. Dem Menschen ist hier gewissermaßen ein göttliches Antlitz aufgesetzt. Menschen werden generell zu Zeichen, die Gottes Dasein repräsentieren. Ihnen ist eine göttliche Schrift eingeschrieben. Sie tragen göttliche Botschaften in sich. In unzähligen wunderbaren Bildern wird Gottes Dasein im Menschen dargestellt: Gott nimmt in uns Wohnung, zeigt sich in uns, tauscht sich mit uns aus, erzählt oder singt von sich, schreit uns an, schenkt sich uns, entflammt uns, entzündet unsere Liebe zu ihm, schenkt sich anderen durch uns und gibt sich uns über andere wieder zurück. In unserer Anwesenheit wird Gott berührbar, hörbar, sichtbar, nicht in unserer Abwesenheit, in unserem Rückzug. Wir sind nicht zur Meditation der Leere, zum Verschwinden, zum Rückzug, zum Absterben da, sondern als Lebendige und Lebensmittel für andere – und umgekehrt. Gott will nicht, dass wir allein sind.

Und, was mir besonders gefällt, eine Gottesachtung ohne Menschenachtung gibt es nicht mehr. Dieser Gott ist drinnen und draußen, erfahrbar, abholbar, aber auch ab-rufbar, wo sich Menschen als Boten Gottes und als gute Botschaft für andere verstehen. So werden wir als fähig, geeignet und auch verantwortlich definiert, dass andere Gott über uns entdecken – dürfen uns aber auch über die Entdeckung Gottes freuen, wenn sie uns über andere geschenkt ist. Und eine letzte Bemerkung: Im Menschen will Gott geachtet sein, im Menschen will Gott gut behandelt werden. Nichts anderes meint der Satz Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

Ich sehe es auch als Glücksfall an, im Rahmen meiner religiösen Sozialisation an ein personales Gottesbild herangeführt worden zu sein. Ich kann in Bezug auf meinen Standpunkt nicht besser und verständlicher argumentieren, als es Bernardin Schellenberger getan hat, den ich gerne zitiere: „Es hat keinen Sinn, über `Gottesbilder´ zu streiten, weil alle falsch sind. Von Gott gibt es kein Bild... Der, die oder das Unfassbare ist unfassbar. Aber es gibt eine Beziehung zu ihm oder ihr. Das behaupten Juden- und Christentum (und von ihnen übernahm es der Islam). In der östlichen Orthodoxie gibt es die Vorstellung, Gott bleibe im Geheimnis, manifestiere sich aber in seinen `Energien´, also seinen Wirkungen auf die Menschen. Wir können sie nur mit unseren menschlichen Sensorien wahrnehmen. Die dafür geeignetsten sind meiner Überzeugung nach die Qualitäten, die den Menschen als Person ausmachen. Folglich nehmen wir auf personaler Ebene den oder die wahr, der oder die natürlich nicht `Person´ in der Art ist, wie wir es sind. Zudem gilt im Christentum Jesus Christus als das `Bild´ Gottes schlechthin. An ihm kann man Etlliches ablesen, in welche Richtung Gott am ehesten vorzustellen wäre. Aber sogar in ihm, in seiner irdischen Existenz, blieb Gott weithin verhüllt. Zu seinen Lebzeiten erkannten ihn deshalb nur wenige. Man erkennt ihn nur, wenn man sich auf das innere Gespräch mit ihm einlässt, auf dem Weg über die Schriften, die von ihm berichten. Dann kann jene Dimension des `Zwischen´ entstehen, in der man ihm begegnet, von ihm fasziniert wird und etwas gesagt bekommt, nicht akustisch, aber unverkennbar“ (43). Ich nehme gerade den Satz von Bernardin Schellenberger wohlwollendst zur Kenntnis, dass man über das Studium der Erscheinung Jesu und die darauf aufbauende Beziehung Etlliches ablesen kann, in welche Richtung Gott am ehesten vorzustellen wäre.

Ich könnte trotz aller faktischen Umsetzungsprobleme in der Christenheit und im Leben der einzelnen Christen mit weiteren Einlassungen auf die Kostbarkeiten meiner Religion fortfahren. Mein Glaube ist aber nicht nur von Bildern ausgeleuchtet und bestimmt. Er ist letztlich mit der Wortwahl von Tomás Halík ein ganz „bestimmter Bezugstypus zur Wirklichkeit“ (44), „ein „Lebensstil“, „dessen tiefreichende Dimension die Spiritualität bilden wird“ (45). Dann sagt Halík aber auch klipp und klar: „Der zweite herausragende Zug wird die Solidarität sein, insbesondere die Solidarität mit denjenigen Menschen, welche in jeglicher Gesellschaft

zu kurz kommen“ (46). Halik schaut, was er aus den Bildern des Christentums schöpfen kann. Er möchte diese Bilder niemanden aufdrängen, er möchte sie auch nicht im Sinn eines wissenschaftlichen Nachweises verkaufen, sondern als Denkwelten und Lebensanstöße, die etwas für sich haben. Er stellt sich damit in eine Reihe mit Teilhard de Chardin, der den Glauben als eine bestimmte Haltung, als eine bestimmte Orientierung der Existenz, als bestimmte Wertschätzung der Welt, als Achtung, Demut, Verantwortlichkeit und Treue definiert hat.

Als erwachsener Christ ist es nicht mein primäres Problem, dass sich im christlichen Angebot auch Bilder und Ergebnisse einer Sünden-, Verdammnis- und reaktiver Erlösungstheologie befinden, die oft genug zu neurotischen Schiefungen geführt haben, von denen ich auch kurzzeitig ideell betroffen war und immer noch nachhaltig in meinen Alpträumen betroffen bin. Heute halte ich mich für einigermaßen klug genug, mich von unreflektierter und unkontrollierter Theologie fernzuhalten. Mein Problem ist auch nicht die Tatsache, dass es Christen gibt, die schlafen, nachhinken oder die Logik des Christseins durch Schuld und Verstrickung untergraben. Das primäre Problem bin und bleibe ich und mein Bezug zu einer echten und gelungenen christlichen Existenz. Aber sogar der kritische Tilman Moser gesteht mir und meinesgleichen eine Fähigkeit zu, die darin besteht, „sich und die irdischen Verstrickungen zu transzendieren“ (47).

Das, was dahinter ist, das Verborgene, das Nicht-Aufhellbare und der Bezug zu ihm ist ein ununterbrochener geistesgeschichtlicher Dauerbrenner. Die Sache ist so alt wie die Menschheit. Das Gebiet ist gesättigt mit unzähligen Fazetten von Füllungen, Bildern und Bezügen. Die Beiträge sind unüberschaubar. So kommt man immer wieder bei der Thematisierung des Verborgenen an einen Punkt, wo sich alles im Kreise dreht und wo es notwendig ist, wieder in das ganz normale Leben einzusteigen. Dieses Gebiet, wo es um Letztes geht, ist wirklich ein wahres Feld zum Sich-Verlaufen. Theisten verlaufen sich, Atheisten ebenso. Es wird wohl so sein müssen, wenn man es zu genau wissen will. Zurückhaltung ist also angesagt, dazu Staunen und ein glaubendes, hoffendes und liebendes Ahnen.

Letztlich ist hier jeder ganz persönlich gerufen, zu entscheiden, was wichtig und beachtenswert ist. Es muss einfach genügend gut sein. Spiritualität bedeutet dann nichts anderes als ein qualifiziertes Verhalten zu unserem Dasein. Und dieses ist Geschenk und Leistung. Über das „Nicht-nicht-Verhalten“ und das Ringen um Qualität muss dann immer wieder auch gesprochen und Rechenschaft gegeben werden. Gerade Menschendiener jeder Couleur müssen zeigen, was sie berührt, führt und trägt, und was sie bei ihrer Arbeit gesehen, gehört, gespürt haben.

Anfechtungen und Treffpunkte

Wo treffen sich heute Therapie und Theologie, Psychologie und Religion? Das ist eine Frage, die mich schon immer interessiert hat. Natürlich weiß ich auch um die Punkte, wo Psychologinnen und Therapeuten zu religiösen Einstellungen und Praktiken Nein sagen bzw. ihre Bedenken äußern müssen. Ich weiß nur zu gut, wie sehr auch dominante Theologie von kulturbedingten Konstruktionen lebt. Auf eine Konstruktion will ich noch in aller Kürze hinweisen, auf die ich immer wieder stoße – und an der nicht nur ich mich vehement stoße. Es handelt sich um ein durch die Theologie sich immer noch durchziehendes und sich hartnäckig behauptendes pessimistisches Menschenbild, das sich an erfahrene Menschenkenner nicht banal und undifferenziert verkaufen lässt. Dieses Menschenbild favorisiert einen biblischen Detailbefund, der immer wieder so dargestellt wird: Das Bild des Menschen vom Buch Genesis bis zur Geheimen Offenbarung, das Bild, das die Menschen des Anfangs der Schrift – Adam, Eva, Kain, die Zeitgenossen der Sintflut, die Turmbaufantasten von Babel etc. – und die Menschen des letzten Buches – Irrlehrer, Abgefallene, römische Gewaltherrscher, die Hure Babylon usw. – abgeben, dieses Bild sagt doch in seinen vielen Variationen: Die Entartung des Menschen ist offensichtlich. Der Mensch ist aus den himmlischen Sphären herausgefallen. Und die erfahrene Realität scheint dieser Sicht auch Recht zu geben. In einer solchen Anthropologie ist eine allmächtige Gegenwelt zur Güte der Schöpfung etabliert, für die u.a. das Stichwort Erbsünde steht. Da liest man dann biblische Sätze wie: „Da reute es den Herrn, den Menschen gemacht zu haben“ (Gen 6,6), weil Gott sah – was wie eine Ontologie, wie eine Seinsbeschreibung klingt -, „dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war“ (Gen 6,5). Der Zugang zur Sicht eines guten Ursprungs ist hier verloren gegangen. Ein anderer Weltentwurf ist entstanden. Welt und Mensch werden jetzt auf der Basis dieses Entwurfes zu verstehen, zu denken, zu bewerten und zu verändern versucht. Sogar der gute Ernesto Cardenal attestiert im Blick auf die Konstruktion „gefallene Natur“: „Auf dem Grund der Dinge ist Bitterkeit und Weinen“ (48). Und Albert Görres, Arzt, Psychotherapeut und Philosoph bringt seine biblisch fundierte Anthropologie – wie bereits oben erwähnt - auf den Nenner: „Es ist die biblische Botschaft, die dem Menschen sagt, dass er nicht viel taugt“ (49). Manchmal findet man zwar noch ein kleines Ja zum Menschen, ihm folgt aber meist sofort ein großes Aber ... Die Folgen dieser Bilder für die Lebensgestaltung, für menschliches Selbstverständnis, Selbstliebe, Nächstenliebe usw. sind katastrophal. Legt man diese falsche Theorie zugrunde, dann gibt es hier kein wahres Leben mehr. Das Thema „Gefährliche Ideen“ ist wieder einmal eröffnet. Es gibt auch eine Theologie, die sich zu weit vorgewagt hat, bzw. hinter die Realität zurückgetreten ist ... (50). Hier wird dann auch ein gemeinsamer Treffpunkt mit Psychologie und Therapie schwierig. Natürlich sind auch diese Fächer nicht ideologiefrei und unverdächtig. Überall gibt es Überziehungen. Und es gibt das Versagen der Funktionäre, für das richtige Klima zu sorgen.

Etwas ist selbstverständlich nicht zu leugnen: Die größte Anfechtung für ein tragendes Menschenbild und das größte Plus für eine pessimistische Anthropologie ist die jeweils erfahrene konkrete Wirklichkeit. Die Erfahrung ist voll von Einwänden gegen ein gutes Programm. Das gilt für die mythischen Zeiten des Noah, für die Verfolgungszeiten der Apokalypse und genauso für heute. Für unsere Makrowelt brauche ich nur anführen, dass der Mensch zur größten Existenzbedrohung für seinen Lebensraum und für seine Mitmenschen geworden ist. Wir leiden zudem am würdelosen Leben vieler Mitmenschen, und sehen viele, die unter ihrer Würde leben. Es gibt die tägliche Erfahrung der Verlorenheit vieler Menschen: „Wieder nichts“! „Wieder nichts zu holen!“ Im therapeutischen Raum erlebe ich es täglich, dass Frauen die Bedeutung ihrer Männer für ihr Elend schildern und die Männer die Bedeutung ihrer Frauen für das ihre. Ich erlebe, wie Kinder ihre Eltern anklagen und Eltern über ihren Nachwuchs jammern. Ich erlebe, wie viele Zeitgenossen weit davon entfernt sind, in der Wortprägung von Martin Heidegger das „Haus des Seins“ zu bauen. Darum geht es allen Ernstes um das Wiederfinden einer neuen Inhalts- und Umgangskultur, um einen neuen Zugang zu dem, was uns ausmacht und wie wir schließlich für das Wohl und nicht für das Elend der Anderen verantwortlich werden können. Für eine wahre Humanisierung brauchen wir die klaren und einfachen Grundbilder. Die Tiefe braucht klaren Vorrang vor der Oberfläche und der gute Inhalt klare Priorität vor der oft schäbigen Verpackung.

Therapeutinnen und Theologen haben also das gleiche Thema, das gleiche Objekt ihres Tuns: die Kommunikation mit dem Dasein. Beide kommen um ihr und der Klienten Eingebundensein in die Existenz nicht herum. Es gibt keine Null-Kommunikation mit dem Dasein. Eine Reihe von Therapeutinnen und Therapeuten hat zudem ein Theologiestudium hinter sich, bzw. Theologinnen und Theologen mannigfache therapeutische Weiterbildungen. Beide drückt das Thema Spiritualität. Beide fühlen sich verantwortlich für eine qualifizierte Spiritualität, in der Logik, Ethik und Effizienzkontrolle von Bedeutung sind. Beide können ihre jeweilige Verortung und die Verortung ihrer Klienten und Ratsuchenden aufmerksam, wohlwollend und kritisch begleiten. Ebenso die Art der Kommunikation, die Bilder und Ideen, die Geschichten und Wertsetzungen, die Rituale und Lebensanleitungen. Sie können sich äußern, worum es wirklich geht, was dem Leben dient, was zentral und was peripher ist, wo der Mensch in seinem Element ist usw. Und sie können zusammen reflektieren, wo man einkaufen kann, welcher Philosophien man sich bedient, um sich auszudrücken, aber auch, welche Ideen und Theorien abgelaufen sind bzw. welche gefährliche Folgen Unbedachtes und Abgelaufenes nach sich ziehen. Die Möglichkeiten der Zusammenarbeit sind zahlreich. Und die Demut vor dem Großen des Daseins könnte sich als besonders wirkungsvoll erweisen und so manche Erkenntnisse relativieren.

Résumé: Die eine Wirklichkeit und die verschiedenen Schulen

Es gibt nur eine Wirklichkeit, aber verschiedene Schulen, die diese Wirklichkeit deuten. Eine Null-Deutung, eine Deutungsabstinenz gibt es nicht. Ich habe meine Schule dargestellt. Für sie gibt es gute Gründe und die Ergebnisse sprechen auch für sich. Ich will jeden, der es will, in meine Denkwelt schauen lassen. Mein Denken sucht eine Antwort für mich und für Menschen, deren Bewusstsein sich auf dem rationalen Niveau der Zeit bewegt, die sich eine saubere Logik, intellektuelle Redlichkeit und Orientierung an der Wirkung erwarten.

Verwöhnt durch die Logik der materiellen Gesetze ist in den letzten Jahrhunderten ein Glaube an die tiefe Logik und Verlässlichkeit der Materie entstanden, der bisher auch durch menschlichen Missbrauch nicht erschüttert wurde. Parallel zur offenkundigen Logik im Bereich der Physik und Mathematik und der Anerkennung, die diese Logik genießt, geht es nun Gottseidank in jüngster Zeit immer stärker auch um die Suche nach der Logik im Bereich des Lebendigen und des Menschlichen, um die Suche nach Sinn und Sinnbildern für ein Leben zwischen Geburt und Tod, für ein Leben mit Werden, Bleiben, Wachsen und Vergehen, für ein Leben mit Umwelt und Mitwelt. Wir brauchen Daseinsentwürfe, die auch die menschliche Wirklichkeit und ihre Potenzen in den Blick nehmen, die davon angeht sind und diese voll ausschöpfen wollen, Daseinsentwürfe, die sich nicht durch defizitäre oder exzessive Anwendungen aus der Ruhe bringen lassen, Sinnbilder, die Richtung weisend für unser Denken und Handeln sein können. Warum sollte da nicht ein neues Nachdenken über die Natur des Menschen auf eine Theologie zurückgreifen, die auf dem biblischen Satz aufbaut: „Gott sah alles, was er gemacht hatte. Und es war sehr gut“ – Adam und Eva inclusive! Ich wünsche mir, dass solche Texte nicht zu „postlagernden Briefen“ (51) werden, wie es Peter Sloterdijk im Bezug auf die Schriften der alten Weisen befürchtet.

Wenn man mit dem Glauben an das Gutsein des Anfangs, mit dem Glauben an das bleibende Gutsein in der Tiefe und mit dem Glauben an das gute Ende zu arbeitet, – bestärkt auch dadurch, dass diese Sicht und diese Haltung durch und durch der Mission des Begründers des Christentums entsprach - dann sehe ich immer wieder die Resonanz, wie positiv sich diese Annahme in der konkreten Arbeit auswirkt. Gute Bilder und Einstellungen und ein Wissen, „dass es jemanden gibt, der seine Hand schützend über uns hält und uns den richtigen Weg weisen wird“ (52), sind für die Gestaltung unserer Existenz äußerst vorteilhaft. Dann kommen gute Kräfte zum Zug, die größer sind als wir, die uns nicht zu Gebote stehen, die wir nur kommen lassen dürfen. Und es kann sich täglich etwas entwickeln, was uns staunen lässt. Niemand kann es besser sagen als der Therapeut Hunter Beaumont, was dann immer wieder passiert: „Wenn mir das gelingt, das, was in der Tiefe wirkt, zu erkennen ..., dann überflutet mich manchmal ein Gefühl der Dankbarkeit und Hoffnung ..., aber wenn Dankbarkeit und Hoffnung da sind ..., geht es mir sehr,

sehr gut“ (53). Seelsorgerische und therapeutische Arbeit werden so zur Begleitung des Menschen zu seinem wahren Wesen, zu seinem Gutsein, zu seiner Identität und auch zu einer tiefen Bereicherung der vorübergehenden Begleiter.

Ich schließe - und treffender kann man wohl nicht schließen - mit einem Bekenntnis von Rainer Maria Rilke: „Und da bekenne ich denn ..., dass ich das Leben für ein Ding von der unantastbarsten Köstlichkeit halte und dass die Verknötung so vieler Verhängnisse und Entsetzlichkeiten ... mich nicht irre machen kann an der Fülle und Güte und Zugeneigtheit des Daseins“ (54).

Anmerkungen

- 1 Anspielung auf das „Hohe Lied der Liebe“ des Apostel Paulus im 1. Korintherbrief (1 Kor 13,1-13)
- 2 Christl Lieben, Ch. Renoldner, Verzeihung, sind Sie mein Körper?, München 2011, 141
- 3 Freda Eidmann, Trauma im Kontext, Göttingen 2009, 167
- 4 Karl-Klaus Madert, Trauma und Spiritualität, München 2007, 288
- 5 Johannes B. Schmidt, Der Körper kennt den Weg, München 2008, 9
- 6 Ebd. 138
- 7 Ebd. 49
- 8 Ebd. 288
- 9 Hunter Beaumont, Auf die Seele schauen, München 2008, 130
- 10 Ebd. 141
- 11 Ebd. 121
- 12 Jakob R. Schneider, Das Familienstellen, Heidelberg 2006, 205-206
- 13 Viktor E. Frankl, Ärztliche Seelsorge, Frankfurt am Main 1985, 57
- 14 Ebd. 57
- 15 Ebd. 46
- 16 Ebd. 76
- 17 Ich verweise nochmals auf Viktor E. Frankl, Ärztliche Seelsorge, Frankfurt am Main 1985 und auf Elisabeth Lukas, Der Seele Heimat ist der Sinn, München 2005
- 18 Ludwig Wittgenstein, Vermischte Bemerkungen, in Werkausgabe, Bd.1, Frankfurt 1984, 487
- 19 Elisabeth Lukas, Auch deine Familie braucht Sinn, Freiburg im Breisgau 1981, 13
- 20 Ebd. 13
- 21 Ebd. 30
- 22 Ebd. 30
- 23 Zit. in Albrecht Mahr (Hrsg.), Konfliktfelder – Wissende Felder, Heidelberg 2003, 279
- 24 Zit. in Karl-Klaus Madert, Trauma und Spiritualität, München 2007, 287
- 25 Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2007, 21-71
- 26 Gedanken aus dem Buch von Thomas Siefer, Wir und was uns zu Menschen macht, Frankfurt/New York 2010
- 27 Die Bibel, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980, 1231 (Apg 4,20)
- 28 Johannes B. Schmidt, Der Körper kennt den Weg, München 2008
- 29 Ebd. 184
- 30 Paul Watzlawick u.a., Menschliche Kommunikation, Bern-Stuttgart-Toronto 1990
- 31 Ebd. 239
- 32 Ebd. 240

- 33 Ebd. 240
34 Ebd. 53
35 Ebd. 13
36 Ebd. 85
37 Ebd. 84
38 Elisabeth Lukas, Lehrbuch der Logotherapie, Vorwort von Paul Heinrich Bresser, Stade 2006, 9
39 Albert Einstein, zit. im Internet unter www.vuksanovic.de
40 Paul Watzlawick u.a., Menschliche Kommunikation, Bern-Stuttgart-Toronto 1990, 244
41 Tilmann Moser, Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott, Stuttgart 2003, 23
42 Erich Fromm, Psychoanalyse und Religion, München 1985, 31
43 Bernhardin Schellenberger in Publik-Forum Extra „Gott ist anders. Du sollst dir kein Bildnis machen“, Publik-Forum Verlagsgesellschaft mbH, 2007, 34
44 Tomás Halfk, Nachgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012, 27
45 Ebd. 189
46 Ebd. 189
47 Tilmann Moser, Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott, Stuttgart 2003, 42
48 Ernesto Cardenal, Ufer zum Frieden, Jugenddienst-Verlag Wuppertal 1977, 12
49 Albert Görres, Kennt die Religion den Menschen, München 1984, 84
50 Siehe Lorenz Zellner, Gottestherapie, Das Menschenbild Jesu, München 1995, 190 ff.
51 Peter Sloterdijk, Regeln für den Menschenpark, Frankfurt am Main 1999, 55
52 Gerald Hüther, zit. in Christ in der Gegenwart Nr. 22/2013, 8
53 Hunter Beaumont, Auf die Seele schauen, München 2008, 136
54 Rainer Maria Rilke, zit. in Franka Kopp, Axiomatisierung in der poetischen Produktion - Rilkes und Brechts „axiomatisches Feld“, Berlin 2002, 171

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Hauptteil II: Schluss mit pathogener Theologie und ihrer Umsetzung - Verrückte, riskante, gefährliche, pathogene Ideen

Es gibt wohlthuende, fördernde und fordernde, vitalisierende und heilsame Ideen, es gibt frohe Botschaften und gute Nachrichten zur Daseinsbewältigung. Ich habe zuletzt „gute Ideen“ einfacher Menschen und qualifizierter Therapeutinnen und Therapeuten als Daseinsbereicherung dargestellt. Ich habe Einiges über meinen „Glauben“ und seine ideelle Ausstattung gesagt. Ich habe das Feld, auf dem sich mein „Glaube“ zeigt, beschrieben und das „Kerngeschäft“ meines Glaubens verdeutlicht. So gehe ich von einem festen Standpunkt aus nun Dinge und Ideen an, die in meinen Augen konträr und peripher in Bezug auf die zentrale Botschaft des Christentums sind, Ideen, die sich aber – und das ist nicht nur meine Wahrnehmung - zu weit vorgedrängt haben, die auf der Fahrt der Kirche durch die Zeit einen Platz eingenommen haben ähnlich aufdringlichen Trittbrettfahrern bzw. denen ein Raum gegeben wurde wie man ihn besten Freunden anbietet, der ihnen aber so nicht zu steht. Zu diesen ideellen Überziehungen gehören in meiner Wahrnehmung die Idee der priesterlichen Ehelosigkeit und in ihrem Gefolge die Idee der amtlichen Verpflichtung dazu. Bei allen praktischen Vorzügen und großartigen Leistungen der zölibatär lebenden Menschen für die Kirche schätze ich diese Idee für gefährlich bzw. sehr riskant ein: Riskant für die Betroffenen, riskant für die genügend gute Ausstattung der Kirche mit passenden Seelsorgern, riskant für die Autorität von Papst und Bischöfen, und riskant für die öffentliche Akzeptanz der Kirche und ihres Denkorgans Theologie. Ich greife zunächst etwas weiter aus.

Gefährliche Ideen allgemein – „Viren“ in unseren Köpfen

Was ein Computervirus ist, ist uns heute wohlbekannt: Ein Programm, das sich in andere Programme einschleust, diese infiziert, sich selbständig verbreitet und unkontrollierbare Veränderungen hervorruft. Aufwendige Antivirenprogramme sind die Folge. Auch menschliche Köpfe, menschliche Gehirne sind nicht nur anfällig für biologische Viren, sie waren und sind immer auch anfällig für ideelle „Viren“. Was dabei herauskommt, hat Thomas Mann bereits 1930 in „Mario und der Zauberer“ so konstatiert: „Man muss zugeben, dass er“ – der Zauberer – „seine Worte nicht besser hätte wählen können, um Wasser zu trüben und seelische Verwirrung auszurichten“ (1). Worte, Sätze, Ideen können gefährlich sein, sie können Leben verdunkeln und Menschen verwirren und verführen. Auch in der Ideenwelt der Wissenschaften und der Religionen gibt es nicht nur Helligkeit und Freundlichkeit. Man tut sich nicht schwer, auch deren dunkle Seiten wahrzunehmen, die „getrübbten Wasser“, die geeignet sind, die von Thomas Mann erwähnte „seelische Verwirrung“ hervorzubringen.

Grundsätzlich ist es wichtig, darüber nachzudenken, mit welcher Philosophie bzw. Ideologie Menschen, Gruppen, Gesellschaften und Staaten leben, welche Ideen

ihnen heilig sind. Es ist wichtig, was die Wissenschaften an Denkvorsetzungen, an Ideen und Ideologien offen oder insgeheim zu bieten haben. Es ist aber ebenso wichtig, zu wissen, mit welcher Theologie, mit welchen Ideen, Deutungen und Bildern sich eine Religion organisiert. Alle Wissenszweige müssen heute mehr als früher reflektieren, dass Ideen auch pathogen sein können.

Ich beziehe mich im Folgenden sowohl auf an Menschen von außen herangetragene gefährliche und riskante Ideen als auch auf von Menschen selbst verfasste Unfreundlichkeiten der Wirklichkeit gegenüber.

Gefährliche Ideen – „Viren“ im säkularen Bereich

Das Thema „Gefährliche Ideen“ ist bisher von Fachwelt und Öffentlichkeit nur ungenügend angegangen und thematisiert worden. Es wurde aber kurzzeitig spannend, als vor 7 Jahren in den USA eine Initiative, bekannt als „Edge-Frage 2006“, gestartet wurde, innerhalb der Top-Wissenschaftler nach gefährlichen Ideen gefragt wurden, die demnächst wahr werden könnten. Weit über einhundert Antworten gingen ein. Sie sind sicher nicht repräsentativ für alle großen Denker unserer Zeit, weil die Angefragten und Antwortenden meist Naturwissenschaftler waren. Aber immerhin war diese Initiative ein wichtiger Anstoß und Hinweis auf ein bedeutsames Thema (2). Im Rahmen der Umfrage kamen Ideen auf den Tisch, die der Welt, der Menschheit, den Menschen gefährlich werden könnten. Beispiele waren das Fortschrittsdenken, der Konsumrausch, der Biotechnik-Boom, die Eugenik, der freie Markt, die aktuelle Globalisierung, die Vergötzung der Materie und unserer materiellen Umwelt (die nach Ansicht vieler Befragter „immer mehr zu Müll und giftigen Gasen“ verwandelt wird), das Anheizen der Evolution durch künstliche Hilfsmittel (Beispiel Menschenzüchtung), die konstant aufgefahrne These des „Überlebenskampfes“ bei allem, was wir tun, die beständige Werbung für Fertiggerichte (anstelle von gesundem Essen) oder das aufdringliche Angebot von Pornographie (anstelle von verantworteter Sexualität). Auf dem Feld der gesellschaftlichen Strukturen wurden die Superorganisationen und Großkonzerne als gefährlich eingestuft, und schließlich zahlreiche Ideen zum menschlichen Selbstverständnis, hier vor allem aus dem Bereich der Themen Determinismus und freier Wille bzw. Determinismus und Relativismus. Genannt wurden auch Ideen, die nur Öl ins Feuer gießen wie die Forderung nach Abschaffung der Religion.

Es ging aber auch um Ideen, die gängigen Ideen gefährlich werden könnten oder sollten – Kopernikus lässt grüßen. Rückgriffe in die Vergangenheit waren bei den Statements eher die Ausnahme. Dadurch kamen auch traditionsgeprägte metaphysische Gedanken und Ideen weniger zur Sprache. Aber auch zukunftsweisende religiöse Ideen, die Unruhe auslösen könnten, waren kaum vertreten. Die vorgebrachten Antworten wurden später zwischen die Pole „bedenkenswert“ und „bedenklich“ eingestuft.

Als bedenklich wurde u.a. Folgendes eingestuft:

- Das Unnatürliche, das in der Natur nicht Vorkommende wurde als potentiell besonders gefährlich eingestuft. Hier zeigte sich ein großes Vertrauen zum Vorfindbaren.
- Alles, was als Nicht-hinterfragbar erklärt wird, wurde ebenfalls als besonders gefährlich bezeichnet. Denn es findet Gehör, auch wenn unser Hausverstand oder wissenschaftliche Erkenntnisse etwas anderes nahe legen.
- Besonders gefährlich erscheinen auch die als ungefährlich eingestuften Ideen.
- Gefährlicher als Dummheit sind Einbildungen. Don Quijote lässt grüßen.

Als bedenkenswert wurde vorgestellt:

- Kriterium für Güte einer Idee sind: Stärkt sie oder schwächt sie, öffnet sie oder dämpft sie?
- Imperative der Arbeit mit Ideen sollen besonders die drei folgenden sein:
 - „Richte mit deinen Ideen keinen Schaden an.“
 - „Bedenke, es könnte schlicht auch anders sein.“
 - „Sei besonders misstrauisch, wenn die gefährliche Idee jemand anderen betrifft als den, der sie äußert“!

Die Findung und Überwindung gefährlicher Ideen findet durch Denkarbeit und Diskussion, durch Untersuchung und Forschung statt. Ein Forum für die Diskussion wurde von den Auswertern der Initiative als nötig befunden. Noch mehr Anerkennung aber fand ein Vorschlag, nämlich ein „Forum für Rückzieher“ einzurichten. Auf diesem Forum und in einer Fachzeitschrift könnten dann Fachleute ihre eigenen Behauptungen beurteilen und anzeigen, was sich als wahr oder falsch, als wegweisend oder hemmend herausgestellt hatte. Auch könnten dann Ideengeber für ihre Behauptungen besser in Haftung genommen werden. Die meisten Intellektuellen gehen ja für ihre Behauptungen bisher nicht das geringste Risiko ein. Über ein eigenes Forum könnte von den Verantwortlichen Rechenschaft verlangt werden, – um nur ein Beispiel zu nennen – etwa über die gefährliche These der immer wieder vertretenen Nichtexistenz des freien Willens. Es könnte gefragt werden: Wohin führt diese These letzten Endes? Was bedeutet sie langfristig etwa für die Gestaltung der sozialen Realität? Man sieht, es tut sich immerhin schon etwas!

Gefährliche Ideen - „Viren“ im Bereich der Religionen und des Christentums

Das Christentum steht für unzählige gute Ideen, aber auch für manches Gefährliche und Riskante. Es hat zum Beispiel viele schöpfungsfreundliche Akzente gesetzt, aber oft wurde auch – statt eine gediegene Bewertung vorzunehmen – die Schöpfung und der Mensch schlecht geredet. Da ist dann die Erde „verflucht“ (Genesis 3,17), da ist „das Trachten des Menschen“ charakterisiert als „böse von Jugend an“ (Genesis 8,21). Dann versprachlicht sogar ein Ernesto Cardenal den weltanschaulichen Pessimismus in einer für viele überraschenden Form: „Auf dem Grund aller

Dinge“ schreibt er in einer seiner Betrachtungen, „ist Bitterkeit und Weinen“ (3). Auch ein Albert Görres fasst noch 1984 seine Sicht der biblischen Anthropologie so zusammen: „Es ist die biblische Botschaft, die dem Menschen sagt, dass er nicht viel taugt“ (4). Gut, wenn man im Hintergrund die freundliche Gegenmelodie eines Blaise Pascal hören kann, die aus seinen „Pensées sur la religion“ erklingt: „Erkennen wir also unsere Tragweite: ‚Wir sind etwas - und wir sind nicht alles.‘“ (5).

Schade, immer wieder ist die Schöpfung – auch in der Deutung des Christentums – in ihrer Tiefe grundsätzlich kein freundlicher Ort und der Mensch grundsätzlich kein heller Typ. Es fehlt hier an Realitätssinn, an Differenzierungen, Gewichtungen, Prioritäten. Jeder von uns kennt natürlich die Ursachen des weltanschaulichen Pessimismus: Wer erzittert nicht immer wieder vor so vielen uns von Natur aus auferlegten Schicksalen, vor Katastrophen, vor Krankheiten, vor dem Tod und vielem anderen mehr! Wer kann dem gegenüber gleichgültig bleiben, was Menschen täglich einander antun, autoritär, brachial, sexuell, ideell! Und wer verzweifelt nicht manchmal an dem, was Menschen sich selber tagtäglich Schlimmes zufügen, fahrlässig, freiwillig, selbst gewählt! Das stimmt alles – aber spricht dies schon für die zahlreichen pessimistischen und superkritischen Bewertungen?

Ich komme zurück auf die „Edge-Frage 2006“. Ein wichtiger kritischer Hinweis der Intellektuellen innerhalb dieses Projektes bestand darin, dass festgestellt wurde, dass die Debatte über gefährliche Ideen nicht dort stattfindet, wo man sie am meisten erwartet, an den Universitäten und hier, was mein Thema betrifft, an den theologischen und anthropologischen Fakultäten. Wie schon gesagt: Gefährliche Ideen aus dem Bereich der Religionen kamen im Edge-Projekt kaum zur Sprache. Wohl aber ein paar Ideen, die der Religion gefährlich werden könnten. Die Idee nach der Abschaffung der Religion wurde jedoch schnell mit der pragmatischen Frage gekontert, wer dann das entstehende Vakuum der Hoffnungslosigkeit auffüllen und die Sehnsucht nach Hoffnung erfüllen würde.

Die gefährlichsten Ideen der Religion kamen dann im Face-Book auf den Tisch. Ein Benutzer brandmarkte als besonders gefährlich „das Versetzen eines jeden empfindungsfähigen Wesens in den für ihn schlimmstmöglichen Zustand. Für endlose Zeiten.“ Wir spüren aus diesen Worten sofort heraus, was dieser Benutzer im Blick hatte. Er erwähnte dann, er habe „von den biblischen Beschreibungen der Hölle geklaut“ – und auch „keine Ausnahme für die ‚Auserwählten‘ zugelassen“. Dann kommentierte er seine Wahrnehmung mit den Worten: „Man muss den damaligen Priestern lassen, dass sie bedeutend einfallsreicher im Erfinden von Gefahren waren als unsere heutigen Top-Wissenschaftler“ (6). In diesem Zusammenhang meldet sich bei mir wieder Charles Peguy, der schon vor einem Jahrhundert betonte, das christliche Bewusstsein wisse doch, dass Er (Jesus Christus - Anm. d. Verf.) gekommen ist, dass Er präsent ist, aber – so wörtlich – „die zeitliche und gleichzeitig ewige Verdammnis ist stärker“ (7). Und er betont äußerst kritisch, dass

die Kirche in Bezug auf das mögliche Schicksal vieler, nämlich die zeitliche und die ewige Verdammnis „ein ruhiges Gewissen zur Schau trage“ (8).

Auch wenn es hierzulande das Fach „Fundamentaltheologie“ gibt, ist der Vorwurf nicht aus der Welt zu räumen, dass sowohl Grundlagenforschung als Erforschung der Wirkungsgeschichte manchen Theologen zuwider zu sein scheinen. Dabei leisten sich viele Religionen, auch die christlichen Kirchen in der Theologenschaft ein Denkorgan. Wo nun rationale Reflexion gefragt ist, dort muss auch die Skepsis einen Platz finden, dort müssen auch Ideen und Fragen Platz haben, die dem herrschenden Main-Stream zuwider laufen. Dort darf dann weder Ungewohntes abgeblockt noch Unangenehmes dämonisiert werden. Auch die Theologie ist den Anforderungen der intellektuellen Redlichkeit unterworfen und bedarf der Logik und Transparenz ebenso wie der Betonung der eigenen Grenzen und der Wahrnehmung von Grenzüberschreitungen. Hier bräuchte es ebenso, wie bei „Edge 2006“ gefordert, ein qualifiziertes Diskussionsforum und ein „Forum für Rückzieher oder Rückzüge“, wo Fehler offen eingestanden werden und Verantwortung für angerichtete Schäden übernommen wird. Der feststellbare offizielle oder zumindest „latente Fundamentalismus“ (9) auch im Bereich der Theologie und die „billige Theatralik“ (10) mancher Gruppen, die Bibel auf den Tisch zu legen und dort für alles Mögliche Lösungen zu suchen, erschwert aber sehr oft jede Debatte.

Vier Beispiele gefährlicher religiöser Ideen.

Damit das Thema „Gefährliche Ideen“ im religiösen Bereich nicht auf die Zölibatsdebatte allein eingengt wird, möchte ich Letztere im Verein mit drei weiteren gefährlichen Ideen behandeln. Gerne hätte ich auch noch die riskante Idee der Abwertung und Abwehr unserer gottgeschenkten Rationalität zugunsten dessen, was unter Offenbarung läuft, eingehend behandelt, aber dies würde sicher den Rahmen des Buches sprengen. So beschränke ich mich auf die folgenden vier Beispiele, die ich zu den gefährlichen und riskanten religiösen Ideen zähle:

Beispiel eins: Die Welt aus „Dornen und Disteln“ - Der „verkorkste“ Mensch

Beispiel zwei: „Auserwählt“ - Ein gefährliches Fundamentalismusaxiom

Beispiel drei: Selbstaufgabe für Gott - „freudig und lauterem Herzens“

Beispiel vier: „Sein wie Gott“ - Problematik und Risiko der zölibatären Lebensform

Ich möchte diese Beispiele offen ansprechen und nach dem plausiblen Motto vorgehen: „Sonnenlicht ist ein gutes Desinfektionsmittel“.

NB. Bei der Ausarbeitung dieses Beitrages stoße ich zufällig auf das Thema der Salzburger Hochschulwochen 2013 „Gefährliches Wissen“. Es ist ermutigend, dass ein Thema wie dieses immer mehr auf die Bühne der wissenschaftlichen Beobachtung und Forschung gebracht wird. Nach einem ersten Überblick über das im Internet veröffentlichte Programm versprechen Referenten und Referate gute Arbeit zu Themen wie Halbwissen, verdrängtes Wissen, überzogenes Wissen, fundamentalistischer Wissensanspruch, Wissenseinsatz wofür?, Wissens- und Erinnerungsballast, gefährliches Wissen – und dieses vor allem im Gegensatz zu echtem und nützlichen Wissen bzw. zu echter und nützlicher Erinnerung, die aber auf eine andere Weise auch eine „gefährliche Erinnerung“ sein kann: Gefährlich für Wirtschaft und Politik, für die Wissenschaften selber, für die Religionen, für den Einzelnen. Besonders neugierig bin ich, ob und wie auch theologische und kirchliche „heiße Eisen“ angepackt werden, wie mit religiös und ethisch problematischen Ideen oder mit sogenannten „heiligen Unehrllichkeiten“ umgegangen wird, oder wie man die humanen Potentiale des Wissens weiter entwickeln und gegen inhumane Einflüsse und Überstimmungen schützen kann. Ich bleibe auf jeden Fall am Ball.

Inzwischen sind die Salzburger Hochschulwochen 2013 Geschichte. Einen guten Überblick über den Verlauf kann man sich über das Internet unter www.salzburger-hochschulwochen.at verschaffen. Insbesondere verweise ich auf die „Pressemittelungen Salzburger-Hochschulwochen 2013“ und auf den zusammenfassenden Bericht „Konturen gefährlichen Wissens nachgezeichnet“.

Anmerkungen

- 1 Thomas Mann, Mario und der Zauberer, Frankfurt am Main 1989
- 2 Weitere Informationen über die Edge-Frage 2006 „Meine gefährlichste Idee“ im Internet
- 3 Ernesto Cardenal, Ufer zum Frieden, Jugenddienst-Verlag Wuppertal, 1977, 12
- 4 Albert Görres, Kennt die Religion den Menschen, München 1984, 84
- 5 Blaise Pascual, Pensées sur la religion, Zitat-Quelle nicht auffindbar
- 6 Siehe Internet – Face-Book zur Edge-Frage 2006 „Meine gefährlichste Idee“
- 7 Zit. in 30TAGE, Nr. 8/9, 1992 bzw. Internet unter www.30giorni.it
- 8 Zit. in 30TAGE, Nr.1, 2001 bzw. Internet unter www.30giorni.it
- 9 Siehe dazu Johannes Heinrichs, Revolution der Demokratie, Berlin 2003, 268
- 10 Tomás Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012, 202

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 10 Gefährliche Ideen – Beispiel eins: Die Welt – ein Land der „Dornen und Disteln“ – Der Mensch – eine „verkorkste“ Kreatur

Unfreundliche Akzente

Es ist nur redlich, darüber nachzudenken, mit welcher Theologie, mit welchen Ideen, Deutungen und Bildern sich eine Religion organisiert. Das Christentum zum Beispiel hat einerseits - wie bereits früher erwähnt - viele schöpfungsfreundliche Akzente gesetzt, hat aber andererseits oft auch mit einer defätistischen Schöpfungsskepsis bzw. Schöpfungsabwertung brilliert. Immer wieder war die Schöpfung – auch in der Deutung des Christentums – in ihrer Tiefe kein freundlicher Ort und der Mensch kein heller Typ. So ist in Gen 3,17.18 die Erde „verflucht“ und ein Land der „Dornen und Disteln“. In unserer Zeit versprachlicht sogar ein Ernesto Cardenal den weltanschaulichen Pessimismus in einer für viele überraschenden Form: „Auf dem Grund aller Dinge ist Bitterkeit und Weinen“ (1), schreibt er, wie bereits oben erwähnt, in einer seiner Betrachtungen. Sodann wird – wie etwa in Genesis 8,21 - das „Trachten des Menschen“ charakterisiert als „böse von Jugend an“. In dieser Gangart fasst auch Albert Görres, wie bereits gehört, seine Sicht der biblischen Anthropologie so zusammen: „Es ist die biblische Botschaft, die dem Menschen sagt, dass er nicht viel taugt“ (2). Gerade letztere Kurzschlüsse erwecken leicht den Eindruck, Menschsein werde im Christentum generell pathologisch gedeutet.

Zwei kurze, bereits früher angeführte Zwischenrufe sind hier fürs Erste nochmals angebracht: Da ist einmal die freundlichere und realistischere Bemerkung von Blaise Pascal in seinen „Pensées sur la religion“, die so lautet: „Erkennen wir also unsere Tragweite: `Wir sind etwas und wir sind nicht alles““ (3). Und es ist ein Gedanke von Elisabeth Lukas, für die - im Blick auf bedenkliche Menschenbilder und deren Nachbeter - das menschliche Gesicht „zwar auch kein Antlitz mit einem Heiligenschein, aber das Abbild eines Wesens“ ist, „das jeweils um seine sinnvolle Existenz ringt, und wenn es auch an diesem Ringen manchmal fast verzweifelt, so trägt es doch menschliche Züge, deren wir uns nicht zu schämen brauchen“ (4).

Bewertung

Die obigen negativen Anmerkungen – das muss hier schon kritisch gesagt werden - sind extreme Pauschalierungen, die Realitätssinn, Differenzierungen, Gewichtungen, Prioritäten vermissen lassen. Man fragt unwillkürlich nach dem Hintergrund. Es gibt natürlich genügend Ursachen für den weltanschaulichen Pessimismus. Wem gehen nicht die vielen uns von der Natur auferlegten Schicksale, Katastrophen, Krankheiten, Todesfälle usw. an die Nieren! Und wer kann dem gegenüber gleichgültig bleiben, was Menschen täglich einander antun, autoritär, brachial, sexuell, ideell! Und wer verzweifelt nicht manchmal an dem, was Menschen

immer wieder sich selber zufügen, bewusst, fahrlässig, freiwillig, freigewählt! Früher habe ich einmal ein Bonmot gehört, das so lautet: „Wer das gute Leben nicht kennt, soll keine Politik machen“. Folgerichtig sollte man vielleicht auch keine verbindliche Theologie im Kontext einer Katastrophe verfassen. Eine gute Theologie aus dem Gefängnis ist ja auch nur wenigen gelungen. Dazu gehört der großartige Pastor Dietrich Bonhoeffer, der sich auch im Gefängnis „von guten Mächten wunderbar geborgen“ fühlte und beste Theologie und Spiritualität nach außen schickte.

Der Widerspruch gegen einen Schöpfungspessimismus bzw. gegen eine schwarze Anthropologie ist heute nicht mehr zu überhören. Unsere Welt braucht neue Bilder über sie. Sie lässt sich sicherlich nicht als immerwährendes zartes „Paradies“ abbilden, aber auch nicht als totale Wüste aus „Dornen und Disteln“. Sie enthält immer beide Aspekte – für mich aber unterschiedlich gewichtet. Die Priorität liegt für mich beim „Paradies“, bei der gut gestalteten Schöpfung Gottes. Die ersten Seiten der Bibel enthalten leider folgenschwere Fehldeutungen und Unterstellungen, die nur den Schöpfer und die Schöpfung madig machen. Sie gehören umgehendst korrigiert. Innerhalb eines „Forums für Rückzieher“ (5) gehört beispielsweise ein für alle Mal klargestellt: Der Tod ist keine Folge der Sünde, er ist keine Strafe, er ist unausweichliche Lebenswirklichkeit. Zeitlichkeit gehört zu den menschlichen Existentialien. Die Welt besteht auch nicht nur aus Dornen und Disteln, es gibt auch Blumen und Palmen, Getreide und Wein. Die Arbeit ist kein Fluch, sie ist Auftrag zur Paradiesgestaltung. Die Welt braucht auch neue Bilder über den Menschen. Es muss klar korrigiert werden, dass die Frau in diesen Geschichten zu oft die Verliererin ist (auch wenn der Mann nicht immer als großer Gewinner dasteht). Schwangerschaft und Geburtswehen dürfen nicht mehr als Strafe für die Sünde hingestellt werden. Die Herrschaft des Mannes über die Frau muss ganz klar als kulturelles (unkultiviertes) Machwerk entlarvt und darf nicht als Schöpfungskonstante hingestellt werden. Die notierte einseitige Verfallenheit der Frau an den Mann („Nach dem Mann geht dein Verlangen“ – Gen 3,16) oder auch eine (im Text nicht erwähnte) gegenseitige Verfallenheit sind ebenso unhaltbare Beobachtungen. Ohne angemessene Korrektur muss der Vorwurf stehen bleiben: Die Frau ist anthropologisch gesehen – nach einem traurigen Bonmot - erstklassig in der Sündenordnung und zweitklassig in der Schöpfungsordnung.

Resumé

Biblische Kosmologie und Anthropologie, wie wir sie in Genesis 3 finden, enthält gefährliche und falsche Antworten auf die Frage, warum das Leben oft so hart und so enttäuschend und so schmerzhaft ist, warum Menschen oft so unsagbar leiden und schuldig werden. Durch die oben genannten Antworten wird die Kreativität in Bezug auf die Bewältigung der heutigen Lage sicherlich nicht gefördert. Genesis 3 ist ein besonders gefährlicher Ideenkomplex. Der Text fördert die Anfälligkeit der

Menschen für pessimistische Ideen. Solches Gedankengut macht Natur- und menschliche Katastrophen noch katastrophaler, und motiviert eher zur Resignation statt zum Zugreifen. Gen 3 ist ein Schlag ins Gesicht des Schöpfers und der Schöpfung, wenn man Gen 1,27 und Gen 1,31 als die wahren Grundideen heranzieht. In der katholischen Fachzeitschrift „Bibel und Kirche“ wird klipp und klar betont: „Es ist eindeutig, dass die Menschen bleibend, also auch nach dem Fall und der Flut uneingeschränkt und in vollem Umfang Bild Gottes sind“ (6). Ich stelle die zwei dafür maßgebenden Texte bewusst an den Schluss: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1,27). Und: „Gott sah alles, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“ (Gen 1,31). Es gibt in Zukunft keinen anderen Weg als den zurück zur Eindeutigkeit!

Anmerkungen

- 1 Ernesto Cardenal, Ufer zum Frieden, Jugenddienst-Verlag, Wuppertal, 1977, 12
- 2 Albert Görres, Kennt die Religion den Menschen, München 1984, 84
- 3 Blaise Pascal, Pensées sur la religion, Zitat-Quelle nicht auffindbar
- 4 Elisabeth Lukas, Auch deine Familie braucht Sinn, Freiburg im Breisgau 1981, 30
- 5 Vorschlag aus der Diskussion der Edge-Frage 2006, siehe Internet!
- 6 Bibel und Kirche 1998/19, hrsg. vom Katholischen Bibelwerk Stuttgart

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 11 Gefährliche Ideen – Beispiel zwei: „Auserwählt“ – Ein gefährliches Fundamentalismusaxiom

**„Die ewige Zeitbombe“ – „Konturen und Motive eines explosiven Konflikts“ -
„Potentielle paranoide Selbstüberhebung“ - "Das erhobene Haupt strengt an"**

Hinführung

Die Menschheit braucht für ihr Fortbestehen und Überleben eine Ethik aus der Idee der Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Menschen. Unsere herrschende Ethik entstammt eher der Idee der Ungleichheit und der Unterschiede. Die Ungleichheit der Völker und der Menschen ist Fakt - und oft ist das Fakt zur Ideologie geworden. Es gibt die Größeren, die Besseren, die Weiseren, die Fortgeschritteneren, die Schöneren, die Stärkeren, die Wertvolleren - und es gibt die, die das Glück vergaß. Dies wird nicht nur als Tatsache hingenommen, sondern auch pragmatisch und theoretisch verteidigt und zu legitimieren versucht. Ein Legitimationsversuch rankt sich um den Begriff "Auserwählt". Wo dieser Begriff Teil des Selbstbewusstseins wird, gibt es Folgen, die sich individuell und gesellschaftlich fatal auswirken. Ich habe die Problematik in der Überschrift auf einige kurze Nenner gebracht. Vielleicht lassen Sie, liebe Leserinnen und Leser, diese Nenner noch einmal kurz auf sich wirken.

Im Folgenden verzichte ich weitgehendst auf Autorenangaben. Viele Denker und Praktiker haben mich inspiriert, vieles habe ich als sinnvoll übernommen, einiges ist auch auf eigenem Boden gewachsen. So möchte ich zum Nach-Denken dieser Gedanken einladen.

Mein Menschenbild

Aufgrund meiner Lebenserfahrungen, besonders der Erfahrungen in meinem seelsorgerischen bzw. therapeutischen Beruf, aufgrund meiner Einsichten und meines Austausches mit vielen anderen denkenden Menschen gehört zu meinem Menschenbild vorrangig der Satz: „Alle Menschen sind gleich und ebenbürtig“! Ich verstehe diesen Satz als Aussage und Anspruch.

Zwei Statements zu diesem Menschenbild

Ich möchte mit einem Autor beginnen, der hierzu etwas zu sagen hat und bereits viel Gutes gesagt hat. Bert Hellinger führte bei einem Vortrag 2001 in Toledo zum Thema "Ich bin wie Du" – abgedruckt im Buch „Der große Konflikt“ - folgendes aus:

"Vor kurzem war ich in Israel. Dort habe ich einen Ausflug an den See Genezareth gemacht, wo ein Mann aus Nazareth vor 2000 Jahren heringewandert ist und auf

einem Hügel nahe am See von den acht Seligkeiten gesprochen hat. Es war eine wunderbare Ruhe an diesem Ort. Man konnte spüren, es war ein besonderer Platz. Dort habe ich mich daran erinnert, was Jesus über das gesagt hat, was selig macht. Ein Satz war: ‚Selig die Friedfertigen und die, die Frieden bringen. Sie heißen Kinder Gottes‘. Und er hat gesagt: ‚Liebet eure Feinde. Tut Gutes denen, die euch hassen‘... ‚Selig sind die, die ihre Feinde lieben, die Gutes denen tun, die sie hassen‘.

Dann kommt man auf eine höhere Ebene. Jesus beschreibt sie so: ‚Mein himmlischer Vater lässt die Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, und er lässt den Regen fallen über Gute und Böse gleichermaßen‘. Wer diese Liebe erreicht, der scheint wie die Sonne auf alle, wie sie sind, obwohl sie verschieden sind, wie Mann und Frau zum Beispiel. Und er lässt Regen fallen, das, was Segen bringt, auf jeden, wie er ist. Darüber habe ich am See Genezareth nachgedacht.

Dann habe ich zu verstehen versucht: Was läuft in der Seele ab, was ist der Vorgang in uns, der letztlich diese Liebe ermöglicht? Dazu ist mir ein Satz eingefallen: ‚Liebe heißt: Ich anerkenne, dass alle, wie sie sind, mir vor etwas Größerem gleichen, ich anerkenne, dass alle, wie unterschiedlich sie auch sein mögen, mir vor etwas Größerem gleich sind‘. Das ist Liebe. Auf dieser Grundlage kann sich alles entfalten.

Und was ist Demut? Das Gleiche: ‚Ich anerkenne, dass alle, so unterschiedlich sie auch sein mögen, mir vor etwas Größerem gleichen‘...

Was ist, wenn es Verletzungen gab? Vergeben und Vergessen sind das Gleiche. ‚Ich anerkenne, dass alle, so unterschiedlich sie auch sind, mir vor etwas Größerem gleichen‘.

Wir können hier eine kleine Übung machen, um uns in diese Liebe einzufühlen. Stellt euch vor, ihr geht zu jedem, der euch verletzt hat, der euch in eurem Leben einmal wehgetan hat.

Ihr sagt ihm: ‚Ich bin wie Du‘. Jedem Einzelnen: ‚Ich bin wie Du‘.

Dann stellt ihr euch die vor, denen ihr etwas angetan habt, die ihr auf irgendeine Weise verletzt habt, und sagt jedem: ‚Ich bin wie Du. Du bist wie ich‘.

Was erfahren wir am Ende einer solchen Übung. Es lässt sich in einem Wort sagen: Friede“ (1).

Im gleichen Buch "Der große Konflikt" schreibt Hellinger zum Thema "Menschenliebe": "Menschenliebe heißt, dass ich die Menschen liebe, wie sie sind, dass ich mich über sie freue, wie sie sind, dass ich mich als ihnen gleich erkenne und jeden in seiner Einzigartigkeit liebe, ohne den Wunsch, dass er anders sei, als er ist.

In diesem Sinne liebe ich auch sein Schicksal, wie es ist, selbst wenn ich es nicht verstehe, selbst wenn es mich herausfordert, mich auch einschränkt, mir eine Bürde auferlegt. Sein Schicksal ist nicht anders als meines, wenn ich sein und mein Schicksal als vorherbestimmt erfasse, und in diesem Sinne auch unausweichlich.

Dann sehe ich ihn und mich größeren Kräften ausgeliefert und untertan, denen er und ich uns gleichermaßen fügen, was immer es uns an Freud und Leid ermöglicht

und zumutet. Aus der Zustimmung zu diesen Mächten erwächst die wahre Menschenliebe, jedem gleichermaßen zugewandt, weil sie sich weder besser noch schlechter, weder größer noch kleiner weiß, sondern allen vor etwas Größerem ebenbürtig und gleich...

Also, achten wir uns gegenseitig, so lange wir da sind, und lieben wir uns mit Achtung, weil wir da sind, verschonen wir uns auch voreinander und lassen uns in dieser Liebe für unser je Eigenes frei..." (2).

Kerninhalte meines Menschenbildes

Kurz und bündig würde ich die Kerninhalte meines Menschenbildes in den folgenden kurzen Sätzen zusammenfassen:

- Alle Menschen sind im Wesentlichen gleich.
- Alle haben das gleiche Recht, ebenso wie ich da zu sein.
- Alle haben das gleiche Recht, dazuzugehören.
- Alle sind erhaben und groß. Über allen scheint die Sonne. Allen gilt die Gabe des Regens.
- Alle sind gut. Es gibt keine Besseren und Schlechteren. Alle sind auf ihre Art und Weise verstrickt und daher auch gebunden - nicht mehr oder weniger als ich.
- Alle sind geführt bzw. in Dienst genommen.
- Alle sind wichtig und bedeutsam.

Solche Festlegungen haben natürlich zur Folge, dass ich Liebe für alle entwickle, - jenseits von Gut und Böse, wie jeder auch sein mag -, dass ich alle als zugehörig anerkenne, dass ich im Einklang mit allen bin, dass mein Herz für alle schlägt, dass ich immer wieder Einklang und Versöhnung suche. Dazu braucht es Größe. Und der Mensch wird groß über die Einsicht und das Praktizieren dieser Gleichheit. Dazu muss ich einen langen Weg der Reinigung gehen. Aber diese Reinigung fördert mein Wachstum und erfüllt. Sie ist aber nur dann möglich, wenn ich von einem Grösseren her lebe und mich einem Größeren überlasse, wenn ich also im Einklang bin mit meiner Abhängigkeit von Kräften jenseits meines Wünschens.

Ich schließe die Darlegungen über mein Menschenbild mit einer weiteren Einsicht von Bert Hellinger: „Groß ist nur, wer sich den anderen gleich fühlt, denn das Größte, was wir haben, ist das, was wir mit allen Menschen teilen. Wer dieses Große in sich fühlt und anerkennt, weiß sich groß und zugleich mit allen anderen Menschen verbunden ... Er liebt die anderen in ihrer Größe und wird von ihnen in seiner Größe geliebt. Daher verbindet diese Größe alle Menschen mit Demut und Liebe“ (3).

Diese feinsinnigen Überlegungen mögen genügen, um für die Diskussion eines anderen Menschenbildes gerüstet zu sein, das die Ungleichheit der Menschen thematisiert und fest in unseren Weltanschauungen und Herzen verankert ist.

Auserwählungsdenken – ein gefährlicher Weg

Die Tatsache

Dem Auserwählungsdenken begegnen wir in fast allen uns bekannten Religionen und Kulturen, in vielen Staaten und Gruppen. Die Folgen dieses Denkens haben wir in extremer Zuspitzung im Geschehen des Holocaust erlebt. Und hier hat sich dieses Denken im wahrsten Sinn des Wortes "totgelaufen". Bert Hellinger schreibt zu diesem Thema:

"In der Seele von Christen und Juden nimmt das Bild der Auserwählung durch Gott einen zentralen Platz ein. Die Christen haben dieses Bild von den Juden übernommen und sich als das neue auserwählte Volk bezeichnet und als Folge davon das jüdische Volk als von Gott verlassen und verworfen betrachtet. Das Bild der Auserwählung unterstellt also Gott, dass er das eine Volk bevorzugt, es über die anderen Völker erhebt und ihm die Herrschaft über sie überträgt...

Die sich auserwählt fühlen, identifizieren sich dabei mit dem Gott, der auserwählt und verwirft, wählen selber aus und verwerfen wie er und werden so für andere, die sie für verworfen halten, furchtbar.

Was aber, wenn auch andere Gruppen und andere Völker nach den gleichen inneren Bildern handeln? Das Ergebnis sehen wir in den Religionskriegen. Dabei nehmen diese Gruppen weder sich noch die anderen als einzelne Menschen wahr. Beide Gruppen handeln wie von einem kollektiven Wahn besessen" (4).

Ich glaube, hier ist treffend zusammengefasst, was ein perverses und brandgefährliches Denken im letzten Jahrhundert angerichtet hat. Und nicht nur im letzten Jahrhundert! Die Geschichte ist voll von einschlägigen Beispielen. Und diese reichen weit zurück.

Geschichtlich greifbare Wurzeln

Was unseren Kultur- und Geistesraum betrifft, werden die Bilder der Auserwählung historisch und literarisch erstmals greifbar in den heiligen Schriften und in der (sozialen) Praxis des Judentums. Sie finden sich dann später wieder in den Schriften und in der Praxis der Christen und Moslems.

Als Beispiel für die literarische Greifbarkeit dessen, was mit Auserwähltsein gemeint ist, nehme ich eine Schrift des Alten (Ersten) Testamentes, das Buch Deuteronomium (5). In dieser Schrift, einer sorgfältig fabrizierten Utopie, die etwa im 7. Jahrhundert vor Christus entstanden und als Abschiedsrede des Mose an die Israeliten stilisiert ist, ist Erwählung ein Vorzugswort und wird dort etwa dreißig Mal gebraucht. Über dieses Buch sagt der Alttestamentler Otto Kaiser: "Die Bedeutung des Deuteronomiums für die weitere Geschichte des Judentums, aber auch des Christentums und des Islam ist kaum zu überschätzen" (6).

Es lohnt sich, die fiktive Rede des Mose in Dtn 7,6-8,20 zu lesen. Dieser Text und die kontextuellen Stellen des gleichen Buches zeigen, was das Wort "Erwählung" wirklich in sich birgt:

- Die Erwählung Israels ist höchst abgesegnet. Es ist kein anderer als der große Mose selbst, der einst diese Worte "vor ganz Israel gesprochen hat" (1.1).
- Es handelt sich hier um ein besonderes Privileg: "Der Herr lässt dich erstehen als das Volk, das ihm heilig ist" (28,9), als „sein Eigentum" (7,6).
- Die Erwählung Israels wird der herablassenden Liebe Jahwe's zugeschrieben (7,8). Israel darf sich das nicht selbst zuschreiben (7,7).
- Begründet wird die Erwählung mit der Bosheit der Völker: "um ihres gottlosen Treibens willen" (9,4-5), bzw. mit Verweis auf das Wort, "das er geschworen hat deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob" (9,5).
- Vom Erwählungsgedanken soll ein starkes Israel ausgehen. "In einer schwierigen religiösen und politischen Lage soll Israel neue Hoffnung erschlossen werden" (Alttestamentler Walther Zimmerli).
- Als Vorteile der Erwählung werden der besondere Schutz und Segen Jahwe's, die Gewährleistung eines ständigen Wohlergehens, reiches fruchtbares Ackerland, sicheres Wohnen, Ruhe vor Feinden u.ä. genannt (12,10).
- Zu den Pflichten der Erwählung gehören der alleinige Dienst an Jahwe unter Ausschluß jeder anderen Gottheit, Hass gegen das Böse und Eifer für das Gute, Sorge um die Einheit und Reinheit des Kultes und vor allem die Absonderung von anderen Völkern - und hier die Gnadenlosigkeit gegen diese bis hin zur ihrer Ausrottung (7,1-2; 9,1-5; 25,19). Auf dem Einhalten dieser Pflichten liegt hoher Segen (28,1-14). Auf der Nichteinhaltung stehen hohe Sanktionen (28,15-68).

"Erwählung" als Vorzugswort in einem Grundsatzprogramm schafft natürlich innenpolitischen Zusammenhalt und hilft Klassengegensätze zu überwinden (14,28 f; 26,12 f). Andererseits erschafft es aber Hass gegen alles, was nicht zu Israel gehört (25,19). Und insbesondere erbaut dieses Wort ein irres Selbstbewusstsein: "Und alle Völker auf Erden ... werden sich vor dir fürchten" (28,10).

Übernahme und Erweiterung durch das Christentum

Dieses "Herzstück einer Theologie" (7) wurde nun vom Christentum übernommen, inhaltlich zu seinen Gunsten verändert und mit Eigenem angereichert. Die Christen haben sich als das neue auserwählte Volk bezeichnet und Israel als verworfen erklärt. Heute bekennen sich allerdings wieder die meisten christlichen Theologen zur Tatsache der Auserwählung als dem ursprünglichen „Privileg“ Israels. Sie mühen sich aber auch im Sinn einer oberflächlichen Ökumene ganz stark um die Anteilnahme an diesem „Privileg“ und sehen sich zusammen mit Israel als Gesegnete und Erwählte, während durch viele Jahrhunderte der Grundsatz "Erwählung statt der Juden" und die Theologie der Verwerfung die Oberhand hatten. Eine fun-

damentalkritische Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Frontwechsel scheint noch in weiter Ferne zu liegen.

Die Folgen bzw. was die Theologen übersahen

Aus der Utopie eines religiösen Grundsatzprogrammes mit dem Leitwort "Erwählung" ist es u.a. zu folgenden schlimmen Folgen gekommen:

- Ein intoleranter "Gott" wurde konstruiert, der sich auf Gedeih und Verderb mit einem Volk verschworen hat.
- Eine Spaltung der Menschheit auf höchstem Niveau wurde produziert. In Zukunft besteht die Menschheit aus zwei Gruppen: aus Erwählten und Nichterwählten, aus Geretteten und Verworfenen bzw. aus Gesegneten und Nichtgesegneten, aus Vor-gezogenen und Verfluchten, aus Lieblings- und Wegwerfkindern.
- Politische Neutralität und religiöse Toleranz sind theoretisch und oft auch praktisch ausgeschlossen.
- Was für die innere Einigung bedeutungsvoll und fruchtbar ist, wird durch eine Absonderung nach außen wieder verspielt.
- Eine Erwählungstheologie ist fatal für den Frieden in der Welt. Wir sehen heute, was passiert, wenn Auserwählte und Verworfenen zusammenstoßen bzw. wenn zwei Auserwählte sich begegnen. Darum ist Jerusalem auch die problematischste Stadt der Welt! Helm Stierlin, der große Mann der Heidelberger Schule und Pionier der systemischen Familientherapie hat sich gerade zu diesem Thema wie folgt geäußert: „Solange die Christen selbst in die Rivalitäten der Geschwister und Geschwistergruppen der Weltfamilie verstrickt sind und ihr Heil der Auserwählung gegen andere Gruppen verwirklichen und solange sie dabei grundlegende Lebensregeln, Rechte und Pflichten dieser Weltfamilie ... nicht anzuerkennen vermögen, sind sie ungeeignet für die Rolle eines Supertherapeuten“. (8)
- Diese Theologie ist auch fatal für den Einzelnen, denn Erwählungsstolz und Verwerfungsangst können Mitmenschlichkeit und eigene Lebensgestaltung stark einschränken. Im Buch Esra wird die Auflösung von Mischehen (Juden mit heidnischen Frauen) erzwungen und mit "Treuebruch gegenüber Jahwe" und "Gefährdung der Heiligkeit des Gottesvolkes" begründet.

Die Folgen einer solchen Theologie sind unschwer erkennbar verheerend. Am schlimmsten scheint mir dabei zu sein, dass für die Idee der Auserwählung ein "Gott" herhalten muss, der wenig Göttliches aufweist, für den die Menschheit wie bei einem orientalischen Despoten in loyale Untertanen und verfluchte Rebellen zerfällt.

Der ungezügelte Appetit, auserwählt zu sein

Die Idee der Auserwählung ist vielerorts und zu allen Zeiten greifbar. Da steht Religion gegen Religion: das Christentum gegen das Judentum, das Christentum

gegen den Islam, der Islam gegen das Judentum, der Islam gegen das Christentum, das Judentum gegen das Christentum, das Judentum gegen den Islam. Da bezeichnet sich eine christliche Kirche als allein seligmachend und verfügt über Himmel und Hölle, da setzen sich viele kleine Religionsgemeinschaften gegen die großen ab und wissen, wer zu den 144000 Auserwählten gehört. Da bekämpfen sich in Nordirland Katholiken und Protestanten, im Irak Sunniten und Schiiten, in Indien Hindus und Moslems, auf dem Balkan orthodoxe Serben, katholische Kroaten und islamische Bosniaken. Da stehen "auserwählte Völker" gegeneinander, da soll am deutschen Wesen die Welt genesen, da erheben Engländer den Anspruch auf das Erstgeburtsrecht unter den Nationen (heute sind sie von den USA abgelöst), da sprechen die Iraner von den schmutzigen Arabern, da wurde die Welt kolonialisiert und die Herrschaft der weißen Rasse demonstriert (gegen Afrikaner, Asiaten und Indianer), da vertreibt Israel die Palastinenser. Da wartet ein Chamberlain mit seiner Germanentheorie auf, ein Geibel mit der schon erwähnten "Weltgenesung am deutschen Wesen", ein Tolstoi mit der Verherrlichung des Russentums usw. Kaum eine Weltkrise gab es bisher ohne eine religiöse Komponente bzw. ohne besondere religiöse oder nationale Legitimation.

Und innerhalb der Religionen gibt es immer noch auserwählte Priester, auserwählte Ordensleute, bevorzugte Männer, benachteiligte Frauen, Gerechte und Sünder, Gerettete und Verworfenen bis ins ewige Leben hinein.

Da die Idee der Auserwählung hauptsächlich aus dem religiösen Bereich kommt, möchte ich sie noch einmal auf Grund der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte ad irritum führen. Der katholische Bibelwissenschaftler Othmar Keel bringt zwei signifikante Beispiele (9):

- Das erste Beispiel handelt von den südafrikanischen Buren. Die Buren wollten in der Bibel ihre eigene Geschichte entdeckt haben. Am Kap von den Engländern unterdrückt - wie die Israeliten von den Ägyptern - ziehen sie weiter ins "Gelobte Land". Die Überquerung des Oranje-Flusses steht in ihrem Denken dann parallel zur Überquerung des Jordan durch das Volk Israel. Die "schwarzen Barbaren" greifen die Neuankömmlinge an. Aber mit der Hilfe Gottes vernichten die Buren diese Verehrer von Holz und Stein und sexuell Degenerierten und machen sie zu untersten Knechten und Mägden, „wie es den Nachkommen des dunklen Ham bzw. Kanaans gebührt“. Dass "intermarriage" (Mischehe) nicht infrage kommt, war selbstverständlich. O. Keel resumiert: "Man kann das als fundamentalistisches Missverständnis abtun. Die Buren verstanden das als Strukturanalogie".

- Das zweite Beispiel, auf das Keel verweist, betrifft bibelfeste nordamerikanische Glaubensgemeinschaften. Diese arbeiteten mit den gleichen Strukturparallelen wie die Buren. Die Indianerinnen hatten dann z.B. die Aufgaben der versklavten Kanaanerinnen zu übernehmen.

- Ein drittes Beispiel wirft einen Blick auf die serbisch-orthodoxe Kirche mit ihrer noch in der jüngsten Geschichte angebotenen Theologie: Diese versteht die Serben als "Christusvolk" und "zweites Israel". Einer der Großtheologen der serbischen Orthodoxie entwickelte folgende makabre Szenerie: Wie Christus auf Golgotha ist jeder serbische Soldat 1389 auf dem Amselfeld gekreuzigt worden. Wie damals König Lazar für Christus starb, so tun es die Serben, wenn sie heute im Krieg sterben. Durch die Schlacht am Amselfeld sind die Serben ein Gottesträgervolk geworden, das zur Erneuerung aller Völker der Erde beiträgt ... Im Balkankrieg wurde noch einmal zu vermitteln versucht: Dieses "himmlische Gottesvolk" hat Rechte, die von keiner natürlichen Ethik begrenzt werden können (10). Hoffentlich war es der letzte Versuch!

Theologie unter Druck

Die Theologie der Erwählung ist mächtig unter Druck geraten. Ein "Herzstück der Theologie" wird immer öfter als "theologische Entgleisung" verstanden. Aber trotzdem gibt es über eine gequälte Schriftauslegung für das Schlimme, Unmenschliche und nicht mehr Vermittelbare eine Reihe von Rechtfertigungsversuchen. Äußere Vorgänge werden dann in die Psyche verlegt - und die verworfenen Kinder Babylons, die man an den Felsen zerschmettern soll, werden als die schlechten Begierden gedeutet. Es gibt wahrlich eine Menge toller und einfallreicher Deutungen. Andere Versuche, diese Theologie zu retten, gehen in die Offensive: Auserwählung durch Gott wird als große Last dargestellt, als Dienst, als In-Anspruch-Genommen-Sein, als Sein für Andere. So schön diese Idee auf den ersten Blick aussieht: Die Grundlagentexte, die von „Erwählung“ handeln, sprechen eine andere Sprache. Auch die Bewertung "Antriebspsychologie" (11) greift zu kurz und lenkt nur vom Drama ab. Die Antriebskosten werden unterschlagen, die Schäden schönegeredet oder totgeschwiegen.

Zusammenfassung

"Erwählt sein", was gewöhnlich bedeutet, sich im Besitz der Wahrheit fühlen, Gott für sich speziell in Anspruch nehmen dürfen, ein besonderes Sendungsbewusstsein für sich reklamieren, ist eine Gefahr für den Frieden der Psyche und eine Gefahr für den religiösen, den sozialen und den Weltfrieden. Die Abkehr von diesem Bild und die Pflege des Gleichheitsgedankens, wie oben ausgeführt, gehören wesentlich zur inneren Versöhnung mit sich und zu einer aktiven Friedenspolitik. Abdankung ist angesagt. Wie ist das aber möglich? Bert Hellinger bringt die Lösung auf eine einfache Formel: "Solche Bilder (wie das der Auserwählung) werden hinfällig, wenn Menschen sich als Menschen begegnen, sich in die Augen schauen, und sehen, dass niemand erwählt ist, und niemand Ärger und Krieg will" (12).

Ich schreibe an den Schluss dieses Beitrages über eine gefährliche Idee nicht nur groß die Forderung nach Abschaffung und Ächtung. Ich werbe darüber hinaus für die Gleichheit aller Menschen mit beispielhaften Vorbildern. Mit ihnen könnte der Rückzug von bestimmten Ideen und Gewohnheiten beginnen, könnte eine wahre Humanität punkten und gewinnen. Ich schließe mein Thema mit drei bewegenden Beispielen ab:

Beispiel 1: Pastor Martin Niemöller, als führendes Mitglied der „Bekennenden Kirche“ von den Nazi's in Haft genommen, schrieb folgendes Geständnis:

„Im Jahr 1944 erst, also in meinem letzten Gefangenschaftsjahr, ist mir an einem Nachmittag eine Erkenntnis gekommen: Ich hatte niemals mit dem schwarz uniformierten Menschen gesprochen, der in meine Zelle kam, um mir Essen zu bringen oder Geschirr abzuholen oder sonst was. Ich stand auf dem Standpunkt, diese Bande in schwarzen Uniformen, die geht mich nichts an. Und da, als der SS-Mann aus meiner Zelle raus gegangen war, da ist mir plötzlich eine Erkenntnis aufgegangen, und ich habe mich fragen müssen: Kannst du eigentlich sagen, dieser Mensch geht dich nichts an? Kannst du eigentlich so tun, als ob das ein Unterschied wäre“ (13).

Beispiel 2: Die folgende Geschichte (14) dreht sich um den früheren Großerzbischof der Ukrainer in Lemberg und späterem Kardinal Josef Slipyj. Dieser Mann, die zentrale Gestalt der mit Rom unierten Kirchen, wurde bereits 1941 von den Sowjets zum Tode verurteilt, kam wie durch ein Wunder mit dem Leben davon, wurde dann 1945 erneut verhaftet und zur Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt, wo er an die 20 Jahre schuftete und litt, bis ihn Papst Johannes XXIII nach Rom holen konnte. In Sibirien, so erzählte er uns jungen Theologiestudenten nach seiner Befreiung und bei seiner ersten Rückkehr an seinen Studienort Innsbruck, musste er seine Pritsche mit einem Funktionär der kommunistischen Partei teilen, der als Kommunist ebenso wie Slipyj als Christ in Ungnade gefallen war. Und dann gestand uns Slipyj, wie sie beide durch das gleiche Schicksal und die gleiche Pritsche zueinander fanden und sich wertschätzen lernten. Und das war das wahre Wunder: Als die beiden, der Kommunist und der Bischof nur noch Mitmenschen waren, als es um das Elementare, um das Leben und das Überleben ging, als alles Andere unwichtig wurde, da brachen die Gegensätze zusammen, da wurden beide Freunde. Ob diese Freundschaft den beiden in der Eigenschaft als Erzbischof vom Lemberg bzw. als kommunistischer Funktionär von Lemberg auch gelungen wäre, darüber kann sich jeder seine persönliche Meinung bilden.

Beispiel 3: In „praxis der systemaufstellung“, Heft 1/2009 erklärt uns der jüdische Wissenschaftshistoriker und Aufstellungsleiter Dan Booth Cohen seine partielle „Untreue zum Stamm“ der Juden. Er konstatiert die Tatsache, „dass wir Juden in jeder Generation Feinde haben, die uns nach dem Leben trachten“, und begründet dies auch mit ihrer Absonderung. Er bietet dann als ersten Schritt für eine Lösung an, „ein schlechtes Gewissen gegenüber den Elementen im Judentum zu haben, die

uns verpflichten, abgesondert zu bleiben“ und fährt dann fort: „In diesem Geist ehre und folge ich denjenigen Lehren der jüdischen Weisen, die der Verbesserung der Welt dienen. Doch ich weigere mich zu sagen: ‚Ich kann nicht an deinem Tisch sitzen und dein Brot essen, ich kann deine Gebete nicht teilen. Wenn mein Sohn sich in deine Tochter verliebt, ist das der Tod für mich‘. Ich bringe meinen Kindern nicht bei, dass die ganze Welt uns Juden umbringen will“. Stattdessen steht am Passahfest im Hause von Dan Booth Cohen ein anderes Programm im Mittelpunkt: „Friede entsteht, wenn jeder von uns an den Tisch der großen Menschheitsfamilie, deren Heimat der Planet Erde ist, seinen Platz einnimmt“ (15).

Martin Niemöller, ein nachdenklicher protestantischer Pastor, Josef Slipyj, ein großartiger katholischer Bekenner, Dan Booth Cohen, ein wahrer, ehrlicher und mutiger Jude! Sie sind als echte Menschen und wahre Mitmenschen Vorbilder. Es ist eine Freude, ihnen und ihrem brüderlichen Geist zu begegnen. Große Kraft geht von ihnen aus. Sie sind wirkliche Hoffnungsträger für die Menschheit, weil sie die Idee der Gleichheit und die Option der Ebenbürtigkeit aller am Leben erhielten. Im Blick auf sie verlieren so manche „Auserwählte“ und „Abgesonderte“ ihre Anziehung, mögen sie noch so hoch oben stehen, noch so auffallend gekleidet sein oder sich noch so hochstaplerisch in Szene setzen.

Anmerkungen

1 Bert Hellinger, Der große Konflikt, Goldmann 2005, 176-178

2 Ebd. 173-175

3 Bert Hellinger, Entlassen werden wir vollendet, Kösel 2001, 13

4 Ebd. 150-151

5 Die Bibel, Einheitsübersetzung, Freiburg im Breisgau 1980, 166-211

6 Otto Kaiser, Grundriss der Einleitung in die kanonischen und deuterokanonischen Schriften des Alten Testaments, Band 1, 1992, 91

7 Lothar Perlit, Deuteronomium-Studien, FAT 8, 1994

8 Zitiert in Helmut Hark, Religiöse Neurosen, Kreuz Verlag 1984, 138

9 Othmar Keel in Bibel und Kirche 1995/1 und 1995/2

10 Siehe Sonja Vogel, Serbische Identität zwischen politischer Radikalität, Folklorismus und Moderne, München 2006, GRIN Verlag GmbH

11 Bibel und Kirche 2/1991, 51 f.

12 Quelle nicht mehr auffindbar

13 Zitiert in Barbara und Hans Hug, Blätter, die uns durch das Jahr begleiten, Stuttgart 1992, 8. März

14 Persönliche Erinnerung an den Besuch von Bischof Josef Slipyj ca.1963 im Canisianum in Innsbruck

15 Dan Booth Cohen, Meine Untreue zum Stamm in praxis der systemaufstellung, Carl-Auer Verlag GmbH Heidelberg, Heft 1/2009, 29-32

[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)

[Zurück zum Anfang dieses Kapitels](#)

Kapitel 12: Gefährliche Ideen – Beispiel drei: Selbstaufgabe für Gott - „freudig und lauterer Herzens“

Welche Art von Religion?

Im therapeutischen Alltag kann man mit qualifizierter Aufstellungsarbeit relativ schnell mit grundlegenden menschlichen Prozessen in Verbindung kommen. In Familienaufstellungen erleben wir zum Beispiel sehr intensiv die Art unseres „Eingebundensein in den tieferen Zusammenhang einer Familie“ und kommen mit „grundlegenden menschlichen Prozessen in Verbindung“ (1). Man gelangt sehr bald zum Wesentlichen. Wir erleben unsere Seele.

Aufstellungen reichen aber noch viel weiter. Man kann auch Organisationen und Unternehmen aufstellen. Man kann Aufstellungen zum Beispiel auch dazu benutzen, „um die Wirkungen gefährlicher Ideen auf menschliche Systeme zu erkunden“ (2), wie es Hunter Beaumont formuliert hat. Das hieße dann, nicht nur Überzeugungen einer individuellen Familienideologie, -philosophie oder -theologie, sondern auch Inhalte der großen „frommen Denkungsarten“, der Religionen oder der Theologien der Kirchen hervorzuholen, deren Gehalte zur Aufstellung zu bringen, ihre Wirkungen offen zu legen und so zu einer eventuellen Revision der jeweiligen kleineren oder größeren Theologien, Philosophien oder Ideologien beizutragen.

Ich beobachte als Theologe und therapeutischer Berater schon lange aufmerksam die Schnittstellen von Therapie und Theologie bzw. Religion. Ich weiß, dass die therapeutische Fachwelt längst akzeptiert hat, dass Religionen, religiöse Gestalten, religiöse Geschichten, Texte und Rituale, religiöse Bindungen, theologische Konzepte und individuelle Religiosität als allgemein wahrgenommene Fakten des Lebens bzw. als anthropologische Grundkonstanten des Menschen und menschlicher Gesellschaften ihre Geltung haben und Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen, ja müssen. In der Bezugnahme auf religiös einzuordnende Fakten und Konstanten besteht der allgemeine Konsens unter Therapeuten immer noch darin, wie es Erich Fromm in seinem Buch „Psychoanalysis and Religion“ bereits 1950 formuliert hat: „Die Frage lautet nicht, ob Religion oder nicht?, sondern welche Art von Religion? Fördert sie die Entwicklung des Menschen, die Entfaltung der spezifisch menschlichen Kräfte, oder lähmt sie die Kräfte“ (3).

Im allgemeinen wird also in der Fachwelt ganz pragmatisch je nach Faktenlage entschieden, ob religiöse Überzeugungen, Prägungen oder Praktiken eher zu den persönlichen bzw. kontextuellen Ressourcen oder eher zu den behandlungsbedürftigen Hindernissen für Lebensgestaltung, Entwicklung, Wachstum, therapeutische Prozesse, psychische Hygiene, Salutogenese, Resilienz usw. zu zählen sind (4). Ideologisch determinierte Ausnahmen wird es natürlich in der Fachwelt immer geben, genauso wie Abstinenzverletzungen. Auch erhebende oder niederschmetternde

de persönliche Erfahrungen werden immer wieder bewirken, dass der Blick auf gegenteilige Sichtweisen oder eine genauere Differenzierung verschlossen bleibt.

Abraham im Visier

So ist meiner Aufmerksamkeit auch ein Bericht in der Fachzeitschrift „praxis der systemaufstellung 2/2011“ nicht entgangen, der eine interessante Aufstellungsarbeit dokumentiert. Im Rahmen des 2. Eurasischen Kongresses für Systemaufstellungen im September 2011 in Moskau wurde im Workshop „Das Blut der Ur-ahnen schlägt in meinem Herzen“ eine Aufstellung durchgeführt, die zum Ziel hatte, im Aufstellungsgeschehen dem Urvater Abraham zu begegnen. Ein angesehener Rabbi hat dazu den oben erwähnten Bericht verfasst (5). Ich habe in „praxis der systemaufstellung 1/2012“ dazu eine Stellungnahme abgegeben, die ich hier reduziert auf unser Thema „Gefährliche Ideen“ wiedergebe (6). Ich lasse den Bezug auf die konkrete Arbeit in Moskau und die sich daraus ergebenden fachspezifischen Fragen beiseite und stelle nur grundsätzliche inhaltliche Erwägungen an, die sich mit der gefährlichen Idee „Äusserste Selbstaufgabe“ beschäftigen, die aus der grenzenlosen Liebe zum Schöpfer kommend als Charakteristikum Abrahams im Mittelpunkt des Moskauer Workshops stand.

Abraham interessierte mich schon immer. Ich bin immer wach, wenn bestimmte religiöse Gestalten in den Fokus gestellt werden. Dazu gehört zuvorderst auch die aus der religiösen Landschaft der monotheistischen Religionen herausragende Figur des Abraham, dazu gehören die Geschichten, die um ihn ranken, dazu gehört das Gedankengut, das über seine Person auch durch die christliche Religionsgeschichte transportiert wird.

Meine Einlassungen in meiner Stellungnahme bezogen sich auf zwei Punkte: Einmal auf die dargestellten Hauptaspekte des „ersten und ranghöchsten der Ur-ahnen“ der jüdischen Menschen und des Ur-ahnen „für eine Anzahl nicht jüdischer Nationen“ (7). Die Abraham zugeschriebenen Aspekte „Urvater“, „grenzenlose Liebe zum Schöpfer“ und „äußerste Selbstaufgabe“, um dem Willen seines Schöpfers „gerecht zu werden“ (8), wurden von mir in meiner Stellungnahme als zu inhaltsleer für eine Aufstellung deklariert. Ich habe Fragen gestellt wie: Was bringen solche Balken und Begriffe aus der theologischen Rezeption Abrahams an Information, Weisheit und Dynamik in eine Aufstellung? Sind das nicht eher plakative Worthülsen und blutleere Schablonen, die Abraham relativ abstrakt und materiell „ausgeräumt“ definieren! Dabei ist mit Abraham doch eine ganz konkrete Denk-, Bewertungs- und Verhaltenswelt durch die Geschichte der Menschheit transportiert worden – und diese Welt lebt in den Abrahamskindern aller drei monotheistischen Religionen, in seinen physischen und noch mehr geistigen Nachkommen, in den alten immer wieder erzählten Geschichten und Riten, in der Neu-

jahrfeier der Juden, im Bairamfest der Muslime und in der christlichen Osternacht unreflektiert weiter.

Ich komme also mit den angegebenen Verdiensten und Tugenden Abrahams nicht so recht weiter: mit den Begriffen „grenzenlose Liebe zum Schöpfer“ und „äußerste Selbstaufgabe“, um „dem Willen“ des Schöpfers „gerecht zu werden“. Für eine mögliche Aufstellung fehlt mir auch hier das „Material“. Mir fehlt die Anschaulichkeit, d.h. mir fehlen eine Situation, ein Vorgang, ein Prozess, ein Kontext, ein konkreter Inhalt. Was wirklich gemeint ist, muss erst entziffert werden. Man beachte zudem die Sprache bzw. die Wortwahl: Was heißt „grenzenlos“, wo wir Menschen doch so begrenzt sind, oder was bedeutet „Selbstaufgabe“, wo wir doch in meinem religiösen Verständnis primär Gottes „Ausgabe“ sind? Was soll diese Begriffswelt? Wer hat sie je ernsthaft reflektiert? Was bleibt denn von uns Gottesgeschöpfen noch übrig, wenn wir - kaum in der Welt angekommen - uns selber wieder aufgeben und verabschieden sollen? Ist nicht die erste Aufgabe von uns Menschen das Nehmen, das Nehmen dessen, was wir als Geschenk bekommen haben. Die Charakterisierung Abrahams benützt hier schizophrenieverdächtige, um nicht zu sagen schizophreniefördernde Formulierungen (9). Sie erscheinen mir außerdem in ihrem Gehalt blutleer und floskelhaft, während mir - und nicht nur mir - bei der Geschichte von der Opferung des Isaak in der Thora oder in der christlichen Bibel oder von der Opferung des Ismael im Koran das Herz blutet.

Damit bin ich bei der Geschichte angelangt, die zu Abraham gehört. Diese Geschichte ist Abraham. Das ist die Geschichte, die wie keine andere Geschichte gemacht hat, die am geschichtsträchtigsten geworden ist. Das ist die Geschichte, die erklärt, was „äußerste Selbstaufgabe“ bedeutet, die die Idee der „äußersten Selbstaufgabe“ auf die Spitze treibt. Eine verrückte, eine brandgefährliche Geschichte, die nachhaltigste, vielleicht die folgenschwerste religiöse Geschichte überhaupt. Ja, die Opferung des Isaak ist wegen des Inhalts und der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte absolut die Geschichte mit der größten Resonanz, mit der stärksten Aufmerksamkeit und mit den weitreichendsten Folgen – und dies in der ganzen monotheistischen Religionsgeschichte. Diese Geschichte lässt sogar das Auserwählungsthema und die typologische Ausweitung der Abraham-Isaak-Geschichte auf das Schicksal Jesu hinter sich. Noch einmal: In dieser unfassbaren Geschichte ist für mich der wahre Abraham gegenwärtig. So will ich auch darauf verzichten, so sehr es mich auch drängt, auf das gefährliche Spiel schon der neutestamentlichen Theologie und einer Reihe von Kirchenvätern einzugehen, nämlich die Abraham-Isaak-Geschichte typologisch auf das Geschehen um Jesu Tod zu beziehen, wenn u.a. Jesus in Parallele zu Isaak gesetzt wird, weil er ähnlich wie Isaak und der Gottesknecht des Jesaja (Jes 53,7) gegen „Gottes Willen“ „seinen Mund nicht auftat“. Ich konzentriere mich also nur auf die Top-Geschichte in Gen 22,1-14.

Die Konzentration auf die Top-Geschichte

Abraham wird immer an diese Geschichte von der Opferung des Isaak gefesselt bleiben. Sie wird auch hoch gehandelt. Sie steht im Judentum im Mittelpunkt des Rosch ha-Schana, des jüdischen Neujahrsfestes, und im Hintergrund des Schofarblasens. Nachzulesen ist sie im 1. Buch Moses. Im Islam füllt die gleiche Geschichte das Opferfest Bairam inhaltlich aus. Im Koran findet sie sich in der 37. Sure, allerdings ist hier Abrahams erster Sohn Ismael für die Opferung auserwählt. Und im Christentum steht der Text aus dem Buch Genesis (Gen 22, 1-14) mit seiner unheimlichen Dramatik als zentrale Lesung der Osternacht im Raum. Abraham kommt von dieser Geschichte nicht los. Sie läuft mit ihm mit und läuft ihm immer nach: Für die einen als maximaler Ausdruck des Glaubens und der Hingabe an Gott, für die anderen aber als eine der peinlichsten Geschichten der monotheistischen Religionen. Auf jeden Fall gut genug, um über Jahrhunderte ein Heer von Theologen und Exegeten in Erklärungsnot zu bringen, die sich die Zähne ausbeißen mussten, um der dunklen Geschichte doch noch etwas Sinnvolles abzugewinnen. Dagegen steht für Menschen, die die „Kunst, gut zu lesen“ (Wortwahl Friedrich Nietzsche) beherrschen, der Abraham dieser Geschichte für eine ganz gefährliche Lebensweise. Er steht für den Versuch und für die Versuchung sowie für das Erliegen der Versuchung, bedenken- und widerstandslos menschliches Leben anzutasten, über menschliches Leben in der Gestalt des eigenen Sohnes zu verfügen. Nicht nur der Versuch der Tötung ist hier nach weitläufiger Meinung strafbar, schon die Annahme einer mörderischen Anordnung ist verrückt. So sieht es heute unser Lebensgefühl und unser ethisches Bewusstsein. Wie kann man derart sein Denken ausschalten und seine vitalsten Gefühle unterdrücken! Die in der Thora bzw. im Buch Genesis vorliegende kritische und korrigierende Zweit-Stimme von außen, die Stimme des Engels ändert hier auch nichts mehr. Abraham wirkt fremd gesteuert, erscheint ohne Substanz, verhält sich wie ein Mensch ohne Menschlichkeit, lässt sich zur Testfigur eines Gott-Götzen oder eines Götzen-Gottes machen, der ihn an der Nase herumführt und zum Narren hält... Menschen, die sich so verhalten, warten oft vergebens auf einen Engel. Sie schneiden sich von allen guten Geistern ab!

Für mich ist Abraham alles andere als ein Vorbild. Er ist weder ein Vorbild für die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen noch ein Vorbild für die grundsätzliche Unantastbarkeit des Lebens. Er ist kein Prototyp für ein Menschsein, das man bedenkenlos „nachbauen“ kann. Auch die Charakterisierung „Abraham als Ressource“ für die Verwirklichung der Aufgaben des Lebens ist im Zusammenhang mit der Opferung des Isaak unhaltbar. Man kann Abraham vielleicht als Archetypen, als Urfigur für ein über Jahrhunderte durchgezogenes defizitäres, vielfach unkritisch hingegenommenes und wiederum auch aus guten Gründen gepflegtes kollektives Bewusstsein und strategisches Verhalten ansehen, für etwas irrational Gewordenes und jetzt immer noch in einer sehr suspekten Form individuell und

gesellschaftlich Anwesendes - aber keinesfalls als Grundmuster für eine Liebe zu einer natürlichen gottgegebenen Wirklichkeit – von einer authentischen Liebe zum Schöpfer dieser Wirklichkeit ganz zu schweigen. Natürlich höre ich jetzt von theologischen Kollegen: Man darf solche Texte und Ideen nicht aus dem historischen oder kulturellen Zusammenhang reißen. Mein Gegenargument lautet: Man darf sie dann aber auch nicht als Ansage und Vorschlag für eine moderne Zeit- und Lebensgestaltung ausgeben bzw. normgebend in den Kontext einer Gegenwart stellen, in der inzwischen Menschenrechte formuliert sind.

Peinlich und schauderhaft – Vier Beispiele dazu

Wie verrückt (und peinlich) die Geschichte in Gen 22, 1-14 ist, zeige ich an vier Beispielen:

- In einem Bibliodrama mit dem Inhalt der Opferung des Isaak, das ich vor einigen Jahren anleitete, empfängt eine erzürnte Sara - dargestellt von der Wirtschaftsstudentin Sabine - ihren Mann Abraham und den gemeinsamen Sohn Isaak, die tagelang ohne Begründung verschwunden waren. Fordernd schreit Sara den heranschleichenden Mann an: „Ich möchte wissen, wo ihr euch die letzten Tage herumgetrieben habt? Mich geht das wohl nichts an?“ Sara ist stinksauer und kotzt sich so richtig aus. Abraham versucht mit allen Mitteln, abzulenken und sich herauszureden. Doch Sara ist unerbittlich. Schließlich rückt Abraham mit der Wahrheit heraus, und erzählt, was ihm Gott zugemutet hatte und wie die Geschichte ausgegangen war. Sara schreit darauf wie eine Wilde und lässt ihrer ganzen Erschütterung freien Lauf, deren dramatischer Höhepunkt in einer verzweifelten Feststellung, aber korrekten Diagnose mündet: „Du spinnst!“

- Im Midrasch, einer Sammlung von Auslegungen der Thora, findet man ganz unerwartet und unvorbereitet eine unüberbietbar kritische Stelle, die den Text im Buch Genesis 22 weiterführt. Hier endet die ganze Sache sogar tödlich. Und das hört sich so an: Die Mutter Sara erfährt von ihrem Sohn Isaak, dass der Vater Abraham ihn ohne das Eingreifen eines Engels geschlachtet hätte. Darauf soll Sara sechs Schreie ausgestoßen haben und auf der Stelle gestorben sein (9).

- Der evangelische Studentenpfarrer Christof Hardmeier konnte sich vor einem intelligenten Publikum bei seiner Predigt in einem Semesterabschlussgottesdienst in Greifswald nur so aus der Affäre ziehen, dass er bei zunächst viel Wohlwollen Genesis 22 gegenüber dann doch gegen den Text predigend am Beispiel Abraham vor religiöser Betriebsblindheit, Tunnelblick, Kadavergehorsam und Verblendung warnte, vor Verhaltensweisen also, die nicht einmal Halt machten vor dem Leben des eigenen Sohnes. „Die Bretter in unserem Kopf sind hart“, so Hardmeier. Verblendung, predigte er, sei auch heute noch eine alltägliche lebensbedrohliche Versuchung für Glaubende (10).

Am eindrucksvollsten werden Texte und Geschichten in Aufstellungen „entwickelt“ bzw. „entbunden“. Aufstellungen sind eine großartige Möglichkeit, biblische Figuren, ihr Denken und Handeln sehr persönlich kennenzulernen. Sie dienen dem Verständnis und der Analyse der Charaktereigenschaften, der Ethik, der Logik, der Werte und Absichten der jeweiligen Figuren und unter anderem auch der „Prüfung der Kohärenz der Geschichte“ (11) und der Stringenz der Handlungsabläufe. 2012 habe ich für die Hauptfiguren von Gen 22,1-14 - also für Gott, für Abraham und für Isaak - drei Personen als Repräsentanten ausgewählt und in den Raum gestellt. Ich berichte hier nur über das Zusammentreffen der drei Personen mit Sara, der Frau des Abraham. Sara war in der Aufstellung klar als Sara benannt. Sie kannte aber die Identität der drei anderen männlichen Repräsentanten nicht. Nun passierte Folgendes: Gott interessierte sich sofort für Sara, fixierte sie, ging auf sie zu und verfolgte sie. Sara hatte auch nur Gott im Blick, bekam kurzfristig Angst, wich vor Gott zurück, fasste sich dann aber schnell und ging mit großer Power und einer unbändigen Wut wie eine Hyäne auf Gott zu, trieb ihn aus dem Aufstellungskreis hinaus, ging ihm an die Gurgel und schrie ihn an: „Dich bring ich um“. Abraham und Isaak blieben Nebenfiguren, ebenso der Engel, den Gott zur Rettung Isaaks geschickt hatte und den ich ebenfalls in die Aufstellung herein nahm. Er zog sich aber schnell aus der Aufstellung zurück und begründete seinen Rückzug damit, er sei hier eine „lächerliche Figur“, seine Rolle sei „lächerlich“, er wolle hier nicht mitmachen.

Abraham bei Bert Hellinger

Ich habe lange mit Bert Hellinger gewartet. Hellinger hat auch eine Geschichte über Abraham geschrieben. Hier geht es auch um die Opferung des Isaak. In dieser Geschichte hat der Theologe und Therapeut Hellinger einen Rahmen gesetzt, an dem meines Erachtens kein Theologe und kein Therapeut mehr vorbei kann. Ein tief greifendes Erlebnis war für mich ein Seminar mit Hellinger, wo ich zum ersten Mal die klare Stimme des „Hellinger`schen“ Abraham hörte, der Gott ins Angesicht sagte: „Ich tu das nicht“! – und wo anschließend die berühmten ergreifenden Fragen von Hellinger kamen, wer da so oder so wen wie anschaut. Welche Begabung von Hellinger, solche Grundlagen für eine Lebensgestaltung zu finden und zu formulieren. Der Inhalt der Geschichte – sie steht immer noch sowohl in „Zweierlei Glück“ (12) als auch in weiteren Veröffentlichungen unter der Überschrift „Die Liebe“ – spricht für sich und lässt einen so schnell nicht mehr los.

Die Liebe

Einem Mann träumte in der Nacht, er habe die Stimme Gottes gehört, die ihm sagte: „Steh auf, nimm deinen Sohn, deinen einzigen geliebten, führe ihn auf den Berg, den ich dir zeigen werde, und bringe ihn mir dort zum Schlachtopfer dar.“

Am Morgen stand der Mann auf, schaute seinen Sohn an, seinen einzigen geliebten, schaute seine Frau an, die Mutter des Kindes, schaute seinen Gott an. Er nahm das Kind, führte es auf den Berg, baute einen Altar, band ihm die Hände, zog das Messer und wollte es schlachten. Doch dann hörte er noch eine andere Stimme und er schlachtete, statt des Sohnes ein Schaf.

Wie schaut der Sohn den Vater an?

Wie der Vater den Sohn?

Wie die Frau den Mann?

Wie der Mann die Frau?

Wie schauen sie Gott an?

Und wie schaut Gott - wenn es ihn gibt – sie an?

Noch einem anderen Mann träumte in der Nacht, er habe die Stimme Gottes gehört, die ihm sagte: „Steh auf, nimm deinen Sohn, deinen einzigen geliebten, führe ihn auf den Berg, den ich dir zeigen werde, und bringe ihn mir dort zum Schlachtopfer dar.“

Am Morgen stand der Mann auf, schaute seinen Sohn an, seinen einzigen geliebten, schaute seine Frau an, die Mutter des Kindes, schaute seinen Gott an. Er gab zur Antwort, ihm ins Angesicht: „Ich tue das nicht!“

Wie schaut der Sohn den Vater an?

Wie der Vater den Sohn?

Wie die Frau den Mann?

Wie der Mann die Frau?

Wie schauen sie Gott an?

Und wie schaut Gott – wenn es ihn gibt – sie an?

Hellinger wusste mit dieser Geschichte sehr gekonnt umzugehen. Er hat sie vielfach eingesetzt. Er variierte je nach Situation, wo ein Weg anzustoßen war, wo man sich Argumentationen ersparen oder wo man ins Volle vorstoßen konnte. Manchmal ließ er die Wahrheit langsam kommen und ließ Zeit zum Erahnen. Manchmal brachte er aber auch für ganz Hartnäckige den ultimativen Rettungsversuch auf den Tisch. Dieser bestand in einer dritten Variante, die er aber selten erzählte, die durch konkrete Erfahrungen belegt keine Missdeutung der Geschichte und keine wohlwollende Interpretation mehr zulässt und die den vollen Ernst zeigt. Diese dritte Variante lautet:

Und einem anderen Mann träumte in der Nacht, er habe die Stimme Gottes gehört und so weiter, und er stand auf, schaute seinen Sohn an und so weiter, führte ihn auf den Berg, baute einen Altar, zog das Messer und schlachtete ihn.

Als er nach Hause kam, brachte er sich um (13).

Und so könnte es weitergehen...

Diese dritte Version der Geschichte ist leider immer wieder therapeutische und seelsorgerische Erfahrung. Das Leben wird unerträglich, wenn man nicht Nein sagen, wenn man nicht „ins Angesicht widersprechen“ konnte. Dies gilt in Bezug auf Personen wie auch auf Texte. Vielleicht trägt es in unseren Tagen endlich Frucht, was Friedrich Nietzsche einst der Theologie so eindringlich ans Herz gelegt hat: „Man muss das Verhängnis aus der Nähe gesehen haben, noch besser, man muss es an sich selbst erlebt, man muss an ihm fast zugrunde gegangen sein, um hier keinen Spaß mehr zu verstehen“ (14).

Was dagegen den zweiten Teil der Hellingerschen Geschichte „Die Liebe“ betrifft, der einen ganz anderen Abraham präsentiert, könnte man auf jeden Fall von „neuen Geschäftsideen“ sprechen, die Hellinger für Theologen, Psychologen, Pädagogen usw. in genialer Weise entwickelt hat. Wir müssen wirklich neue Geschichten erfinden und erzählen. Und wir müssen sie und die handelnden Personen aufstellen, auf ihre Logik, Ethik oder Haltbarkeit hin ausleuchten – und mit den „alten Geschäftsideen“ und deren Gewährsleuten in Kontakt bringen. Ich finde es immer reizend, wahrzunehmen, wie sich Menschen gegenüber aufgestellten Texten und Geschichten positionieren und verhalten, was sie anspricht, was aneckt, was an Dialogen und Positionen entsteht usw. Ich sehe eine Menge von Aufgaben vor mir. So träume ich vor mich hin und male mir aus: Was wäre beispielsweise passiert, wenn ich in einer Aufstellung dem Thora-Abraham aus der Geschichte der Opferung des Isaak und anschließend dem Hellinger-Abraham begegnet wäre, oder wenn dem Thora-Abraham die wütende Sara, die Brüder Isaak und Ismael, die Wirtschaftsstudentin Sabine, der Studentenpfarrer Christof, der geschlachtete Widder vom Berg der Opferung oder die geschächteten Schafe des Bairam-Festes der Moslem begegnen würden, um nur einige Beispiele zu nennen. Oder wenn beide Abrahame aufeinander träfen! Da käme der wahre Abraham zur Sprache. Da wäre „Materie“, wäre „Welt“ eingeflossen. Welche Unterschiede würde es dann für einen Klienten machen, diesem oder jenem Abraham zu begegnen? Oder für Abraham, diesen oder jenen Klienten zu treffen?

Eine gute Frage: Was würde da von Abraham übrig bleiben? Es wäre das Aus des elitären, des besonderen, des auserwählten Menschen, abgehoben, von niemandem kontrolliert, außer von seinem Gott und nur ihm hörig, gottgleich über Leben und Tod und Frauen und Kinder verfügend, es wäre das Aus auch eines armseligen Menschen, ewig angekettet an die mörderische Isaak-Geschichte. Vielleicht würde dann eines deutlich werden, was Insider nachdenklich machen könnte: Die Gestalt des biblischen Abraham ist für das heutige Weltverständnis und die moderne Weltbewältigung wahrlich keine theologische und ebenso keine philosophische Meisterleistung. Wer dies erkennt, ist auf dem Boden der Wirklichkeit und kann ungenervt Seelsorge treiben.

Neue Formen der Wahrnehmung und Zusammenarbeit

Ich habe meinen Beitrag in „praxis der systemaufstellungen 2/2011“ über „Abraham in Moskau“ mit einem Appell an Psychologinnen und Therapeuten beendet, der so lautete: Bitte, lasst die Religionen, ihre Ideen und Geschichten nicht außer Acht! Ich bin der Meinung: Es ist nur begrüßenswert, wenn sich Psychologie und Therapie auf den Campus der Religionen bzw. ihrer Theologien begeben und umgekehrt. Schön, dass man sich inzwischen gegenseitig mehr wahrnimmt. Man kann sich ja auch aus der Nähe ansehen. Man kann schauen, was die Therapie den Religionen verdanken kann und die Religionen der Therapie. Man kann auch schauen, was der Therapie entgeht, bzw. was den Religionen entgeht, wenn man getrennt agiert. Man kann zum beiderseitigen Nutzen aber auch zusammenarbeiten.

Die Religionen könnten sich der Wissenschaft bedienen, um sich gerade über Aufstellungen Außenperspektiven und Metapositionen ihrer Denk- und Verhaltensweisen bzw. ihrer Strategien zuzulegen. Sie könnten sich stärker nach säkularen Wissenschaften ausrichten, um ihre Systeme aufgabenorientiert zu gestalten oder das Kerngeschäft im Blick zu behalten – gegen alle persönlichen und strukturellen Verliebtheiten, in die soviel Kraft verpulvert wird. Sie könnten ihre zentralen Personen und Vorbilder ausleuchten, ihre Licht- und Schattenseiten erspüren und sie könnten erforschen, wie religiöse Beziehungsgestaltung aussehen könnte. Ein besonderer Reiz dürfte es sein, wenn Religionen oder Kirchen ähnlich wie in Organisationsaufstellungen neue „Geschäftsideen“ entwickeln, ausprobieren und überprüfen – und mit den alten Ideen vergleichen und sich so der einsichtigen Feststellung von Erich Fromm stellen: „Die Frage ist nicht, ob Religion oder nicht! Sondern vielmehr: welche Art von Religion?“ (15).

Der Dienst der nichttheologischen Wissenschaften hat einstmals - vor 50 Jahren - auf einem Konzil der Kath. Kirche, dem Vaticanum II, eine besondere Würdigung erfahren. Das Dokument „Gaudium et Spes“ (16) bestätigt mit klaren Worten, dass die Kirche der Welt viel „verdankt“. Durch die Wissenschaft, durch die geschichtliche Vergangenheit, durch die Reichtümer der menschlichen Kultur käme nach dieser Konzilsaussage „die Menschennatur immer klarer in Erscheinung“ und es würden „neue Wege zur Wahrheit aufgetan“. Und dann wird es erstaunlicherweise zur Aufgabe des Gottesvolkes erklärt, „auf die verschiedenen Sprachen unserer Zeit zu hören“. Das klingt ja fast prophetisch: Dabei hat vor fast 50 Jahren sicher niemand das allmähliche Auffinden und den Segen der Aufstellungssprache erahnen können.

Auch Psychologen, die heute im allgemeinen eine positive Einstellung zum Menschen als einem religiösen Wesen haben, können mit Wachstum fördernden religiösen Ressourcen arbeiten und können bei Klienten ideelle Hindernisse, z.B. destruktive Gottesbilder abbauen, besonders wenn diese auch schon von den Theologen wahrgenommen wurden. Sich mit der Psyche beschäftigende Wissenschaften

haben nicht die Aufgabe, zu verkünden oder Religion zu verkaufen. Sie brauchen auch nicht das Glaubensgut „Gott“ vermitteln. Sie können aber beispielsweise zeigen, unter welchen Bedingungen und mit welcher inhaltlichen Füllung dieses Gut nicht mehr zieht, wo es sich nicht mehr verkaufen lässt oder wo man besser ohne dieses Gut lebt. Das Gegenteil in den Blick zu nehmen, welcher „Gott“ beispielsweise trägt, wäre natürlich auch ein verdienstvolles Unternehmen.

Als Resümè bleibt in meiner Sicht nur eine Aufgabe, nämlich in der Wahrnehmung und Bereinigung gefährlicher Ideen zum gegenseitigen Nutzen zusammenzuarbeiten! Das könnte nach all dem Gesagten dann so aussehen, dass jede „Fakultät“ von ihrer besonderen „Auserwählung“ absieht, dass man sich auf gleicher Augenhöhe trifft und dass man als gemeinsames Ziel verfolgt: Gehorsam der Erde und der Wirklichkeit gegenüber sowie Dienst an der Erde und am Menschen, damit der Mensch in seinem kurzen irdischen Leben sowohl im therapeutischen als auch im seelsorgerischen Bereich immer weniger „Opfer des Menschen“ wird.

Anmerkungen

- 1 Zitate aus Jakob Robert Schneider, Das Familienstellen, Carl-Auer 2006, 18
Hier finden sich auch entsprechende Literaturhinweise.
- 2 Hunter Beaumont, Aufstellung gefährlicher Ideen, in praxis der systemaufstellung, Carl-Auer Verlag GmbH, Heidelberg, Heft 2/2010, 19 f.
- 3 Erich Fromm, Psychoanalyse und Religion, München 1985, 31
- 4 Sebastian Murken, Gottesbeziehung und psychische Gesundheit, Waxmann 1998, 55 f.
- 5 Rabbi Shevach Zlatopolsky, Dem Urvater Abraham begegnen. Die Thora in Aufstellungen, in praxis der systemaufstellung, Carl-Auer Verlag GmbH, Heidelberg, Heft 2/2011, 67-69
- 6 Lorenz Zellner, „Auserwählt? Nein, das bist du nicht! – Leben antasten? Nein, das tu ich nicht“; in: praxis der systemaufstellung, Carl-Auer Verlag GmbH, Heidelberg, Heft 1/2012, 19-25
- 7 Rabbi Shevach Zlatopolsky, s.o., 67
- 8 Ebd. 68
- 9 Quelle leider nicht mehr auffindbar
- 10 Siehe Internet, Christof Hardmeier, Predigt zu Gen 22,1-14, Opferung Isaaks?
- 11 Näheres in Matthias Varga von Kibéd – Insa Sparrer, Ganz im Gegenteil, Heidelberg 2005, 147 ff.
- 12 Gunthard Weber (Hrsg.), Zweierlei Glück, Carl-Auer-Systeme Verlag 1993, 171 f.
13 Ebd. 216
- 14 Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden II, München 1981, 1169
- 15 Erich Fromm, Psychoanalyse und Religion, München 1985, 31
- 16 Karl Rahner, Herbert Vorgrimler, Kleines Konzilskompendium, Herder 1966, 494 f.
Die Zitate stammen aus der Konzilskonstitution „Gaudium et Spes“

Vertiefende Lektüre zu diesem Kapitel:

Dan Booth Cohen, Meine Untreue zum Stamm in praxis der systemaufstellung 1/2009, 29 ff., Vertrieb: Carl-Auer Verlag, Heidelberg

Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, Verlag C.H. Beck, München 2007

[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)

[Zurück zum Anfang dieses Kapitels](#)

Kapitel 13 Gefährliche Ideen – Beispiel vier: Problematik und Risiko der zölibatären Lebensform

Einführung

Sie existieren auf vielfache Weise gefährliche Ideen und gefährliche Lebensformen - und daraus sich ergebende spirituelle und faktische, auch lebensbedrohliche Unfälle. In einem weiteren Beispiel aus dem Genre „Gefährliche Ideen“ geht es um die Ehelosigkeit des katholischen Priesters, zu der in der römisch-katholischen Kirche jede am Priestertum interessierte bzw. dem priesterlichen Dienst zugeneigte männliche Person über eine Disziplinarverfügung verpflichtet wird. Sie, liebe Leserin, lieber Leser, haben jetzt lange auf diese Thematik und meine Einlassung auf sie gewartet. Ich mache für mich kein Hehl daraus: Ich sehe diese Idee, die Verpflichtung dazu und die daraus sich ergebende Lebensweise als seelsorgerisch vielfach kontraproduktiv, zumindest aber sehr einschränkend, theologisch problematisch, weil dünn begründet, und für den persönlichen Lebensweg so mancher von diesem Weg Betroffener äußerst riskant und gefährlich an. Diese meine Einschätzung will ich im Folgenden pastoral, theologisch und humanwissenschaftlich begründen. Und ich will sie mit meinem eigenen Lebensweg ein Stück untermalen. Das heißt, ich will zur Verdeutlichung der Thematik mich selber so kurz wie möglich, jedoch so viel wie zum Verstehen nötig, ins Spiel bringen.

Noch einmal: Worum geht es hier genau? Es geht um eine Idee, die zu einer Lebensform geworden ist. Es geht um die innere Zustimmung zu und die äußere Übernahme einer Lebensführung in vollkommener und ständiger Enthaltbarkeit. Es geht um die Verpflichtung zu einer Lebensform, an die meine Kirche jeden Priester bindet. Es geht aber auch um eine Lebensform, die von Menschen individuell gewählt und sich selbst auferlegt und zu der heute niemand von außen gezwungen wird. Begründet wird diese Maßnahme damit, der Priester solle mit ungeteiltem Herzen Christus nachfolgen, ein Zeichen des Glaubens für die Welt sein und sich freier und unabhängiger dem Dienst an Gott und den Menschen widmen können.

Es geht hier also keinesfalls um das schicksalhafte Single-Dasein, das heute viele Menschen trifft, auch nicht um ein Single-Leben, das viele oft auch recht billig in Kauf nehmen und jede Mühe scheuen, ihr Beziehungspotential zu verwirklichen. Es geht auch nicht um die, die ihre Unabhängigkeit wahren wollen oder irdische Enttäuschungen nicht wegstecken konnten. Allein bleiben, wenn man einmal merkte, wie schlecht die Welt ist, kostet keine Mühe. Es geht auch nicht um die, die irgendwo verstrickt in das Schicksal von Vorfahren oder in menschliche Enttäuschungen keinen Zugang in eine tragende Partnerschaft finden konnten.

Es geht hier auch nicht um die Frage, die immer öfter aufscheint, ob etwa auferlegte Ehelosigkeit gegen die menschliche Würde verstößt, ob sie sittenwidrig ist, weil sie so zentral in das Leben eines Menschen eingreift. Der Vergleich mit sittenwidrigen Arbeitsverträgen mit den Schwangerschaftsklauseln wird immer wieder in den Raum gestellt bzw. nicht von der Hand zu weisende Erfahrungen werden bemüht, dass zölibatäres Leben manchmal zu einem würdelosen Leben verkommen kann. Ich lasse diese Fragestellung liegen. Ich will tiefer schürfen.

Eines ist mir im Voraus noch sehr wichtig: Was dieser mein Beitrag sicher nicht will und auch nicht vorhat, ist, jemanden abwerten, der diesen Weg gewählt hat. Ich habe viele Freunde, die zölibatär leben und Hervorragendes leisten – bis hin zur Selbstaufopferung. Ich achte sie, ebenso wie meine wirklich guten Freunde auch mich achten. Was ich ebenfalls nicht will, ist, weder mich selbst noch mein individuelles Leben in ein Schaufenster und damit zur Schau stellen. Ich gebe nur schwer etwas preis, was mir ganz persönlich gehört. Eigentlich möchte ich, was ich am Schluss dieses Kapitels als persönliche Erfahrung zusammengefasst habe, nur denen erzählen, die fähig und willens sind, sich einer ganz persönlichen Geschichte zu öffnen und diese nicht vorschnell in den Topf der Abwertung oder des Besserwissens werfen. Dafür bin ich mir zu schade. Und ein drittes will ich auch nicht: Diese Zeilen sind keine Abrechnung mit einer Kirche, zu der ich mich weiterhin zähle (und der ich nicht nur meine Kirchensteuer zahle), der ich mich in vielfacher Hinsicht verbunden fühle und deren zentrale Intentionen ich auch ohne Amt umzusetzen versuche. Ich beschreibe im Folgenden einfach das vorläufige Ergebnis eines Weges, meines persönlichen Denk- und Lebensweges, stehe Rede und Antwort und gebe Rechenschaft darüber, zu welchem Denken und zu welcher Lebensart ich mich durchgerungen habe, wohin meine Entwicklung im Laufe meines Lebens ging und wie ich heute dastehe. In verschiedenen Schritten versuche ich im Folgenden zu zeigen, wie gute Theologie, verantwortungsbewusste Humanwissenschaften, konkretes Leben der Priester und persönliche Betroffenheit Teile der heutigen Pastoral, insbesondere der Konzentration auf das personale Angebot zölibatärer Amtsträger in Frage stellen. Ich stehe persönlich Rede und Antwort – und hoffe, ein wenig Gehör zu finden.

Zentral werde ich also zwei Lebensformen, zwei Seinsfiguren, zwei Sinnsphären vergleichen: die Paarbeziehung, zu der jeder Mensch, auch der Priester eingeladen und befähigt ist, und die zölibatäre Präferenz, die heute das Priestertum wesentlich bestimmt. Ich werde beide Lebensformen auf ihre Stichhaltigkeit, auf ihr Für und Wider abklopfen.

Eingebettet ist der ganze Beitrag in die Sorge um die Pastoral der Kirche in einer christoformen Art. Hier muss die heutige Pastoral Rede und Antwort stehen. Kann man im Blick auf mein Thema, in Bezug auf das Sachangebot, wozu auch Ideen

gehören, und genauso im Blick auf das erheblich verkürzte personale Angebot noch von wirklich froher Botschaft sprechen?

„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen“ (1 Petr 3,15)

Stellung zu nehmen, Rede und Antwort zu stehen, Rechenschaft abzulegen, dazu fordern uns unzählige Lebenswirklichkeiten heraus. Rede und Antwort zu stehen über Inhalte und Art der Vermittlung ihrer Botschaft, das ist die Pastoral der Kirche ihrem Gründer und der jeweiligen Zeit schuldig. Mit einem souveränen Selbstbewusstsein und einer herausfordernden Selbstsicherheit nimmt die Kirche, der ich angehöre, für sich in Anspruch, dass sie der Welt und den Menschen etwas zu sagen hat, etwas Wichtiges, etwas Kerniges, etwas Frohes, etwas Vernünftiges, etwas zum Handeln Motivierendes. Sie beansprucht, Salz der Erde, Licht der Welt, bergende Stadt zu sein. Da stellt sich die Frage: Was macht diese Kirche so sicher, wo doch zur Zeit soviel Sicherheit abbröckelt, wo sich manches früher so sicher Gegläubte als gar nicht so sicher herausstellt, wo das Profil so unscharf geworden ist? Die Antwort lautet weiterhin souverän: Hier bei uns, in der Kirche wird ein großes Erbe verwaltet, das jesuanische Erbe!

Wer sich nun so weit aus dem Fenster lehnt, muß Rede und Antwort stehen. Das ist zur Zeit nicht einfach. Denn die Pastoral der Kirche steht wirklich vor großen Fragen. Die Frage der Fragen lautet: Wie versteht sich das jesuanische Erbe und wie lebt und verwaltet und gestaltet man es in unserer Zeit? Die nächsten Fragen schließen sich sofort an: Was ist der Kern dieses Erbes? Wie unterscheidet man den Kern vom Rand, damit das Kernige seine Kraft entfalten und Frucht bringen kann? Und weiter: Was wird innerhalb des Gesamterbes der Definition „Frohe Botschaft“, „Gute Nachricht“, „Heilsbotschaft“ gerecht? Was vom Gesamt-Corpus, das „Evangelium“ heißt, erweist sich als wirklich frohe Botschaft? Und noch eins draufgelegt: Was von diesem Erbe ist der Vernunft, was ist denkenden Menschen zuzumuten? Wo sind von der Vernunft geprägte Menschen mit im Boot? Wo wenden sie sich ab? Und: Was aus diesem Erbe motiviert zum ethischen Handeln? Was nimmt Menschen mit? Was lässt sie kalt? - Die Pastoral ist so in einem bisher nicht gehörten Ausmaß gefragt: Wo ist das Kernige, wo ist das Frohe, wo ist die Logik, wo sind die ethischen Impulse und guten Früchte ihres Redens und Handelns?

Der inhaltliche Fragenkomplex wird dann noch um einen organisatorischen erweitert, der aber eng mit den Inhalten verbunden ist. Auf ihn grenze ich mich in diesem Beitrag ein: Mit welchem personalen Angebot, so lautet die Frage, gewährleistet die heutige Pastoral den Fortbestand der Seelsorge in einer umfassenden, qualifizierten und tief katholischen Form, mit welchem Personal bringt sie das Kernige, Frohe, Logische und Ethische in die Welt und unter die Menschen? Etwas vorlaut könnte man hier schon antworten: Mit kernigen, frohen, klugen, aktiven

und kreativen Mitarbeitern, die „hingehen und Frucht bringen“ (Joh 15,16)! Doch darüber später!

Man kann als aufmerksamer Beobachter der Szene in Bezug auf meine Fragestellung nun nicht bestreiten: Viele für die Pastoral Verantwortliche hinken nach, sind um Antworten verlegen, gehen Herausforderungen aus dem Weg, schieben die Fragen vor sich her oder Gott in die Schuhe. Dabei könnten sie so viele Kirchenmitglieder wahrnehmen, denen die Frage auf den Nägeln brennt, wie sich die Kirche im 21. Jahrhundert aufstellen muss, damit das Licht, das mit Christus in die Welt kam, leuchten kann und nicht durch menschliche Versäumnisse und Ängste verdunkelt wird. Und noch etwas sollten die Verantwortungsträger aufmerksam zur Kenntnis nehmen, dass es nämlich im säkularen Bereich genügend wissenschaftliche Experten gibt, die sich um die Menschheit Sorgen machen und die bereit sind, mit der Kirche und ihren Werten zu koalieren. Wenn ich manche Gegebenheiten unserer Zeit richtig deute und die Stimmen der Zeit richtig höre und interpretiere, dann plädieren immer mehr von einem gesunden Humanismus geprägte Denker und Deuter der Zeit dafür, dass das Rettungsboot der Religion unbedingt erhalten bleiben soll. Als Begründung kann man die sorgenvolle Frage hören: Wer soll denn sonst das Hoffnungsvakuum der Menschen ausfüllen? Ich nenne stellvertretend für viele den Philosophen Jürgen Habermas (1) und den Psychoanalytiker Tilmann Moser (2), empfehle ihre einschlägigen Werke und verweise besonders auf einen Beitrag in diesem Buch, auf „Werkspionage“, der aufzeigt, was man bei Therapeutinnen und Therapeuten Überraschendes wahrnehmen kann. In der Aufnahme des Gesprächs könnte die Pastoral dann auch klar stellen, dass sie nicht vorrangig eine „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ ist, eine Einrichtung, die zu spät dran ist und im Nachhinein auftaucht, sondern dass sie vorausschauend ihren aus dem Glauben kommenden Gestaltungsauftrag für die irdischen Gegebenheiten und die geistige, geistliche und soziale Landschaft der Menschen wahrnimmt und gewillt ist, ständig daran zu arbeiten. Die Pastoral soll ja primär durch die Wasser des Lebens führen und von vorne herein vermeiden helfen, dass Menschen ins Wasser fallen.

Rede und Antwort in Bezug auf das personale Angebot der Kirche

Ich grenze, wie bereits gesagt, meine Fragen an die Pastoral auf den oben erwähnten Fragenkomplex ein, den ich so beschrieben habe: Mit welchem Personal bringt die Pastoral das Kernige, Frohe, Logische, den ethischen Imperativ und das ethische Tun des jesuanischen Erbes zu den Menschen und unter die Menschen? Bevor ich diese Frage auf die Amtsträger eingrenze, hole ich ein oft übersehenes christliches Allgemeingut hervor, das das 2. Vatikanische Konzil erneut eindringlichst eingeschärft hat: Das Konzil legt die Weitergabe des jesuanischen Erbes in die Hände aller Christen und vertraut die Weitergabe nicht nur den Amtsträgern an. Jeder Christ ist zuständig. Die Pastoral braucht alle, wo immer sie auch in der Welt

stehen mögen. „Christus hat keine Hände, nur unsere Hände“ deutet dies kurz, aber bündig an. Das heutige Seelsorge-Instrumentarium braucht den Christen des Alltags, den normalen Menschen, der nicht nur in Gott, sondern auch in der Welt steht, menschennah und beispielhaft. Amtsträger reichen längst nicht mehr aus, damit die Kirche Licht der Welt sein kann – und schon gar nicht kann es gut gehen, wenn Amtsträger stolpern oder wenn ihnen die Luft ausgeht.

Nach diesen Vorbemerkungen und Einlassungen bin ich bei der Frage angekommen, die ich im Weiteren verhandle, bei der Frage nach der Gestalt des Amtsträgers. Bisher hat man in der römischen Kirche auf den zölibatär lebenden Priester gesetzt. Doch dieses „Geschäftsmodell“ scheint zu Ende zu gehen. Vielfache Ursachen haben dazu geführt. Manche Erfahrung deutet dies längst an. Allmählich nimmt die Pastoral die Situation wahr und verliert ihre Naivität, die bisher immer monoton verlauten ließ: „Gott schenkt seiner Kirche zu jeder Zeit die Priester, die nötig sind“. Die pastorale Situation hat diese mystifizierende Sicht längst ihrer lange und hartnäckigst vorgetragenen „Wahrheit“ beraubt, denn die Versorgung der Gemeinden und der Lebensfelder der Menschen ist einfach nicht mehr wie erforderlich gewährleistet. Auch der Boden, der die Pastoral trägt, die Theologie zieht mit der bisherigen Form der Argumentation nicht mehr mit. Die Humanwissenschaften schütteln vielfach den Kopf, ebenso die Fachleute, die mit Menschenführung zu tun haben. Und viele aktive Priester glauben nicht mehr an sich und die Wahrheit ihres Weges. Gar mancher möchte diesen Weg interessierten jungen Menschen ersparen und hat die Werbung eingestellt.

Die Organisation der Seelsorge ist absolut erweiterungsbedürftig. Die Pastoral braucht die Öffnung der kirchlichen Ämter auch für nicht zölibatär lebende Menschen. Dies würde nicht nur die Zahl der Amtsträger erhöhen, sondern könnte auch einen Schub in Richtung Qualität der Seelsorge bedeuten. Ich werde dies später begründen. Eine gesunde Pragmatik ist jetzt am Zuge. Die Situation ist so ernst, dass man einer spitzen Äußerung von Probst Gerhard Nachtwei nur zustimmen kann. Er brachte die Realität so unmissverständlich auf den Punkt, als er feststellte: „Wenn ein Mensch eine notwendige Operation braucht, dürfen sich die Ärzte nicht lange darüber streiten, ob weiße oder grüne OP-Kleidung günstiger sei“ (3). Wohl-gemerkt: Hinter der weißen oder grünen Kleidung muss natürlich auch ein kompetenter Arzt stehen! Kompetenz gilt ebenso für die, die Menschen durch die Wasser des Lebens führen sollen.

Kompetenz

Kirchliche Amtsträger sollen eine Art Kompetenzzentrum für die Weitergabe des jesuanischen Erbes sein. Ich versuche, einige Eckpunkte für pastorale Kompetenz darzustellen. Wenn Kirche Kirche für den Menschen sein will, dann stellt sich für mich die Situation und Stellung der Amtsträger im Wesentlichen so dar:

Amtsträger stehen voll und ganz in einer Welt, die sie klar, eindeutig und ohne Abstriche als Welt Gottes definieren und die sie auch als solche erleben, verwalten und gestalten müssen. Sie sehen die Welt nicht als minderwertig und als von Gott getrennt an. Sie fühlen sich nicht herausgenommen aus der Welt, sie wollen sich auch nicht vor dieser Welt bewahren. Sie stehen aber auch voll und ganz in einem Gott, den sie als Welt und Mensch gewordenen menschenfreundlichen Gott definieren. Sie sehen Gott nicht abgehoben und getrennt von der Welt, sie erleben ihn in Welt und Menschen und dürfen ihn in sich selber gegenwärtig wissen und für andere vergegenwärtigen. Sie stehen für einen geistig-religiösen und für einen für ihre Umwelt beispielhaften Lebensstil. Sie können nicht von Gott reden und die Welt auslassen, ebenso wenig wie sie von der Welt reden und Gott auslassen können.

Wenn Kirche Kirche für den Menschen sein will, heißt das weiterhin: Amtsträger sind ganze Menschen. Sie sind gute Theologen und kompetent in den weltlichen Dingen. Vor allem verstehen sie, was Inkarnation heißt. Und das bedeutet zunächst, in das eigene Menschsein einzusteigen. Sie steigen ein in etwas, was sie nicht selbst erfunden haben, sondern was sie als Erfindung Gottes vorfinden. Sie wissen um ihre Existenzbedingungen, um ihre Existentialien, um das, was ihre Existenz begründet und trägt, um das, wovon man sich nicht ohne Risiko und Selbstgefährdung abschneiden kann. Sie eignen sich ihr Dasein in den wichtigsten Aspekten voll und ganz an, auch ihr Mann-Sein, ihre Vernunftbegabung usw. Sie wissen um die Fülle der Schöpfung und die zentralen Formate, worauf jeder Mensch ausgelegt ist. Sie haben erkannt, was sie bestimmt und weichen dem Bestimmenden nicht aus. Wer voll und ganz in seinem Leben steckt, den kann man dann auch in das Leben anderer schicken, um dort die Inkarnation fortzusetzen. Sie helfen vor allem, dass Menschen ihre Existenz und ihre Bestimmung annehmen, und sie explizieren in Wort und Tat ein Wort aus dem Johannesevangelium, dass Menschen „das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10).

Wenn Kirche Kirche für den Menschen sein will, braucht es auch einen neuen Stil, die Botschaft und Lebensart Jesu weiterzugeben. Es wird immer wichtiger, dass die Amtsträger die Botschaft osmotisch, im Austausch, in der Begegnung weitertragen. So forderte Papst Franziskus die Gottes- und Menschendiener gleich zu Beginn seines Pontifikates dezidiert auf, zu den Armen zu gehen, in die Randgebiete, wo Leiden und Blutvergießen herrschen, zu den Gefangenen, zu den Blinden usw. Ich traue es dem neuen Papst zu, dass er in einem nächsten Schritt deutlich macht: Selber arm sein und bescheiden leben, das sollt ihr tun, das kommt am besten an. Denn das eigene Beispiel ist zentraler Teil der Verkündigung.

Diese Einstellung des Papstes könnte Schule machen, wenn es seine Mitarbeiter einlösen, zu den Menschen zu gehen, an die Punkte, wo es wirklich brennt, um dort durch das eigene Beispiel zu überzeugen. Mir begegnen allerdings Not und Elend

nun nicht nur in meinem fast vierzigjährigen Engagement für die Arbeit meines Freundes Padre Orellana und für die Förderung seiner pastoralen und sozialen Projekte für die Armen und Bedürftigen in Chile, ich stosse Tag für Tag hier bei uns auf ungeheure und oft ausweglos erscheinende Nöte in vielen Ehen und Familien. Dort müssten unsere Priester ebenfalls hin – und zwar am Besten als Gleiche unter Gleichen, als Verheiratete unter Verheirateten. Ehe und Familie, diese wichtigsten sozialen Formate, dieser zentralen Ort der Lebensgestaltung und Lebensweitergabe brauchen neue Zuflüsse, am besten natürlich auch über eine kirchliche Elite, über Amtsträger, die nicht in zölibatären Kleidern stecken. Selber sein Dasein auch in seiner Geschlechtlichkeit voll angenommen zu haben und in einer festen Beziehung mit allem Schönen und Schweren zu leben, kommt auf diesem Feld sicher am besten an. Welches Angebot an Familien und Paare wäre es, wenn auch Priester den „Ernstfall der Nächstenliebe“ (4), wie der Moraltheologe Dietmar Mieth die Ehe bezeichnete, voll und ganz leben würden und über ihr Mühen, Ringen und Lieben andere anstecken könnten, oder wenn es Priestern möglich wäre, wie christliche Gatten „die in Jesus Christus leibhaft gewordene Liebe Gottes in die alltägliche Nähe des ehelichen Nächsten zu bringen“ (5), um eine schöne Formulierung des Pastoraltheologen Dieter Emeis zu gebrauchen. Oder wenn Papst Franziskus die biblische Anweisung in Tim 3.5 in unsere Zeit übersetzen würde: „Wer seinem eigenen Hauswesen nicht vorstehen kann, wie soll der für die Kirche Gottes sorgen?“ Es käme sicher gut an, wenn die priesterliche Elite sich der Verkündigung durch ihr Beispiel nicht länger verweigern würde, bzw. wenn sie sich von dieser Art der Verkündigung nicht ausschließen würde oder von oben ausgeschlossen wird! Und was ich bisher noch zurückgehalten habe: Wenn das Heilschaffende des Ehesakramentes über eine priesterliche Elite deutlich ins Bewusstsein käme und nicht weiter in einem Dornröschenschlaf dahinvegetieren würde!

Reden genügt heute nicht mehr für eine mitnehmende Seelsorge. Und Beharrung bzw. alles beim Alten lassen ist Tod. Ganze Felder nicht mehr bearbeiten, abgehobenes Personal einsetzen, über die böse Welt schimpfen, das geht nicht mehr. Die Akzeptanz einer bestimmten Art von Seelsorge ist eingebrochen. Begegnung - am besten von gleich zu gleich - kommt im Allgemeinen gut an. Die Verkündigung ist personell dringendst erweiterungsbedürftig, die Pastoral ist erweiterungsverpflichtet. Mehrfarbigkeit ist heute unbedingt notwendig, Beispielhaftigkeit ebenfalls - besonders im Blick auf eine gelebte Hauskirche in Ehen und Familien. Was ein „geht hin“ (Mt 28,19) – ob in die ferne oder in die nahe Welt, ob zu den Armen oder in die Familien – für die Ausbildung und Fortbildung der Priester bedeutet, bedarf sicher vieler neuer Überlegungen. Es ist aber höchste Zeit für die Erweiterung des personalen Angebotes.

Rede und Antwort einer tragenden Theologie

Die Einengung des priesterlichen Dienstes auf zölibatär lebende Männer und das ehelose Leben generell sind eine Anfrage an die Theologie. Ich bin Theologe und habe gelernt, mich mit Grundfragen des Lebens und theologischen und säkularen Lebensdeutungen zu beschäftigen und dazu Stellung zu nehmen. Ich weiß, dass es eine Theologie gibt, die mit Problembewusstsein und Betroffenheit geladen ist und die im Blick auf die Zölibatsdebatte theologisch und logisch Rede und Antwort stehen kann, eine Antwort, die theologisch und logisch besticht, die verantwortlich und vorzeigefähig ist, eine Antwort, die sich nicht versteckt, die nicht drumherum redet, die sich gegen das Aussitzen alter Positionen stellt. Es handelt sich um eine Theologie, die sowohl der Sache auf den Grund geht, als auch die Wirklichkeit der Zeit aufgreift und, weil sie beides im Blick hat, argumentieren kann, mit welchen Positionen und Praktiken Glaube und Kirche nicht mehr zu „organisieren“ sind.

Die Zeit ist reif, die Situation ist günstig, beste Gründe liegen vor, die Idee des Pflichtzölibates unter theologischen Gesichtspunkten zu untersuchen und zu bewerten. Ich will diese Bewertung niemandem aufdrängen, lade aber dazu ein, meinen Gedanken zu folgen und diese auf sich wirken zu lassen. Ich glaube, dass sie nachvollziehbar und akzeptabel sind. Wenn man in Bezug auf die Zölibatsdebatte Rede und Antwort stehen will, wenn man die Debatte seriös gestalten will, muss man sich natürlich klar vor Augen halten, worum es hier im Kern geht. Diese Frage wird vielfach übersehen. Man ist sich vielfach nicht klar, dass Folgendes der Fall ist: Es geht bei der freiwillig gewählten Ehelosigkeit bzw. beim Pflichtzölibat um die „Kappung“ einer wesentlichen und zentralen Seinsfigur der Schöpfung, um die „Kappung“ einer Sinnsphäre. Unter Theologen, die die Bibel als Argumentationsquelle benutzen, sollte es unbestritten sein, dass wir in Gen 2,18 eine von Gott begründete natürliche Seinsfigur vorfinden. In dieser wird die Zuordnung, das Miteinander von Mann und Frau als geltende Sinnsphäre gesetzt. Diese Sinnsphäre wird später von Menschen, die alles besser wissen und besser machen wollen als der Schöpfer, in der zölibatären Lebensform „gekappt“ bzw. für eine bestimmte Menschengruppe aus der Agenda gestrichen. Ein solcher künstlicher Zustand ist äußerst fragwürdig. Es gibt gute Gründe, dagegen anzugehen. Meine Bewertung zwingt ich niemandem auf, lade aber dazu ein, sie ernsthaft zu bedenken. Ich argumentiere dabei weitgehend mit dem Vokabular und den Einsichten einer ebenfalls katholischen fundamentalen, aber nicht fundamentalistischen theologischen Tradition.

Als Einstieg wähle ich einen Satz aus der Fachzeitschrift „Bibel und Kirche“. Dort heißt es: „Himmel und Erde, Natur und menschliche Lebenswelt sind ein kunstvoller Organismus, in dem die einzelnen Elemente ineinander greifen“ (6). Das heißt doch und so kann es doch jeder verstehen: In der Schöpfung ist eine gesunde Ordnung der Werte des Lebens gespeichert, eine großartige Organisation und Lo-

gistik, wie später Wissenschaftler sagen werden. Demzufolge muss es auch unter Theologen unbestritten sein, dass es in unserer Wirklichkeit natürliche Existenziale, Lebensformate, Seinsfiguren gibt, die als feste Tatsachen akzeptiert werden müssen. Als zentrale und normale Seinsfigur des Menschen ist bibeltheologisch die Zweisamkeit, die Zuordnung und Verbundenheit von Mann und Frau eingeführt. Über das menschliche Wesen, das Gott erschuf, sagt der Schöpfer: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht“ (Gen 2,18). Damit ist eine eindeutige autonome Seinsfigur und eine damit zusammenhängende Sinnsphäre in einer einfachen und für jedermann verständlichen Weise dargestellt. Eine zentrale Logik des Lebens ist in dem oben genannten Satz auf eine sehr schöne Art und Weise entschlüsselt und angeboten worden. In diesem „Wort Gottes“ ist eine Gabe und ein Ruf der Schöpfung verstanden worden. Hier konnte noch einfach und unverdorben gedacht werden. Hier konnte ein freundlicher Gott aufscheinen, freundlich zum Menschen, freundlich zur Frau, freundlich zum Mann. Und auch Gottes Schöpfung sollte Ausdruck dieser Freundlichkeit sein. Sie will, darf, kann und soll gefühlt werden. Nach den schönen biblischen Bildern von Gen 2,18 und 2,22 (wo Gott selbst die Frau dem Mann zuführt) gehört Eva für Adam zur Freundlichkeit und Güte des Lebens und umgekehrt. Eine solche liebevolle Ausgestaltung der Schöpfung sollte, so möchte man meinen, konkurrenzlos sein, auch in Anbetracht aller möglichen Herausforderungen, die mit diesem Format der Schöpfung verbunden sind. Es ist aber bei weitem nicht so!

Diese Schöpfungsgegebenheit, diese Logik Gottes stößt nun faktisch auf die zölibatäre Präferenz, wie sie für den Dienst der priesterlichen Amtsträger der Kirche verlangt wird - und stößt sich mit ihr. Eine Einrichtung der Kirche steht in deutlichem Kontrast zu unserer geschaffenen Wirklichkeit. Im Widerspruch zu einer originären alten wird eine neue autonome Sinnsphäre eingeführt, die zur Sein- und Sinnsphäre des Miteinanders von Mann und Frau quer liegt. Das ist nun kein an die Schöpfung gebundenes Existenzial, kein in der Schöpfung Gottes vorfindbares Gebilde, sondern eine von Menschen geschaffene Seinsfigur – eigentlich ein krasser Widerspruch zur Schöpfungswirklichkeit, eine Amputierung der fundamentalen Bezogenheit von Frau und Mann und eine Skelettierung des Individuums, eine Entscheidung ohne Anbindung an den Ursprung, ein Protest gegen Gen 2,18. Es ist eine klare Absage an die Begabungen und Aufgaben der menschlichen Geschöpfe, eine Absage an die bestmögliche irdische Beheimatung - und in der Folge eine Option gegen das Leben. Heute wissen wir, wie riskant menschliches Denken und Tun ist, wie gewagt es ist, neue Figuren zu schaffen und Neuschöpfungen wie den Pflichtzölibat zur Leitkultur für Gottes- und Menschendiener zu machen. Allein leben ist eine autonome Sinnsphäre geworden. Noch einmal, das ist eine radikale Abkehr vom Ursprünglichen, eine Auswanderung aus den Ordnungen der Schöpfung, eine radikale und in ihrer Art einmalige Abgrenzung gegen die Schöpfungsstruktur und -kultur, ein Verzicht auf eine na-

türliche Begabung und Aufgabe, eine Selbstabgrenzung einer Gruppe von der Schöpfungsgesellschaft, eine Präfiguration, die Einführung einer künstlichen Grenze zwischen „alter“ und „neuer“ Schöpfung. Fast ein neuer Typ von Religion! In der Tiefe unbezogenes Leben wird zu einer autonomen Sinnsphäre. Eine künstliche ausdifferenzierte Wert-, Sinn- und Verhaltenssphäre ist jetzt auf dem Platz. Von menschlichen Dilemmata einmal abgesehen wird ein theologisches Dilemma unausweichlich. Letztlich steht die Frage nach der Gültigkeit des Werkes Gottes im Raum. Denn nicht mehr Gott, der Mensch bestimmt jetzt sein Verhältnis zur Schöpfung in radikaler Weise. Das muss man klar sehen.

Bert Hellinger hat einmal geschrieben: „Der Glaube an den allmächtigen Gott hindert uns offenbar keineswegs, es mit der Welt noch besser machen zu wollen als er selbst“ (7). Und über sogenannte Daseinsentwürfe, die immer wieder entstehen, äußert er sich wie folgt: „Sie wollen gleichsam selbstschöpferisch eine andere Welt entwerfen und die Welt und den Menschen nach diesem Entwurf verändern. Die Welt und die Menschen sollen diesem Entwurf angepasst werden, notfalls sogar mit Gewalt, statt dass sich unsere Erkenntnis nach dem richtet, was ihr in dieser Welt vorgegeben ist und sich im Einklang mit ihr entwickelt und vollzieht“ (8). So ist in der kirchlichen Theologie leider etwas eingetreten, was nicht sein dürfte: Nicht mehr das Sein, die Wirklichkeit, die Fakten bestimmen den Kanon, die Richtschnur des Lebens, sondern ein menschlicher Kanon, ein menschliches Gebilde schafft neue Wirklichkeiten und bestimmt die Theologie und die kirchliche Praxis. Es muss schon auffallen, dass hier ein Kontrastprogramm aufgetischt wird, das in eine Kontrastgesellschaft mündet, abgesetzt von einer schöpfungsnahen Gesellschaft. Dabei wird kurzschlüssig immer wieder etwas verwechselt: Was wir brauchen, ist ein Kontrastprogramm zum Schöpfungsmissbrauch, nicht aber zur Schöpfung selbst. Diese Unterscheidung wahrzunehmen, ist ein Fall für die Logik, und die notwendigen Folgerungen zu ziehen, ist eine Sache der intellektuellen Redlichkeit.

Doch noch einmal zurück zur Grundstruktur unseres Seins: Paar-Sein, Ganzheit als Paar gehört im originellen Bilddenken des Buches Genesis zur Grundversorgung des Menschen. Eine auf einander hin geordnete und sich liebende Dyade (Zweiheit) erweist sich als grundsätzlich gut versorgt. Das gilt faktisch bis heute. Doch diese Gottesgabe (einschließlich ihrer Gestaltungsaufgabe) ist in einer Schöpfer- und Schöpfungsvergessenheit, in einer Schöpfer- und Schöpfungsmissachtung außer Kraft gesetzt worden. Durch eine defizitäre pessimistische Schöpfungstheologie, durch einen überzogenen „eschatologischen Vorbehalt“ („Das wahre Leben beginnt nach dem Tod“), durch asketische Ideen, durch gelebtes Asketentum, später durch kirchliche Entscheidungen und Disziplinarverfügungen wurde die Schöpfung wieder in einen „Zustand vor Eva“ versetzt. Die „alte“ Theologie des Buches Genesis steht damit ganz schön dumm und nackt da. Denn eine „neue“ Theologie sagt seit langer Zeit und immer noch: „Die Eva,

die brauchen wir nicht“! und „Du, Gott, du allein genügt“! Und eine kirchliche Obrigkeit verfügt in der Folge bis heute: „Die Eva, die brauchen wir nicht“! und: „Ohne Eva sind die Männer für dich, Gott, freier und verfügbarer“. Diese Logik muss man erst verdauen! Etwas unterhaltsam gefragt: Wie es wohl Gott, dem Erfinder der Liebe, damit gehen mag? Hat er nicht eher beabsichtigt, wir sollten uns solange auf die Erde und auf seine göttlichen Erfindungen einlassen, bis der Tod uns von ihnen scheidet?

Was das Problem der beiden gegensätzlichen Seinsfiguren und Sinnsphären nun vergrößert, ist das Faktum, dass diese neue autonome Sinnsphäre des zölibatären Lebens im Laufe der Kirchengeschichte eine ungeheuerere Aufblähung erfahren hat. Das muss man ebenfalls klar sehen. Nach außen erscheint diese Figur jetzt wie ein Grunddogma der Kirche. Auf einmal gehört sie zur Substanz, zum Wesen der Kirche. Zölibatäres Leben bedeutet jetzt bestmögliches Zeugnis für und höchste Identität mit der Botschaft Christi. Eine ungedeckte Wertung wird zum Kerngeschäft der Kirche. Eine kultivierte Reflexion wird untersagt. Kritische Einwände werden ignoriert bzw. sanktioniert, Zustimmungspflicht und Verhaltensanweisungen dagegen höchst autorisiert (9). Die amtliche Qualifizierung des Zölibates erreicht zwar nicht die Härte, mit der die Ablehnung der Ordination von Frauen belegt wird, wenn Papst Johannes Paul II. von einer „endgültig zu haltende Lehre“ spricht, bzw. dass es für eine Änderung „keine Vollmacht vom Herrn“ gäbe. Aber auch für den Zölibat sucht man Begründungen, die, wenn man die einschlägigen Dokumente und Stellungnahmen der jüngsten Zeit durchsieht, eher dürftig wirken. Die theologische Argumentation ist äußerst dünn. „Treue zum Vorbild des Herrn“, oder „Treue zur alten Überlieferung“, oder „Übereinstimmung mit dem Plan Gottes für seine Kirche“ müssen für ein solch gewichtiges Thema als zu leicht befunden werden. Affirmationen sind auch wenig ertragreich, wenn etwa der Zölibat zum „strahlenden Edelstein in der Krone der Kirche“ hochstilisiert wird. Und Versprechen fangen heute auch nicht mehr: „Himmlicher Lohn wird dem zuteil, der um des Himmelreiches willen Haus, Familie, Frau und Kinder verlässt“. So brodeln das Thema weiter dahin, wird amtlich zur Seite gestellt und einer sachlichen Diskussion entzogen. Es ist aber, wie man sieht, mit sämtlichen Begründungsversuchen, Immunisierungsstrategien, Staumauern und Durchhalteparolen nicht in den Griff zu bekommen.

Für Jesus, wenn man von einigen Übermalungen und Verfremdungen absieht, scheint die Gültigkeit der Schöpfungswirklichkeit außer Frage gestanden zu sein. Und das Folgende muss man als Theologe auch sehen: Ehelosigkeit scheint nicht auf der Liste der für Jesus wichtigen Themen gestanden zu haben. Das gleiche gilt auch für die Urkirche. Für eine erwünschte und noch weniger für eine verpflichtende zölibatäre Lebensgestaltung der Vorsteher der Gemeinden fehlen weitgehend Hinweise – und vor allem fehlen eine direkte Anweisung oder ein Zeichenhandeln Jesu. Es findet sich auch keine Gründungslegende ähnlich der, die es für

den Vorrang des Apostel Petrus innerhalb des Apostelkollegiums gibt (Siehe Mt 16,18). Der 1. Timotheusbrief verweist eher auf das Gegenteil. Dort heißt es ganz pragmatisch - ich habe die Stelle bereits oben zitiert: „Wer seinem eigenen Hauswesen nicht vorstehen kann, wie soll der für die Kirche Gottes sorgen?“ (1 Tim 3,5). Anscheinend war in puncto Ehelosigkeit der Amtsträger keine vorzeig- und verwendbare Erinnerung zu sichern. Die Seinsfigur der Zuordnung von Mann und Frau hat dagegen in Gen 2,18 ihre „Gründungsurkunde“ – und diese auch noch einer sehr originellen und anmutigen Form. Vielleicht kann diese nicht unwesentliche Anmerkung auch einen Beitrag zur Entspannung der Debatte leisten.

Ich habe schon früher angeführt, dass die Kirche und ihre Theologenschaft zu Recht vor der Vergötzung der Schöpfung warnen und deutlich und engagiert dagegen ankämpfen. Es gibt für die Aufforderung zum Kampf genügend biblische Belegstellen. Das Gegenteil, die asketische Abwertung der Schöpfung und Schöpfungsverzicht finden kaum Kritiker und Gegner. Auch dies muss jeder Theologe aufmerksam wahrnehmen: Abkehr von und Missachtung der geschaffenen Wirklichkeit bleiben von fundamentaler Kritik verschont, werden sogar hochgelobt und als Lebensperspektive propagiert. Auch diese Tatsache hat dazu beigetragen, dass ein defizitäres Kontrastprogramm zur Schöpfung regulativ und „Leitkultur“ bei der Auswahl des Klerus wurde. Dabei sollte es doch darum gehen, die Schöpfung zu gebrauchen und aktiv zu gestalten statt ihr zu entsagen. Als einsamer kritischer Beobachter ragt hier Klemens von Alexandrien hervor, der weiß, „dass Ehelosigkeit in seelische Verdorrung führen kann: Ohne die heilige Erkenntnis kann der ehelose Mensch in Menschenhass geraten und von aller Liebe verlassen werden“ (10).

Weitere Fremdkörper neben der antichristlichen Philosophie eines tief verankerten Schöpfungspessimismus und Verachtung der „alten“ Welt sind noch eine Reihe von ideologiebesetzten „Theologien“, die sich von irrationalen asketischen Strömungen, von hysterischen Endzeiterwartungen, von einem falsch verstandenen eschatologischen Vorbehalt und von Verfolgungssituationen prägen ließen. Manchmal denke ich an einen Satz, der sehr treffend über die terroristischen Revoltierer der achtundsechziger Jahre geschrieben wurde: „Wer das gute Leben nicht kennt, der soll keine Revolution machen.“ Wer nicht glauben kann, dass die Schöpfung eine unsere Lebensrichtung bestimmende Offenbarung ist und dass es schon ein Leben vor dem Tod gibt, der soll sich nicht für einen Theologen halten.

Dieser Beitrag ist überschrieben „Sein wie Gott – Problematik und Risiko der zölibatären Lebensform“. Theologen reden oft von Hybris, d.h. von Vermessenheit, von Überheblichkeit, wenn sie die Sündigkeit des Menschen charakterisieren wollen. Sie wissen, dass es schon immer den Traum, die Versuchung gab, anders sein zu wollen, wie man als Mensch nun einmal ist – bis heute. Es gab schon immer die Versuchung, wie Gott zu sein. Diese Gottesnähe soll durch Schöp-

fungsverzicht geschehen. Statt dass man sich mit den natürlichen Stellvertretern Gottes, mit seinem den Einzelnen ergänzenden Ebenbild auf Erden beschäftigt und seinem Mitmenschen dient, will man gleich Gott dienen bzw. sich gleich Gottes bedienen und so in seiner ganz besonderen Nähe zu sein. Ein Hinweis am Rande: Man könnte zu diesem Thema mit Gewinn den Beitrag von Tomás Hálik „Die Freude, nicht Gott zu sein“ in seinen „Nachtgedanken eines Beichtvaters“ (11) lesen. Die Theologie schweigt gewöhnlich zu diesen Grenzüberschreitungen, mit denen man sich Gottes bedient. Wenn Menschen schweigen, reden Steine, sagt ein Sprichwort. Wenn Theologen schweigen, dann reden heute eben Denker, Dichter, Psychologen und Publizisten. Die österreichische Psychotherapeutin Rotraud A. Perner hat in ihrem Buch „Sein wie Gott“ (12) eine durch langjährige Erfahrung authentische Studie vorgelegt, die sich mit den Gefahren des Allmachtswahnes auseinandersetzt und über eine tiefe Einsicht in die Materie einen guten Zugang zu diesem Feld eröffnet. Einen beachtenswerten Hinweis findet man auch bei Max Frisch. „Versündigung“, meint er, bestehe in der „lebenslänglichen Bemühung, anders zu sein als man erschaffen ist“, in der „Absurdität unserer Sehnsucht, anders sein zu wollen, als man ist“ (13). Am besten ist es wohl, wir bleiben Menschen bzw. werden immer mehr Menschen.

Ich komme zu einem letzten Punkt, der mir ganz besonders wichtig ist. In der Theologie ist definiert, dass die Ehe ein Sakrament ist, also ein zentrales Element des katholischen Glaubens. Im Sakrament wird Gott für den Menschen erfahrbar, wird der unsichtbare Gott vergegenwärtigt. Ein Sakrament ist eine Heileinrichtung. Was davon für zölibatär lebende Seelsorger übrig bleibt, ist nichts weiter als eine Leerformel, eine ihn ausschließende theoretische Liebeshwürdigkeit. Das Eintauchen in diese Bewegung Gottes zum Menschen und die liebende Antwort ist dem Seelsorger untersagt. Was der zölibatäre Priester die Menschen lehren und wozu er anleiten soll, kann und darf er selbst nicht leben bzw. erleben und beleben. Dabei gehört - noch einmal betont - die Beziehung von Mann und Frau zu den tiefsten religiösen Begegnungen, geädelt durch den Charakter eines Sakramentes. Auf dem Konzil von Nizäa 325 war es noch möglich, den Einwand zu erheben – ein Bischof namens Paphnutius wird dafür angeführt -, durch die Verpflichtung des höheren Klerus zur Ehelosigkeit werde die Bedeutung der Ehe herabgesetzt. Den Heilsweg der Ehe anzutreten wäre zudem eine Kampfansage an die durch Jahrhunderte mitlaufende Unterstellung, die Beziehung von Mann und Frau wäre primär ein Ort der Not, der Gefahr, des Versagens, der Sünde. Der Einstieg der „Elite“ wäre die beste, weil lebendige Propaganda für dieses Sakrament.

Ich fasse zusammen: Will Theologie heute ernst genommen werden, muss es einen neuen Respekt vor der Schöpfung als solcher geben. Ziel der Theologie wird es sein müssen, Menschen immer besser für das Sein, den Sinn und die Logik des Seins und des Daseins zu interessieren und aufzudecken, was der Schöpfung eingeschrieben ist. In ihr ist so viel entschlüsselbare Logik gespeichert. Vieles ist noch

nicht rezipiert. Statt den ganzen „Text der Welt“ (schöne Wortprägung von Paul Konrad Kurz) und ihrer Ausformungen zu lesen, genügt vielen der halbe Text oder ein vages Darüberhuschen, wie es im kirchlichen Bereich mit der Beziehung von Frau und Mann geschieht. Man muss weiterhin endlich einsehen, dass verpflichtende Ehelosigkeit nicht auf der Liste der für Jesus wichtigen Themen steht. Das Thema hat mit der Substanz des Christentums nichts zu tun, es wirft eher ein schiefes Licht auf die Substanz. Will man den Menschen heute gute Nachrichten vermitteln, bedarf es der Akzentsetzung auf das Wesentliche und auf die innere Logik. Die Allgemeinheit weiß vielfach zu gut, wie viele Unzulänglichkeiten, Irrwege, Selbstfesselungen, Selbsttäuschungen, Fixierungen, Behauptungen, Verfügungen, wie viel ideologisches Getriebe es auch im theologischen Bereich gab. Diesem ungunsten Getriebe sollte endlich Macht und Nahrung entzogen werden.

Kompetente und wohlwollende Außenansichten, die zu denken geben

In den Humanwissenschaften sind heute so viele menschliche Erfahrungen verarbeitet und ist so viel exaktes und befreiendes Wissen erarbeitet worden, dass man um eine Begegnung damit nicht mehr herumkommt. So wird in Wissenschaft und Forschung die geschlechtliche Prägung und die Zusammengehörigkeit von Mann und Frau durchgehend als anthropologische Grundkonstante und wesentliches Existential und die zölibatäre Präferenz als Abweichung und Vulnerabilitätsfaktor, als möglicher Gefahrenherd angesehen. Außenquellen werden heute auch für Theologie und Pastoral immer entscheidender. Biblische Schriften und theologische Tradition sind längst nicht mehr alleiniger Lieferant für effektives und ethisches Denken und Tun. Anthropologische Äußerungen und psychologische Feststellungen in Bibel und Tradition sind kontextabhängig und treffen nicht immer ins Schwarze. Ich schätze die Quelle der Humanwissenschaften sehr und habe viel, aber immer noch zu wenig daraus geschöpft.

Viele wissenschaftliche Erkenntnisse über den Menschen und über seine Lebensbedingungen hat die Philosophie aufgegriffen. Ich verweise auf Martin Buber oder Peter Sloterdijk, um zwei von vielen Namen zu nennen. Anderes ist in die Dichtung eingeflossen. Ich denke an Robert Musil und sein Werk „Der Mann ohne Eigenschaften“. Wo Beziehung sein soll, ist im Roman Musils bei diesem Mann Leere. Er ist ohne seelischen Halt und wie „von sich selbst abgezogen“ (14). Ergebnis: Das Abgezogene, das Unterdrückte entlädt sich erfahrungsgemäß immer wieder gewaltsam. Auch der französische Schriftsteller Charles Péguy stellt eindrucksvoll psychische Degenerationsformen gerade religiöser Menschen fest, die unfähig sind, im Irdischen zu bleiben und sich in ihm durchzusetzen. Es sind Worte, die mich im Blick auf mein Thema immer bewegt haben, weil sie zu einer tiefen Besinnung einladen. Péguy schreibt über Menschen, die sich eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber der Welt einbilden: „Weil sie nicht die Kraft (und die Gnade) haben, der Natur anzugehören, meinen sie schon, sie gehörten der Gnade

an. Weil sie nicht den Mut dieser Erde besitzen, meinen sie schon, sie seien in die Tiefen des Ewigen eingedrungen. Weil sie nicht den Mut haben, in der Welt ihren Mann zu stellen, wännen sie schon, Gottes zu sein. Weil sie nicht den Mut haben, sich unter den Menschen auf eine Seite zu schlagen, glauben sie schon, auf Seiten Gottes zu stehen ... Weil sie niemanden lieben, glauben sie, sie liebten Gott“ (15).

Ich verweise gerne auch immer wieder auf Erich Fromm und Paul Watzlawick, die soviel Schönes und Wesentliches zur Grundkonstante Beziehung geschrieben haben. Ich habe sie an anderen Orten wiederholt erwähnt. Für Psychologen moderner Couleur gehört Beziehung zur geschöpflichen Wahrheit und zur Ganzheit. Ganzheit sollte ja unser Selbstkonzept lauten. Wenn unsere geschlechtliche und soziale Wahrheit verborgen bleiben muss, wenn sie verdrängt wird, entsteht ein gewaltiger Verlust, nimmt die Ganzheit Schaden. Ein Teil des uns real zur Verfügung stehenden Lebenspotentials geht verloren. Der Verlust wird als Verletzung empfunden. Durch die Abspaltung des Allzumenschlichen wird kein Mensch vollkommener und gesünder. Unterdrückung und Abspaltung machen krank. Wieviel Kraft geht beispielsweise bei der Abwehr von Gefühlen verloren. Ausschließen und Sich-verschließen machen eng und lassen das Herz erstarren. Solches führt u.a. auch zu den „kranken Seelen der Seelsorger“. Aber nicht nur die Seele, auch der Körper kann zur Hölle werden. Ungebundenheit führt oft genug zu körperlichen Symptomen, zu Verstimmungen, zum Verblühen, zum Erlahmen. Und die Gegenwart des Göttlichen erlebt man in einem ausgebrannten Priester auch nicht mehr.

Zölibatäre Präferenz stellt keine Ganzheit dar. In der Verbindung von Mann und Frau ist Ganzheit erst möglich. Das geschaffene Andere muss aufgenommen, das als Ergänzung Gedachte muss hinzugefügt werden. Ich muss es annehmen, erfüllen, durchdringen, bestätigen. Und auch ich selbst muss Ziel einer auf mich gerichteten Aufmerksamkeit werden, mich gemeint und gewollt und liebevoll durchschaut fühlen. Johannes B. Schmidt spricht von einem instinktiven Verlangen, sich vom Anderen gefühlt zu fühlen und von der Notwendigkeit eines vertraulichen „Gefäßes“ bzw. „sensibler Begegnungs- und zwischenmenschlicher Kontakträume“ (16), wenn es um Wachstum und Heilung geht. Hier schließt sich gut die Pragmatik einer Rotraud A. Perner an, die dazu auffordert, sich um eine gleich wissende, fühlende und körperlich adäquate Partnerperson zu kümmern. Der Mensch müsse für sein Glück Teil einer gleichwertigen und gleichstarken Partnerschaft sein. Der Andere müsse eine gleich große Person darstellen. Die Symmetrie müsse stimmen (17). Nur ein weites offenes Herz auf gleicher Ebene kann nehmen und geben, befriedigt, macht zufrieden und schafft Frieden.

Rotraud A. Perner, die die klerikale Szene gut kennt, weist auf zwei ganz zentrale Aspekte hin, die auch für Gottes- und Menschendiener gelten und die ihr aus ihrer Supervisionstätigkeit mit psychotherapeutischen Kolleginnen und Kollegen bestens bekannt sind. Nach ihrer leicht nachvollziehbaren Erfahrung sind ganze Menschen,

d.h. in genügend gute Beziehungen eingebettete Menschen viel weniger als Singles eine Gefahr für andere. „Die Kundschaft wünscht sich gut aufgestellte Menschen-diener“ (18), diese Botschaft durchzieht ihr ganzes Buch „Sein wie Gott“, und das bedeutet vorrangig, die fundamentalen persönlichen Interessen der Priester müssen vorab gesichert sein, damit sie auch anderen gegenüber enthalten sein können. Dann sei man stark genug, sich selbst physisch, psychisch und mental klare Grenzen zu setzen. Das wäre dann eine andere, das wäre die richtige Art von Zölibat. Perner weiß genau, dass eine schicksalhafte oder frei gewählte Einsamkeit der Therapeutinnen und Therapeuten der bedrohlichste Risikofaktor ist, der oft dazu führt, die fehlende Lebensenergie sich durch Manipulation der Klienten zu organisieren, statt den menschlichen Tiefen und Untiefen fachlich zu begegnen. Die Psychotherapeutin kann überzeugend darüber reden, wie eigene innere Leere dazu verführt, energiespendende Klientinnen und Klienten anzuzapfen. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass - sofern feste Einbindungen fehlen -, Lebenskrisen eines Therapeuten die meisten Auslöser für Übergriffe darstellen. Hier ist die säkulare Therapie ehrlicher und durchreflektierter als die kirchliche Seelsorge.

Der zweite Aspekt, der Perner wichtig ist, besteht in ihrer Aussage: Wer sein eigenes „Glück im Hause“ (S. Freud) hat, ist als Gottes- oder/und Menschendiener auch weniger angreifbar und durch andere gefährdet. Klientinnen und Klienten spüren dann, dass der Therapeut oder Seelsorger beheimatet ist. So kann auch Alleinsein und Sexualität des Priesters nicht zum Geheimnis und zur Projektionsfläche für alle möglichen Fantasien werden. Und der Seelsorger braucht dem Hilfesuchenden auch nicht mit falscher Distanz oder Abwehr begegnen. Kurz und gut, wer sein „Glück im Hause“ hat, missbraucht eher nicht – und lässt sich auch nicht missbrauchen. Wenn fundamentale persönliche Interessen vorab gesichert sind, wenn Gottes- und Menschendiener emotional von einem antwortenden Du erfüllt sind, hat in ihrer Gefühlswelt kein Anderer einen intimen Platz. Und Gottes- und Menschendiener bedeuten auch keine Gefahr für Andere. Soweit die Erfahrung von Rotraud A. Perner.

Entscheidende Beiträge zur partnerschaftlichen Lebensgestaltung haben auch viele systemisch ausgerichtete Therapeuten vor allem auch über Partner- und Familienaufstellungen geleistet. Wunderbares habe ich hierzu bei Bert Hellinger, Otto Brink, Jakob Schneider, Franz Ruppert, Stefan Hausner, Bertold Ulsamer, Thomas Schäfer u.a. gelesen, gesehen und gelernt und in der therapeutischen Praxis selber angewandt. Ich verweise auf die zahlreich vorliegende systemorientierte Literatur. Ebenso auch auf das neurobiologische Fachwissen. Forscher wie der Neurobiologe Joachim Bauer konnten eine Anthropologie vorlegen und schlüssig darstellen, dass der Mensch ein Wesen sei, „dessen zentrale Motivation auf Zuwendung und gelingende mitmenschliche Beziehungen gerichtet ist“ (19). Vorenthaltene soziale Kontakte führten zum „biologischen Kollaps“ (20). Die zahlreichen Werke von

Joachim Bauer sind eine wunderbare, erfrischende und gut verständliche Fachlektüre, ebenso die einschlägigen Werke seines Kollegen Gerald Hüther (21).

Zu Gehör bringen möchte ich hier auch die Stimme der Soziologie. Sie weist uns ja mit allem Ernst darauf hin, dass die Kirche bei allem Selbstverständnis, sakramentales Zeichen des Reiches Gottes zu sein, auch als soziale Größe fungiert, die ihre Weltlichkeit reflektieren muss, also die Organisation ihrer Sendung, ihre Personalausstattung, die Vor- und Nachteile ihrer operativen Entscheidungen, die Kosten-Nutzen-Analysen, die Risiken und Nebenwirkungen ihres Tuns, die adäquaten Reaktionen auf die Zeit, die Ausstattung mit neuen Geschäftsideen und dergleichen mehr. In meiner Hand befindet sich ein Referat des hochangesehenen amerikanischen Religionssoziologen und Trägers des Theologischen Preises der Salzburger Hochschulwochen 2012, Prof. Dr. José V. Casanova, der als Soziologe und sich für die Pastoral der Kirche verantwortlich fühlender Laie gehört werden will. Casanova, der in Innsbruck Theologie studierte, bekennt von sich, dass diese Ausbildung nicht nur Grundlage seiner soziologischen Arbeit, sondern seines gesamten intellektuellen und akademischen Lebens geworden sei. Wenn es um die Geschlechterfragen, um Geschlechtergerechtigkeit und Teile der kirchlichen Sexualmoral geht, ist seiner Meinung nach „unsere Kirche, zumindest unsere Hierarchie und das Lehramt gescheitert, diese neue Herausforderung theologisch anzugehen“ (22). Sie ist wieder einmal zu spät dran, viel zu spät, wie es bereits im Kampf gegen die Sklaverei und bei der Annahme der Menschenrechte der Fall war. Trotz der evidenten Wahrheit, dass Mann und Frau gleich geschaffen sind, diagnostiziert Casanova, ist die Obrigkeit reaktionär und fundamentalistisch und riskiert immer mehr, dass sie gegen unmoralischen und anomischen (gesetzlosen) Trends unserer Zeit nicht mehr glaubwürdig und zuständig wirken und keine kritische prophetische Rolle mehr spielen kann. Über seine kirchliche Verantwortung stellt er fest: „Ich fühle mich aufgerufen, meine Verantwortung als Soziologe und Laie zu übernehmen und meine persönliche soziologische Reflexion dessen vorzubringen, was ich für die zentralen Herausforderungen für die Kirche in der Welt von heute betrachte ... Ich hoffe, dass meine kritische soziologische Reflexion eine ernsthafte theologische Reflexion innerhalb der Kirche provozieren kann“ (23). Nur nebenbei: Bei der Preisverleihung in Salzburg vor einem Jahr wurden Casanovas Studien als „ganz im Sinn von Gaudium et Spes“ (d.h. ganz im Sinn der Konzilskonstitution über die Kirche in der Welt von heute) und als „eine entscheidende Aussenquelle für die Theologie“ (24) bezeichnet.

Interessante Außenansichten liefert auch der Blick in die Kiste der Physik, der recht erquicklich ist, wenn es um Abhandlungen geht, die die Grundfragen der Wirklichkeit betreffen. Besonders angesprochen haben mich im Blick auf mein Thema die Ausführungen von Harald Lesch und Jörn Müller zur Energie des Vakuums, die bei jedem Abzug von der Ganzheit einer Wirklichkeit entsteht und die von Dynamik nur so strotzt. Aber vielleicht ist der Hinweis auf diese Wahr-

nehmung von zu weit hergeholt. Näheres dazu ist bei den genannten Autoren zu finden (25).

Es gäbe zu diesen Außeransichten noch vieles hinzuzufügen. Ich belasse es bei diesen Denkanstößen aus den Feldern der anthropologischen Einsichten.

Innenansichten – Selbstreflexion des Klerus

Die bisherige Pastoral versuchte die Effektivität der Weitergabe des Glaubens so zu organisieren, dass sie den Priester frei halten wollte von Ehe und Familie und in einen eigenen Stand der Kleriker einbettete. Vor allem sollten die Priester aus einer tiefen Nähe zu Christus ihre zölibatäre Position vorbildlich durchhalten. In einem bestimmten Kontext und in bestimmten Situationen mag dies sinnvoll und auch effektiv sein, vorausgesetzt dass der Entschluss dazu von einer umfassenden Selbsterkenntnis und von einer wirklich freien Entscheidung getragen ist. Es gibt nun aber auch die Erfahrung, dass das Spirituelle nicht mehr die Leere ausfüllen konnte, die zölibatäre Menschen in sich spürten, auch nicht die Beziehung zu Jesus Christus - und Gott allein genügte auch nicht. Bewegendes über seine Einsamkeitserfahrungen beschreibt Erzbischof Rembert Weakland von Milwaukee in seinen Memoiren: „Ich nahm sehr bald wahr, dass eine Beziehung zu Jesus Christus, so intensiv sie auf einer spirituellen Ebene auch sein mag, nicht die Leere zu füllen vermochte, die aus dem Fehlen von körperlicher Anwesenheit und Wirklichkeit eines anderen Menschen erwuchs“ (26). Durch solche ehrliche Eröffnungen scheint sich das Blatt allmählich zu wenden. Eine neue Nachdenklichkeit bahnt sich an und die Einsicht wächst: Bei aller Beheimatung in Gott und in Christus braucht der Priester auch ein menschliches Zuhause.

Zu dem beherrschenden Neuen der letzten Jahre gehört, dass die Priester sich selbst gegen die offizielle Pastoral auflehnen und die anstehenden Sachen in die Hand nehmen – man denke nur an das Beispiel der österreichischen Pfarrerrinitiative „Aufruf zum Ungehorsam“. Schöpfungs- und Inkarnationstheologie sowie die Zeichen der Zeit haben den Denkraum erweitert und sind bereits in konkretes Handeln eingeflossen. Immer breiter wird die Sorge um die Zukunft der Verkündigung, die sich heutige Seelsorger in vielen Formen wünschen und die sie zeitgemäß gestalten wollen. Und ganz tief äußern sie auch die Sorge um das eigene Dasein und das Dasein der Mitbrüder. Viele fühlen sich vernachlässigt und in ihrem Durchkommen bedroht. Sie fragen: Wie kommen wir persönlich weiter? Wie bleiben wir nicht auf der Strecke, theologisch-spirituell, körperlich-seelisch-geistig, beziehungs-mäßig-sozial? Zu offen kommen die Probleme zu Tage, die Überforderung durch die zu geringe Zahl der „Arbeiter im Weinberg“, das Single-Dasein in einer immer kälter werdenden Umwelt, die Selbstüberforderung, weil niemand Stopp sagt, die Fehlanzeige in der Kommunikation über Persönliches, die abnehmende Ausstrahlung, des weiteren Gesundheitsprobleme, Kreislaufschwie-

rigkeiten, Schlafstörungen, Schlappeheit, Rückzug aus der Wirklichkeit, Abtauchen mancher Kollegen in himmlische Sphären, hoher Kraftverbrauch bei der Abwehr von Gefühlen, Probleme mit Ersatzbefriedigungen, Gefahr für andere und Gefährdung durch andere bei ständiger Erschöpfung und Suche nach Kompensation u.ä. Wie realistisch man die Situation auch sehen kann, zeigt Rotraud A. Perner in ihrer bereits erwähnten Studie „Sein wie Gott“. Sie schreibt: „Eigene innere Leere drängt nach Erfüllung. Die Gefahr, sich unbewusst von ‚Klienten‘ voll machen zu lassen, ist allgegenwärtig. Sie bringen all das Abgespaltene dar, das man so gerne überwunden wähen möchte, das aber zur Erlangung von Ganzheit ... regelmäßig immer wieder aufs Neue integriert werden muss. Sich nur geistig mit der Idee vom großen Ganzen – sei es ‚Gott‘ oder das Universum – zu vereinen, schafft keine Ganzheit ... Ich meine, der Beruf des Heilers trägt es in sich, zu erkennen und ... aufzudecken, was Ganzheit zerstört“ (27). Immer mehr ins Bewusstsein der Priester kommen auch die Teilnahme an Supervisionen und die Einflüsse der Humanwissenschaften, etwa die vielen neuen Erkenntnisse der Gehirnforschung, und ebenso auch das Verstehen der Symptome als „Rückmeldungen“, dass irgendwo Qualitätserfordernisse nicht erfüllt wurden bzw. Qualitätselemente außer Acht gelassen wurden. Denn „es gibt menschliche Grundwahrheiten, zu denen das Leben früher oder später wieder zurückfinden wird“, wusste schon Dietrich Bonhoeffer. Manche Erkenntnisse und Hilfen kommen allerdings zu spät. Wenn man das Leben einer Reihe von Gottes- und Menschendienern vom Lebensende her ansieht, dann merkt man oftmals, wie unerfüllt oder verausgabt dieses Leben war. Dabei ist doch auch für Priester wichtig, was am Ende da steht: „Mal sehen, wie die Kunst des Lebens am Ende aussieht. Mal sehen, wie so ein König und Meister sein Leben beschließt?“, will Janosch in seinem Roman „Polski Blues“ (28) wissen, als seine Hauptfigur einen bekannten früheren König der Jazzer im hohen Alter aufsucht. Der frühere König war verrückt geworden. Über das Ende der Seelsorger gibt es keine Statistik, auch keine Kosten-Nutzen-Analysen, nur persönliche Wahrnehmungen und persönliche Mitteilungen. Ich weiß: Manchmal ist das Ende eine Tragödie. Ein Telefongespräch dieser Tage mit der Aussage „Unser alter Pfarrer im städtischen Seniorenheim ist ein Jammertal“ bringt dies erschütternd zum Ausdruck. Wie lange wird es noch dauern, bis auch die Pastoral zu den menschlichen Grundwahrheiten zurückfindet! Im letzten Fall möchte man das eben erwähnte Zitat von Bonhoeffer am liebsten wieder streichen. Dieser Seelsorger ist wirklich zu spät dran!

Zum Schluß zitiere ich einen Mann, bei dem jahrelang die Fäden priesterlicher Nöte zusammengelaufen sind und dem immer wieder nachgesagt wurde, er tanze auf zwei Hochzeiten. Ich meine den Theologen, Psychotherapeuten und Leiter des Recollectio-Hauses der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, Wunibald Müller. Klarer kann das Ergebnis seiner Analysen nicht ausfallen, mit der er jetzt nachhaltig das Ende der verpflichtenden Ehelosigkeit bei katholischen Priestern fordert: „Eigentlich soll der Zölibat den Priestern Energie schenken, aber bei vielen passiert

genau das Gegenteil; sie reiben sich ein Leben lang auf, hinken immer hinterher, wollen etwas leben, was sie überfordert“ (29). Was soll man dem noch hinzufügen?

Das Thema aus persönlicher Sicht und Erfahrung

Die Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ ist vor ein paar Jahren der Frage nachgegangen: Wie fühlt sich das an, wie sieht die Situation aus, wenn ein Priester seinen Beruf verlässt? Ein betroffener Pfarrer aus der Diözese Würzburg, Guido Sauer, hat sich damals diesem Thema eindrucksvoll gestellt und berührend Rede und Antwort gegeben (30). Jede persönliche Situation eines Priesters, der sein Amt zurückgibt, wird sich natürlich jeweils anders darstellen und die Antwort wird versuchen, die jeweilige individuelle Situation zu verdeutlichen und auf diesem Weg ein Stück zur Verarbeitung beizutragen. Wie oben angekündigt möchte ich als letzten Punkt dieses Kapitels meine eigenen Wegerfahrungen und das Resultat und die Reflexion meines Weges darlegen. Ich tue mich schwer, über einen persönlichen Prozess öffentlich zu reden. So gehe ich dieses Thema auch sehr zaghaft an, denn ich gebe nur schwer etwas preis, was mir ganz persönlich gehört. Man liefert sich aus und wird leicht von der Oberflächlichkeit des Lebens zerdeutet und zerrissen. Dafür bin ich mir wirklich zu schade. Wenn man jedoch achtsam mit meinen Erfahrungen und Gedanken umgeht, wenn ein virtuelles Gespräch mit den Leserinnen und Lesern angestoßen werden kann und wenn es einem möglichst realitätsnahen innerkirchlichen Dialog eines Tages vielleicht doch nützt, soll es mir recht sein. Außerdem will ich mich, wie bereits betont, nicht um Rede und Antwort drücken. Ich versuche, mich sachlich zu äußern, jedoch nicht jenseits jeglicher Betroffenheit.

Ein kurzer Überblick über meine Situation

Ich habe 25 Jahre, von 1965 – 1990, als Priester im kirchlichen Dienst gearbeitet. In dieser Zeit habe ich neben anderen Aufgaben den pastoralen Raum von drei Territorialpfarreien, den kategorialen Raum der diözesanen Jugendseelsorge und den spirituellen Raum eines kirchlichen Internates mitgestaltet. Nun finde ich mich – nach meinem mehr als zwanzigjährigen Engagement für meine Priester-Freunde in Slowenien, in der früheren Tschechoslowakei, in Polen, in Korea und Uganda, und neben meinem bis heute währenden fast vierzigjährigen Einsatz für die Weltkirche in Lateinamerika – im „kleinsten Format des In-der-Welt-Sein“ (Peter Sloterdijk) wieder, im Paar-Raum. Und dies auf zweifache Weise: Persönlich als Partner einer Frau und somit Mitgestalter des kleinsten menschlichen Beziehungsraumes, und beruflich trotz meines Alters immer noch als Berater einer größeren Zahl von Einzelnen, Paaren und Familien, die meine Dienste in Anspruch nehmen.

Mein Weg in den priesterlichen Dienst

Ich gehe zunächst zurück in meine Kindheit und Jugend, in meine zutiefst von Religion und Kirche geprägte frühe Lebensgeschichte. Das Grundgefühl dieser Zeit ist auf einen ganz einfachen, klaren und pointierten Nenner zu bringen, der so lautet: Die Kirche meiner Kindheit war in meiner Wahrnehmung einfach schön. Die Seelsorger, denen ich begegnen durfte, waren in meiner Rückschau ideal und in meinen Augen überzeugend. Elternhaus und Kirche gewährleisteten eine wohlthuende Nähe zur Religion, zu religiösen Fragen, Riten und Aktivitäten. Ich war Ministrant, Caritassammler, Hilfsmesner, versorgte die Gemeinde mit allen möglichen religiösen Zeitschriften und der Pfarrhof war mein zweites Zuhause. Ich wollte schon sehr früh Priester werden, weil das Ideal so anziehend vor mir stand, und weil mir dieser Beruf im Lauf meiner Jugendzeit mit den Worten des hochgeachteten Exegeten Rudolf Schnackenburg ausgedrückt als „das Höchste erschien, wofür ich mein Leben einsetzen konnte“ (31).

Im Blick zurück muss ich aber auch zugeben: Für mich selbst, für meine Person, für das, was in mir war, und für vieles um mich herum hatte ich in jener Zeit keinen rechten Blick. Obwohl ich früh auf eigenen Füßen stand und vieles selbstständig und eigenverantwortlich wahrnehmen konnte, durfte, musste, hatte ich von meiner Psyche und ihren Motiven sowie den lebens- und familiengeschichtlichen Hintergründen meiner Zuneigung zu diesem Dienst und meiner späteren Entscheidung, aber auch von der konkreten Praxis keine bzw. wenig Ahnung.

Heute weiß ich aus meiner jetzigen beruflichen Erfahrung um die unterschiedlichsten Einflüsse, um Familiengeschichten und Familiendramen, um Sühnebedürfnisse, Gelöbnisse und Dankerweise für Errettungen aus Lebensgefahr usw., die unbewusst für solche Entscheidungen immer wieder Pate standen. Ich weiß heute vor allem, dass meine Fähigkeit recht mangelhaft entwickelt war, das Leben wahrzunehmen, wie es ist, und aus den Wahrnehmungen treffende Schlüsse zu ziehen. Anthropologie und Psychologie waren noch kein Thema für mich. Auch für Mängel und Engführungen in Theologie und Kirche hatte ich als Kind und Jugendlicher keinen Blick. Dunkle Wolken im Hintergrund habe ich zwar gespürt, aber nie richtig thematisiert und reflektiert. Dazu gehörte – heute ist es mir bewusst – eine religiöse Parallelwelt, ein düsteres Subklima mit gängigen dunklen Gottesbildern, mit einer Betonung von Sünde, Schuld, Gericht und Verdammnis – und was mir später besonders zum Verhängnis wurde, dass ich Krankheiten und Symptome als Strafe Gottes und nicht als Aufforderung deuten konnte, nachzusehen, was schief gelaufen sein könnte. Lebensgeschichtlich gab es dann in meiner Kindheit noch eine stark umlaufende Nachkriegsangst vor dem Kommunismus und einer russischen Invasion, und vor dem Weltuntergang. Diese Angst ging mir vor allem durch meine Nähe zu guten, aber enggeführten und ideologisch infizierten Ordensschwestern und deren Nähe etwa zu den fatalen Geheimbotschaften von

Fatima unter die Haut. Und, was ich besonders betonen möchte, ich kannte damals die Innenseite des Priesterberufes nicht, die Nöte des Alleinseins, die Kräfte verzehrenden Abwehrhaltungen, die vielfachen nicht wahrzunehmenden Verleugnungen, die privaten Bewältigungsstrategien der Priester, kurz, ich wusste nicht viel über die Welt hinter dem Beruf. Das Ideal und meine Vorbilder waren zu überzeugend. Das Pauschalangebot bestach, die Details, das Kleingedruckte stand nicht zur Debatte. Bei so viel Begeisterung meinerseits und göttlicher Absegnung andererseits musste ja alles gut gehen.

Zwei Seiten eines Dienstes

Es wurden viele schöne Jahre. Seelsorge war mein Beruf. Die große Nähe zu den Idealen der Kirche, die Kollegialität der Priester, die guten Erfahrungen in der Kontaktseelsorge, in Schule und Jugendarbeit, das Vertrauen der Vorgesetzten und die Zuneigung der Menschen – alles war beeindruckend. Ich war mit meiner Berufstätigkeit mehr als zufrieden. Ich habe nie im Traum daran gedacht, einmal als Priester aufzuhören. Ebenso habe ich für eine alternative Zukunft nie vorgesorgt. So etwas fiel mir nicht im Traume ein. Meine Ersparnisse waren im weltkirchlichen Einsatz.

Zunehmend wurden es aber auch schwere Jahre! Es ging mir gesundheitlich oft nicht gut. Ich wurde von Jahr zu Jahr immer mehr von medizinisch diagnostizierten sogenannten „Funktionsstörungen“ belästigt. Was das genau sein sollte, wusste ich nicht. Von möglichen Hintergründen noch weniger! Meine umfassenden psychosomatischen Schmerzen begegneten - wie sollte es damals auch anders sein - schließlich der Medikamentierfreudigkeit des Arztes meines Vertrauens, der mir half, diese Schmerzen und ihre Signalfunktion medizinisch zu hintergehen und zu unterdrücken. Ich hatte – ebenso wenig wie wahrscheinlich mein Hausarzt – keine Ahnung von der individuellen Wirkung der neu auf den Markt gekommenen Psychopharmaka, der Wundermittel der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Ich fühlte mich mit dem mir verordneten Medikament gut und bewältigte den Alltag zunächst viel lockerer. Ich nahm mein Medikament 4 -5 Jahre, immer ärztlich verschrieben, aber nie ernsthaft reflektiert und besprochen, Risiken und Nebenwirkungen außer Acht lassend. Noch heute erschrecke ich zutiefst, wenn ich an mein Verhalten in dieser Zeit denke.

Das ungeahnte Ende

Die Geamlage wurde nicht besser. Mein Körper wurde müder, die Seele leerer, der Kopf grübelnder. Ich überlegte alles Mögliche und begab mich schließlich in ein renommiertes katholisches Krankenhaus. Die Chefärztin riet mir, von meinem bisherigen Medikament die Finger zu lassen. Ich willigte sofort ein, brach aber

nach dem Absetzen innerlich zusammen. Das Loch, in das ich fiel, war tief, bodenlos, dunkel, unbegreifbar, bedrohlich, menschenfern, eine andere Welt.

In der heutigen Rückschau kann ich meinen damaligen Zustand klar und exakt so beschreiben: Der größte Schlag für mich war: Ich war auf einmal allein, furchtbar allein. Und das musste in meiner Logik auch so sein. Ich konnte ja niemandem erklären, was los war. Ich verstand mich ja selber nicht mehr. Und es gab auch niemand, der mich verstehen konnte. So ging ich den Menschen aus dem Weg. Ein ruhiges Kloster war gerade noch erträglich. Ich war erfüllt von Scham- und Schuldgefühlen meinen Bekannten und meiner Gemeinde gegenüber, die sich ja weiß Gott was denken mussten. Manchen lieben Menschen, die die Zuneigung und die Sorge zu mir trieb, bin ich rückblickend ein Rätsel geblieben bzw. ganz schön auf die Nerven gegangen. Das tut mir heute noch sehr leid. Und es schmerzt mich immer noch, dass sich manches damals Ausgerenkte nicht mehr eingerenkt hat.

Der zweite Schlag war eine fatale Logik, die aus der schon oben erwähnten religiösen Parallelwelt kam. Es war die gleiche Logik, von der meine an Krebs erkrankte Schwester infiziert war und die in ihrer verzweifelten Frage zum Ausdruck kam: „Was habe ich nur angestellt, dass mich Gott so bestraft hat?“ Eine alte, dumme, immer wieder angeheizte und in der Volksfrömmigkeit allgegenwärtige Indoktrination war in meinem Leben mitgelaufen, war plötzlich aufgetaucht, erwischte mich zu diesem Zeitpunkt kalt und schlug unbarmherzig zu. Unendlich streng mit mir – wie es eigentlich nur ein mir aufsitzender Gott-Götze zu Wege bringt – habe ich daraufhin mein bisheriges Leben und mein priesterliches Wirken nach begangenen Fouls, nach bewussten und verdeckten durchsucht, habe auch das Eine oder Andere entdeckt, mir zugerechnet und vor allem „hochgerechnet“.

Es war eine schreckliche Phase, die vielleicht nur der ein wenig verstehen kann, der Piet C. Kuiper's „Seelenfinsternis“ (32) gelesen hat. Gebet, Teilnahme an der Liturgie, Zuflucht bei den Heiligen, Eingebundensein in den klösterlichen Alltag, Aufmerksamkeiten der Mönche, Besuche meiner Freunde brachten keine oder nur wenig Erleichterung. Mein Gefühl war – ich sage es in einer für jeden Fußballer verständlichen Sprache: Ich bin draußen, ein für alle Mal draußen, vom Platz gestellt, außerhalb des bisherigen Spielfeldes. Das Bisherige war für mich gelaufen.

Eine Wende bahnt sich an

Monatelang war ich in Verzweiflung, Hilflosigkeit und Ausweglosigkeit gefangen. Therapeutische und seelsorgerische Interventionen von außen griffen nicht. Aus heutiger Sicht waren sie zu wenig grundsätzlich bzw. auf den Grund gehend. Dass ein Zusammenbruch eine Einladung zu einem tiefen Nachdenken, zu einer Abklärung sonstiger Ursachen, zur Hinterfragung von religiösen Ansichten bzw. von Lebensentscheidungen werden könnte, dieser Gedanke war mir damals noch

fremd. Zu sehr bestach lange Zeit die hartnäckige Deutung, es handle sich um eine Strafe Gottes. So kann man aber nicht leben. Es musste sich etwas ändern.

Und so geschah es auch. Es gab allmählich leise Anfälle von Zweifeln, innerem Aufbegehren und schließlich eine grundsätzliche Hinterfragung meines erdrückenden Erlebens. Der Neuanfang begann im Kopf und beinhaltete eine Mischung aus Trotz und willentlichem Ignorieren meines inneren Zustandes. Ich entschloss mich, gegen alle leidvolle seelische Wahrnehmung und gegen meine inneren Bilder so zu leben, als würde hier etwas nicht stimmen. – Trotz, lese ich später in der Fachliteratur, kann selbstschädigend und selbstzerstörerisch, aber auch kreativ, ermächtigend und aufbauend sein, „Kristalisationspunkt kreativer Neuorientierungen und überraschender Lösungen“ (33). - Letzteres habe ich erlebt. Nach monatelangem Ringen, mit zunehmender Kräftigung und in der neuen Umgebung eines herausfordernden und zugleich bergenden Studienseminars begannen zaghafte Schritte in die Zukunft.

Der erste Schritt war die nicht aufzuhaltende Bereinigung meiner Gottesbilder. Diese mehrjährige innere Arbeit und ihr Ergebnis sind in meinem im Kösel-Verlag erschienenen Buch „Gottestherapie“ ausführlich dokumentiert. Dieses Buch ist zu einem persönlichen Zeugnis gegen einen „Gott“ geworden, wie er in vielen jüdisch-christlichen Gottesbildern und -geschichten und in weiten Teilen der kirchlichen Gotteslehre und -verkündigung leider immer noch auftritt. Noch mehr aber ist es ein Zeugnis für einen Gott geworden, für den der Name Jesus steht, wobei unser gängiges Jesusbild ebenfalls von teils absurden Übermalungen freigelegt werden muss. Mir wurde dabei immer klarer, ich könnte und würde zum Beispiel bestimmte biblische Texte nie mehr vorlesen und könnte und würde deshalb in der amtlichen Verkündigung bestimmt keinen ehrlichen Platz mehr finden. Teile gängiger Theologie und der heiligen Schriften waren für mich keine Heimat mehr und standen zum wirklichen Evangelium, zu einer wirklich frohen Botschaft mit dem Gütesiegel „Jesus“ quer. Schon aus diesem eindeutig ersichtlichen Grund und dem Respekt vor mir und meiner hier begründeten Not stand die Klärung meines kirchlichen Weges von selbst an. Etwas in mir sagte: „Stopp, du kannst mit einem Teil des jeden Priester verpflichtenden Textprogramms nicht mehr weiterarbeiten. Für das Feld der amtlichen Seelsorge bist du nicht mehr geeignet und tauglich.“ Das war ein hartes, folgenschweres, aber ehrliches Ergebnis meiner ideellen „Flurbereinigung“.

Der zweite Schritt bestand darin, meine bisherige Lebensweise für meinen konkreten Fall und später auch grundsätzlich in Frage zu stellen bzw. ihr den mystischen Mantel wegzuziehen. Nach und nach konnte ich erkennen, und auch hier wurde mir im Laufe der Zeit immer klarer, wie sehr meine emotionalen und sozialen Begabungen und Bedürfnisse in den Schattenbereich der Seele gerutscht waren, wie sie sich nur noch in Symptomen und Schmerzen äußern konnten, und

wie später der Druck so groß wurde, dass ein Ausbruch und Zusammenbruch nicht mehr abzuwenden war. Ich merkte, wie wenig mein Lebensweg abgesichert war, wie hehre Gedanken nicht mehr trugen, aber auch, in welche Gefahr mein Leben geraten war. Meine Symbiose mit einem asketischen Programm hatte mir nicht gut getan. Durch meine Entscheidung für ein Programm „Selbst ist der Mann“, durch meine Entscheidung, partnerlos zu leben, konnte keine Person aufgebaut werden, die in der Krise, als ich mich selber nicht mehr verstand, etwas zu meinem Selbstverständnis und zu meiner Stabilisierung beitragen konnte. Es war einfach niemand da. Meine diesbezügliche Sehnsucht nach Ergänzung und die Abwehr dieser Sehnsucht habe ich nie in den Blick genommen, nicht thematisiert, nicht reflektiert. Beides war unter dem Teppich einer idealistischen Entscheidung und später einer dazugekommenen medikamentösen Unterdrückung versteckt worden. Erst durch die Krise bzw. die Katastrophe zerbröckelte die Allianz zwischen einer asketischen Lebensform und ihrer „theologischen“ Einbettung bzw. Verwahrung. Manchmal muss man eine Sache oder eine Idee erst an Leib und Seele erfahren, um im Leben weiter zu kommen. Mit meiner aus meiner Not erwachsenen Sensibilität ergab sich hier wiederum nur eines: Wie für die Weitergabe des ganzen Korpus kirchlicher Ideen und Texte fand ich mich nach dieser Katastrophe auch für die soziale Selbstbeschränkung des Zölibates nicht mehr geeignet und tauglich. Es war folglich für mich auch klar: Ich habe keinen Platz mehr in der zölibatären Priestermanschaft. Ich kann nicht mehr so weitermachen wie bisher. Ich gebe mein Amt zurück und orientiere mich neu.

Trotz dieser Klarheit fühlte ich mich lange als Verräter, unglaubwürdig, untreu, inkonsequent. Ich ließ ja mir anvertraute und nahe Menschen im Stich. Für einfache Menschen mochte es wie ein Glaubensabfall aussehen. Aber es gab keine Alternative. Meine Entscheidung war hart, für mich aber richtig. Allerdings war diese Entscheidung verknüpft mit einem jahrelangen geistigen und geistlichen Verarbeitungsprozess, der auch heute noch nicht zu Ende ist. Wenn ich dieses Buch jetzt schreibe, will ich - genauso wie in „Gottestherapie“ meine Gedanken zu Gottesbildern beschrieben habe - hier meine Gedanken zur Lebensweise des Priesters, zum Zölibat dokumentieren und so - falls erwünscht - niemandem, auch nicht den Kirchenoberen, Rede und Antwort schuldig bleiben.

Das Leben geht weiter

Jetzt noch ein paar Worte zu meinem weiteren Weg: Es war ein besonderer Glücksfall, dass ich nach der Rückgabe meines kirchlichen Amtes im Jahre 1990 mit der systemischen Therapie in Berührung kam. Über sie und ihren Einzug in die therapeutische Szene und in mein Leben und Denken baute ich meine eigene Kompetenz nach und nach wieder auf, suchte im Sinne Sigmund Freuds den Gedanken umzusetzen: „Man wird aber weniger empfindlich, wenn man sein eigenes Glück im Hause hat“ (34) und beendete mein Single-Dasein. Ich bin von Bert

Hellinger angefangen zahlreichen systemisch orientierten Psychologinnen und Therapeuten unendlich dankbar. Über Lektüre, Seminare, Symposien und gezielte Fortbildungen habe ich viel gelernt, insbesondere wie sich Leben versteht und wie Leben geht. Als theologisch gebranntes Kind habe ich natürlich nicht alles mitgeteilt, was sich auf dem säkularen Markt tat und tut. In dieser Zeit sind viele weitere Einsichten herangereift, den eigenen Weg zu verstehen und zu gestalten. Ich hätte mich natürlich auch bis zu meinem Lebensende „durchhopfern“ können. Aber dann, ich weiß nicht, was dann passiert wäre. Sicher hätte ich dann die Gegenwart eines freundlichen Gottes und einer im Grunde freundlichen Schöpfung nicht so tief erleben und das Erlebte nicht so überzeugend propagieren können, wie ich es jetzt kann. Bald habe ich mich auf jeden Fall als genügend gut für eine andere Art der Seelsorge gefunden, die vom Kern des Glaubens getragen prinzipiell ebenso den Menschen dient, wie es in Verbindung mit einem kirchlichen Amt der Fall war. Nur die Bedingungen und Auswirkungen haben sich geändert. Im anfordernden Publikum ist ein entscheidender Wechsel eingetreten. Es ist viel breiter geworden. Natürlich bin ich in Bezug auf die Wirkmöglichkeit in die Öffentlichkeit hinein eine Randfigur geworden.

Ich habe mich, wie schon erwähnt, über zahlreiche Fortbildungen auf die Einzel-, Paar- und Familienberatung festgelegt. Aus dem Paar- und Familienraum ersuchen mich auch heute immer noch viele Personen um Begleitung, bzw. diese Räume selbst rufen nach Gestaltung und „gestaltenden Gestalten“. Ca. 1300 Personen bin ich in den 22 Jahren meiner freiberuflichen Tätigkeit begegnet. Und hinter jeder einzelnen Person stehen Partner oder Familien. Ich erlebe es täglich, was sich hier an Leben abspielt, ich erlebe in der Konzilssprache ausgedrückt die „Freude und Hoffnung, die Trauer und Angst der Menschen von heute“ (35), und oft ein unnennbares Elend. Aber ich fühle mich hier, in diesem Raum am richtigen Platz. Ich spüre den Ruf, die Anforderung der Menschen, ich spüre einen Auftrag von der Sache her. Ich sehe die Öde der Räume, in denen heute Paare leben, in denen Kinder in das Leben eingeführt werden. Ich erlebe Zerrüttungen und Scheidungen, ich nehme die wachsende Zahl der Singles wahr, ich spüre die Angst vieler vor festen Bindungen. Ich weiß aber auch um so viel verborgene Liebe und so viele ungeschöpfte Kräfte. Mit meiner Arbeit darf ich in diesen kleinsten sozialen Biotopen kleinere und größere Akzente setzen. Hier kann ich - vielleicht noch für einige Zeit - ein wenig „Kirche für Menschen“ darstellen, ein Stück der Präsenz der Aufmerksamkeit Gottes für die Menschen. Ich erreiche Felder und Personen, die die amtliche Seelsorge nicht mehr erreicht. Vor allem habe ich heute kaum Angst vor den Dunkelheiten des Lebens, weil ich selbst durch ein tiefes Dunkel hindurchgegangen bin. Und so kann ich unaufdringlich Formen eines christlichen Zeugnisses entwickeln – als einfaches Glied der Kirche, und doch als einer, der vom gleichen Strom wie alle anderen Christen lebt, der nur in einem anderen Anzug als früher an einer anderen Stelle des gleichen Stromes arbeitet.

Gesundheitlich bin ich bis heute recht stabil geblieben. Auf jeden Fall ist mein Gesundheitszustand heute noch genügend gut, um Alltag und erforderliches seelsorgerisches Tun zu bewältigen. Am meisten berühren mich noch schnellere Ermüdung und Alpträume, die oft um Themen wie Alleinsein, Alleinunterwegssein, Ausgrenzung, Scham und Scheu, Ausweglosigkeit, Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung kreisen. Ich bleibe aber in diesen Träumen nicht stecken, ich wache Gottseidank immer wieder auf und versuche, die Sprache dieser Bilder zu verstehen und sie und mich gut zu behandeln.

Danksagung und Nachdenklichkeit

In allen Krisen und Katastrophen gibt es Menschen, die einem gut tun und die großen Dank verdienen. Ihnen will ich hier ein Denkmal setzen, meiner Mutter, meinen Geschwistern und meinen Verwandten, einigen guten Freundinnen und Freunden, den Benediktinermönchen von Plankstetten, den Ordensschwwestern und Kolleginnen und Kollegen vom Studienseminar Straubing, vielen Angehörigen meiner geliebten und lange von mir verraten geglaubten früheren Pfarrgemeinde und manchen Seelsorgern und Kirchenoberen, auch wenn das Krisenmanagement der Kirchenführung im Allgemeinen sehr zu wünschen ließ bzw. aus heutiger Sicht katastrophal war und wahrscheinlich auch garnicht anders sein konnte! Großen Dank schulde ich ferner zahlreichen systemisch orientierten Therapeutinnen und Therapeuten, bei denen ich später lernen durfte. Keinesfalls vergessen darf ich alle, die mich vor allem auch beruflich gefördert haben. Heute schmunzle ich noch darüber, dass ich mit einer Ausnahme bei allen Fachleuten der Heilskunst, bei Psychologen, Psychiatern, Neurologen und Therapeuten, bei denen ich mich vorgestellt bzw. um Überweisung von Klienten gebeten habe, gut angekommen bin und gut bedient wurde, wobei meist nicht meine fachlichen Grundlagen, sondern der Mut, aus einer von den meisten mit einer gewissen Skepsis betrachteten Einrichtung auszusteigen, die notwendigen Punkte lieferten. Zugleich schmerzte mich aber auch diese Erfahrung, wie Fachleute der Heilskunst des Öfteren die Seelsorge der Kirche erfuhren und einschätzten.

Diese neuen Erfahrungen ließen mich vergessen, bzw. relativierten die Erfahrungen, die ich früher in meiner Not und Verzweiflung gemacht habe. Bei manchen Therapeuten, die mir empfohlen oder zugewiesen wurden bzw. bei denen ich angeklopft habe, musste ich die Erfahrung machen, dass sie mit Priestern nicht umgehen konnten, insbesondere nicht mit den Vorgaben und Voraussetzungen, die oft hinter deren Berufswahl stehen. Ich meine hier eine tiefe und oft unbewusste Hingabe an Großes, an Gott und die Mitmenschen, ich denke an die Folgen von unbearbeiteten Familiendramen, an das Motiv der Dankbarkeit für erlangte Rettung aus irgendeiner Gefahr, die zur Weihe eines Familienmitglieds an Gott oder Maria führte, ich habe auch schwere Schuld in der Familie im Blick, die in der Familienphilosophie, im bewussten oder unbewussten Verständnis der Familie nach Sühne

oder Ausgleich rief. In jener Zeit war die Therapeutenzene für mich mit ein/zwei Ausnahmen nicht gerade heilungsfördernd. Ich habe mich dann immer wieder schnell zurückgezogen. Interessanterweise bin ich später dann auf ein Bonmot gestoßen, das auf Sigmund Freud zurückgehen soll. Dieses Bonmot besagt, Freud habe das Problem für sich so gelöst, dass er diagnostizierte, Priester seien grundsätzlich nicht therapierbar... So könnten meine Erfahrungen und ihre Niederschrift auch zu einer neuen Nachdenklichkeit bei den Heilkundigen führen. Ich schließe diesbezüglich auch die Mediziner nicht aus, sofern sie in ihrem Bereich „Materialisten“ geblieben sind und die Definition der Vereinten Nationen immer noch sträflich übersehen, dass zur Gesundheit neben dem körperlichen, seelischen und geistigen auch das soziale Wohlbefinden gehört.

Die heutige Sicht und der heutige Stand der Dinge

Eine zentrale Frage steht nun noch im Raum: Wie fühlt sich meine Entwicklung heute an? Wie denke ich nach einem Vierteljahrhundert über meinen Weg? Einen ersten Punkt überschreibe ich mit dem Satz: Das Leben hat bei mir nachgefragt. Und den zweiten Punkt: So schaut meine Antwort nach bestem Wissen und Gewissen aus.

Das Leben hat bei mir nachgefragt. Erfahrungsgemäß stellen Katastrophen immer viele Fragen, egal ob es um Hochwasser, Reaktorunfälle, Arbeitslosigkeit, Trennungen vom Partner, Selbsttötungen usw. geht. Vieles geht einem durch den Kopf: Was hat man übersehen? Welche Vorböten waren da? Was hat man unterschätzt? Was hätte man wissen sollen? Was konnte man nicht wissen? Zur heutigen Logik, wie sie sich mir darstellt und über die ich Rede und Antwort stehe, gehört vor allem dieses: Ich habe zunächst die Sprache der Symptome, diese Vorböten der Krise nicht gehört. Ich habe sie einfach weggeputzt. Manfred Hangelberger hat es im Taschenbuch „Sinnvoll leben“ auf den Punkt gebracht, als er schrieb: „Auch Krankheiten sind oft ein Signal der Seele. Sie will uns auf diese Weise zeigen, dass uns etwas ‚fehlt‘. Viele seelische Probleme, z.B. ungesunde Ordnungen der Liebe, können sich in Form von Krankheiten verkörperlichen. Die Seele konnte mit ihren Signalen das Bewusstsein nicht erreichen und verwendet den Körper als Medium zur Botschaftsvermittlung. Wenn jetzt nur mit Medikamenten gegen die sogenannte Krankheit vorgegangen wird - nach dem Motto ‚die Krankheit muss weg‘ -, rebelliert die Seele bald aufs Neue. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn manche Menschen von einer Krankheit in die andere fallen und damit von einem Arzt zum anderen laufen. Es gilt immer bei schweren wie auch bei chronischen Krankheiten: Außer der Schulmedizin und einem guten Arzt müssen wir lernen, auch die Seele mit einzubeziehen. Krankheiten sind immer auch zu hinterfragen nach systemischen oder seelischen Belastungen aus der Vergangenheit oder der Gegenwart“ (36).

Die Rebellion der Seele lässt sich in der Aufstellungsarbeit eindrucksvoll veranschaulichen. Im folgenden Beispiel aus meiner Praxis kann man ein Symptom als hartnäckige Sprache ohne Worte erleben. Eine Frau bittet um eine Aufstellung. Als Anliegen bringt sie ihre Müdigkeit vor. Anfallartig tauche diese Müdigkeit bei ihr auf. Dann ginge gar nichts mehr außer sich sofort hinzulegen. Aufgestellt werden ein Vertreter des Symptoms und die Klientin. Die Klientin ignoriert das Symptom in Gestalt der Vertreterin. Das Symptom nähert sich dann vorsichtig und leise und klopft zunächst relativ sanft bei der Klientin an. Diese steht mit dem Rücken zum Symptom und reagiert auf das Anklopfen überhaupt nicht. In der Folge wird das Symptom immer energischer, beginnt zu boxen und zu stoßen und schlägt schließlich mit voller Wucht auf die Klientin ein und brüllt „Mich gibt es auch noch!“

So weiß ich heute, dass meine Lebenskrise und die Vorboten meiner tiefen Krise, also meine gesundheitlichen Störungen, meine Symptome, meine psychosomatischen Beschwerden größtenteils die Folge des ungehörten Rufes des Lebens waren, des nicht beachteten Rufes der Schöpfung, des überhörten Rufes nach einer souveränen Lebensgestaltung und nach einer ganzheitlichen menschlichen Beziehung. „Mich gibt es auch noch!“ könnte auch hier die Sprache der Symptome gelaftet haben. Zur Diagnose meiner damaligen Verfassung gehören sicher mein verborgener und von mir nicht verstandener bzw. verdrängter Schmerz des Alleinseins, und noch mehr der Kraftverbrauch bei der Abwehr der elementaren Sehnsucht nach Beziehung. Die nicht wahrgenommene Selbstbescheidung meines Lebens hatte sich gerächt. Ein Teil meines Selbst ist zwischenzeitlich im Lauf von Jahren verloren gegangen, weil ich mich letztlich einem Existential verschlossen hatte. Vom fachlichen Standpunkt aus ist zu sagen: Emotionen und soziale Bedürfnisse sind in den Schattenbereich der Seele gerutscht und warteten nur auf den Ausbruch. Bei einem solchen Vorgehen gegen seine Existentialien wird die Wirklichkeitsstruktur gezwungen, Antwort zu geben. Und diese ist bisweilen saftig. Das psychische System bricht nach Professor Peter Dürr eben dann zusammen, wenn man zu viele Karten aus dem Spiel genommen hat. Nach Johannes B. Schmidt (37) führten übertriebene Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu Symptomen, zu Vereinsamung und psychoemotionaler Verstimmung. Auferlegtes Alleinsein greife tief in unsere natürliche Selbstregulation und in unsere interpersonale Kontakt- und Beziehungsfähigkeit ein. Die neurobiologische Forschung habe erwiesen, wir bräuchten reichhaltige Beziehungserfahrungen, die unser Gehirn zur Gesundheit stimulierten. Kontakt sei Erholung und Weg zum Wesentlichen, Einsamkeit dagegen ein bedrohlicher Risikofaktor. 2010 habe ich das damals erschienene Buch „Symbiose und Autonomie“ des Professors an der Katholischen Stiftungshochschule München, Franz Ruppert studiert und mich von dieser Art von Wissen verstanden gefühlt. Ich zitiere einige zentrale Feststellungen von Franz Ruppert: „Wahre Autonomie besteht ... darin, vorbehaltlos Ja zu sich selbst und der eigenen Lebensrealität sagen zu können und die volle Verantwortung für sein eigenes

Leben zu übernehmen, was immer in diesem Leben alles bereits geschehen sein mag ... Das beinhaltet auch das Erkennen, dass die eigenen Lebensumstände und die Personen, mit denen man verbunden ist, oft nicht so sind, dass man zu ihnen uneingeschränkt Ja sagen könnte. Sofern man diese nicht ändern kann, muss man zum Beispiel daran arbeiten, sich soweit von seiner Umwelt und von anderen Menschen abzugrenzen, dass man sich selbst, seine eigenen Einsichten und Gefühle und Bedürfnisse nicht verleugnen und verraten muss. Ansonsten besteht das Risiko, sich innerlich aufzuspalten und ein Doppelleben zu führen ... Wer ein gewisses Maß an Autonomie erreicht hat, kann mit anderen konstruktiv zusammenleben. Wer hingegen innerlich bedürftig, abgespalten und unbefriedigt ist, neigt entweder dazu, sich anderen zu unterwerfen oder sich über andere Menschen zu stellen und zu versuchen, Macht über sie zu erlangen“ (38).

Meine Antwort auf die Nachfrage des Lebens und das Ergebnis dieser Nachfrage schauen aus heutiger Sicht so aus: Ich habe die beiden zentralen Pole meines Lebens neu bestimmt: Mein Verständnis von Autonomie und mein Verständnis von Symbiose. Ich bin souveräner geworden, auch souveräner meinem Weg und meinem Schicksal gegenüber. Und ich denke, ich bin sozialer geworden, sozialer in der Form, dass ich angstfreier an Menschen herangehe und Menschen an mich heranlasse – jenseits von Abwehr oder Vereinnahmung. Im Buch „Gottestherapie“ und in diesem Buch versuche ich zu zeigen, worin für mich Autonomie und Verantwortung für mein Leben bestehen. Ich stelle mich gegen das, was mir fremd ist und was mich mir entfremdet, und zeige, wo ich dabei bin und mitgehe. Mein Glaube hängt nicht von Mängeln im Verhalten anderer Christen ab, auch nicht von mangelhaften Strukturen oder Randerscheinungen einer Lehre. Des Weiteren - das muss ich auch klar betonen - fühle ich mich bei all dem Erlebten Gott sei Dank nicht als Opfer einer bösen Kirche oder böser Kirchenmänner. Ich möchte auch bei niemandem Entschuldigungen erheischen und mich auch bei niemandem besonders beschweren. Bei Gott sowieso nicht. Ihn anzuklagen oder mich groß bei ihm anzuklagen, habe ich immer sonderbar bzw. lächerlich gefunden. Es ist bei mir halt einfach so gelaufen, wie es auch bei den meisten anderen Menschen läuft. Überall gibt es Idealismus und Scheitern. Überall gibt es unentdeckte Hintergründe und Ursachen. Ich denke hier an meine Klientinnen und Klienten aus dem Bereich Ehe und Familie. Es gehört eben zu meinem multifaktoriellen Schicksal, dass ich den Weg in den kirchlichen Dienst mit einigen so vom Rand ins Zentrum gestellten gefährlichen Ideen und daraus abgeleiteten unfreundlichen Lebens- und Berufsbedingungen - d.h. im Klartext, mit seiner amtlich verordneten zölibatären Präferenz - gegangen bin. Schade nur, dass so etwas im Rahmen eines so großartigen Berufes passieren muss. Es gehört andererseits aber auch zu meinem Glück, dass ich meinen jetzigen Weg in eine Welt gefunden habe, die so ist, wie sie ist, wie sie aus der Schöpfung und menschlicher Einwirkung hervorgegangen ist, eine Welt, die köstliche Früchte, aber auch Dornen und Disteln, Gaben und Aufgaben enthält, und wo auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Aber immer wieder erfahre ich, dass das

normale Leben freundlich ist – und dieses will gefühlt, gesehen, gehört, gegessen, getrunken, begriffen und ergriffen werden. Ein Stück Trauer läuft natürlich auch immer mit. Wer will es mir verübeln! Mit meinem Rückzug aus dem Priesteramt ist mir schließlich auch der Zugang zu so viel Schönerm dieses Dienstes versperrt worden. Es war aber tröstlich, und ich bin auch ein wenig stolz, dass ich erkennen konnte, dass nicht ich gescheitert bin, sondern dass eine „hehre“ Idee an mir, an meinem Leben, an meiner Lebendigkeit, an der Sprache meines Körpers gescheitert ist. Dafür bedurfte es aber eines harten Eingriffs der Natur und vieler seriöser theologischer, anthropologischer und systemischer Einsichten. Nun spiele ich auf dem gleichen Spielfeld wie früher weiter, aber in einer anderen Funktion, ohne Amt, aber mit demselben ungebrochenen Einsatz. Ich habe so einigermaßen meinen Platz gefunden: spirituell, theoretisch, praktisch. Ich konzentriere mich nicht mehr so sehr auf das Schwere und Dunkle, das hinter mir liegt, sondern auf die Gegenwart und auf deren tägliche Geschenke, Notwendigkeiten und Herausforderungen. Dazu gehört auch dieses Buch. Ich wollte es meiner Umgebung nicht schuldig bleiben. Vielleicht bleiben es dann eines Tages auch die Kirchenleitungen den Gläubigen und den Gemeinden nicht mehr schuldig, weiterhin die un-guten Früchte und Folgen ihrer Politik zu übersehen: die mangelnde Versorgung der Gemeinden ebenso wie die reale Situation der Priester und vor allem die Frage nach deren Lebensbilanz. All diese Dinge müssten einmal unter den Maßstäben Faktendichte, Nachprüfbarkeit und analytischer Präzision dargestellt werden.

Kirchlicher Sonderstatus

Wie geht es Dir im Moment mit der Kirche? So wird sicher die eine oder andere weitere Frage lauten. Mit der Kirche geht es mir gut, der Gesamtkirche in ihren vielfältigen Mitgliedern geht es anscheinend auch gut mit mir, nicht nur weil ich zahle und spende, sondern ein Mann für viele Fälle, auch für kirchliche Fälle und Unfälle bin. Für die Kirchenleitung gibt es mich seit 23 Jahren mehr oder weniger nicht mehr, wohl aber für Priester in Not bzw. für den einen oder anderen ehemaligen Priester, die eine oder andere ehemalige Ordensfrau, für den einen oder anderen ehemaligen Ordensmann. Es war mir in der letzten Zeit ein starkes Anliegen, dieses Faktum „Beziehung zur Kirche“ mit der mir möglichen Selbstdistanz zu reflektieren. Da gibt es weiterhin die starke Verbundenheit mit dem Kerngeschäft der Kirche, die ungetrübten Beziehungen zu Kirchenmitgliedern und früheren Kollegen, es gibt aber auch das Moment des Fremdseins, der Entfremdung, des Befremdens, des „Schade“ in Bezug auf die ideologischen und strukturellen Gebundenheiten der Kirchenleitungen. Ich rufe mir immer wieder meine reale Situation ins Bewusstsein, damit sich nicht unbewusste Aggressionen aufgrund von Frustrationen bilden, die sich dann körperlich, psychisch, geistig oder sozial entladen könnten. Ich glaube, die Kirchenleitung meiner früheren Diözese hat gar nicht wahrgenommen und konnte auch nicht wahrnehmen, was mich vor fast dreißig Jahren an den Rand meiner Existenz gebracht hat. Ein solches Geschehen wie

damals und solche Konsequenzen darf es ja grundsätzlich nicht geben. Die Nachfrage des Lebens ist eine vorprogrammierte Überforderung der eingefahrenen Struktur - und neue Wege einer Lösung sind nicht im Programm.

So muss man leider davon ausgehen, dass Priester in der Krise weiterhin weitgehend allein sind, dass es zwar guten Willen, aber gebundene Hände und wenig Fachlichkeit gibt, d.h. vor allem niemanden, der aus einer Außenperspektive hin- und dahinter sieht, wenn es kriselt. Und nach der Entscheidung, auf sein Amt zu verzichten, ist es ähnlich. In meinem Fall gab es zwei amtliche Gespräche, eines mit dem Bischof und eines mit dem Generalvikar, eine finanzielle Übergangshilfe für zwei Jahre, ein ausgezeichnetes Führungszeugnis, dann die zu mir durchgesickerte Meinung des Bischofs „Der Zellner kommt wieder“, später das Angebot eines Gesprächs über die Laisierung, gelegentlich eine Kontaktwarnung von einem Leitungsmitglied an Priesterkollegen und ein paar ähnliche Unfreundlichkeiten. Aber darüber hinaus gab es mich nicht mehr. Die Sachfragen sind allesamt ausgesessen worden. Meine Gottesnot und meine Anfragen an die Theologie in meiner Abschiedsbegründung blieben zwei Jahre unbeantwortet liegen. Ich bat dann um die Rücksendung meiner Anfragen und Darlegungen. Diese geschah auch postwendend und kommentarlos. Auf mein Buch „Gottestherapie“, auf das viele von eigener Gottesnot Betroffene antworteten, das auch bei einer Reihe von Theologen und Therapeuten und bei Bildungsveranstaltungen Beachtung fand und vielfach – sogar in einer theologischen Zeitschrift in Ungarn – kommentiert wurde, kam keine amtliche Reaktion. Das Schicksal dieses Buches zur Zölibatsfrage wird wahrscheinlich ähnlich aussehen.

Positiv und überraschend angenehm empfand ich es, dass es keine kirchenamtlichen Interventionen bei einer Fortbildungsveranstaltung für hauptamtliche Mitarbeiter einer bayerischen Diözese zur Gottesbildproblematik gab, ebensowenig bei fachlichen Fortbildungsveranstaltungen für Erzieherinnen und Erzieher innerhalb eines diözesanen Caritasverbandes, bei zahlreichen Schulentlasstagen für Real-schülerinnen und Realschüler und bei Besinnungstagen für Pfarrgemeinderatsmitglieder aus meiner früheren Pfarrgemeinde.

Mit der Kirche an sich und ihrer Kernbotschaft habe ich, wie gesagt, keine Probleme. Aus ihrer Theologie hole ich nach wie vor mein zentrales lebenbestimmendes Gedankengut. Im Raum der Kirche habe ich die überzeugendsten Vorbilder für mein Leben und für eine sinnvolle Lebensgestaltung gefunden. Hier ist auch heute noch meine Suche nach Gleichgesinnten am erfolgreichsten. Hier entdecke ich mehr als woanders einen Glauben, der Motor für praktisches Handeln ist. Theologische Schief lagen, rückständige Gottesmänner und Christen, die - ebenso wie ich - hinter den Ansprüchen zurückbleiben, stören immer weniger meine Souveränität und meine innere Verbundenheit. Ich stehe zur Notwendigkeit einer grundsätzlichen Verkörperung der Kirche in unserer Welt, zu einer organisa-

torischen Struktur, zu einem Weltauftrag, zu einem Einmischen und Mitmischen. Ich freue mich über die Lebendigkeit vieler Gemeinden und über alles, was dort für Leib und Seele, für Herz und Gemüt, für Geist und Geistlichkeit geschieht. Ich stelle mich, mein Interesse, meine Ideen, meinen Glauben, mein Tun und natürlich auch mein Geld zur Verfügung. Ich verstehe mich ganz und gar als kirchlich ausgerichteter Christ und firmiere weiterhin und deutlich mit r.k. – und dies nicht nur vor dem Finanzamt. Ich sage es noch einmal ganz deutlich: Aus der ganzen oft lähmenden und dann wieder aufregenden Widersprüchlichkeit von in der Kirche umlaufenden Ideen und Praktiken ist bei mir eine gute Grundgestalt des Glaubens erhalten geblieben, nämlich Jesus als einer, der passt, und der auch Gott als einen darstellt, der passt. Es ist ein Jesus, den Bert Hellinger einmal so gekennzeichnet hat: „Einer von uns, der scheiternd das Letzte erfuhr, und uns vor dem Letzten lehrte, bescheiden, ohnmächtig, hingegeben zu sein“ (39). Hellinger ist es, der diesen Jesus auf der gleichen Seite so angesprochen hat: „So nehme ich dich in meine Seele und bitte dich, dass du in ihr mich lehrst“. Hier höre ich überraschenderweise meinen längst verstorbenen vorbildhaften Heimatpfarrer seinem „Herrn und Meister“ zugewandt beten: „Erfüll’ mein ganzes Wesen, durchdring’ mein ganzes Sein, dass man aus mir kann lesen, die große Liebe dein“ (40).

Wo liegt dann das Problem? So mag der eine oder andere jetzt fragen. Die Antwort ist klar: Es liegt in meinem durch die Katastrophe erworbenen Souveränitätsverständnis. Ich war in der Katastrophe allein. Und das sollte mir nicht mehr passieren! Damals war kein naher, vertrauter, verständiger Begleiter da, kein Mensch, der meine miserable „seelisch-geistige Musik“ (41) und ihre Entstehung verstand, keine Kirchenleitung, der der Gedanke einer Außenansicht der Situation, der Gedanke eines Rufes des Lebens kam bzw. kommen konnte, kein therapeutischer Begleiter, der auf Innenansichten und Innenleben eines Priesters spezialisiert war. Ich war auf mich allein gestellt. Das führte zu einer gewissen inneren Stärke, zu einer Entschlossenheit und Souveränität, die mich an das Leben und seine Bedingungen zurückband und mich im Blick auf meine einstige Entscheidung zu einem zölibatären Leben sagen ließ: „Nein, das tu ich nicht mehr!“ Ich sah keinen akzeptablen gemeinsamen Weg mehr. Ich habe auch keinen Laisierungsantrag gestellt. Es hätte meiner Seele bestimmt nicht gut getan, nach meiner Katastrophe auch noch Rechenschaft geben zu müssen, mich von Kirchenjuristen, vom Kirchenrecht, von Kirchenstrukturen richten zu lassen, beurteilen zu lassen, alles so ausrichten zu lassen, dass es für das System wieder passt. Ich will aber für das jetzige System nicht mehr passen. „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat“ (Mk 2,27). Das soll auch heute gelten.

Wer so vom Leben zu einer Veränderung gezwungen wurde wie ich, der ist immer mehr verwundert über die berührende Unfähigkeit, Selbstfesselung und Inkompetenz der Kirchenleitungen, mit den Menschen richtig zu verfahren, die Priester werden wollen, aber auf Grund rechtzeitiger Einsicht und der Sorge für ihr Leben

die Zugangsbedingungen nicht akzeptieren können. Genauso verwunderlich wirkt die Unfähigkeit, mit denen umzugehen, die den priesterlichen Dienst quittiert oder an ihm zerbrochen sind. Ganz unerträglich wird die Situation, wenn es keinen gemeinsamen Weg mehr gibt, einen Mann wie Pfarrer Guido Sauer zu halten, der sich seine Entscheidung, den Priesterberuf zu verlassen, extrem schwer gemacht hat. Er stellt inneren Reifeprozess seiner Entscheidung so dar: „Geistlich begleitet, psychologisch geprüft, in geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola vertieft und von mir gläubig vollzogen, ist sie gewiss nicht weniger gläubig als mein Zugehen auf den priesterlichen Dienst drei Jahrzehnte zuvor“ (42). Ein solcher Mann verdient allen Respekt!

Es tut mir leid, aber ich will und muss es deutlich sagen: Diese in seiner spezifischen Lebenssituation ersichtliche Gläubigkeit eines Pfarrer Sauer oder die Souveränität, wie ich sie über die Katastrophe hart erringen musste, fehlen mir bei vielen Kirchenoberen. Dabei steht auch ihnen eine Katastrophe ins Haus, die nach Souveränität, selbständigem Denken, eigenem Urteil und mutigem Handeln schreit - und nicht nach einem Versteck in der Gruppe. In den Reihen der Hirten ist oft kaum mehr das Ich, die eigene Handschrift, das eigene Urteil identifizierbar. Ihnen fehlt durch die symbiotische Abhängigkeit von überholten Lehren und Praktiken und von vergangenen Lebenswelten, durch die eingeschworene Bindung aneinander und durch den sublimen Konsenszwang ein Bewusstsein für eine heute erforderliche Inkarnation der „Guten Nachricht“ und für eine realistische Einschätzung der Situation. Schon 1994 hat Günter Kegel in seinem Buch „Glaube ja, Kirche nein“ konstatiert: „Stets haben Funktionäre einer Großorganisation bis zum endgültigen Zusammenbruch an der Richtigkeit ihres bisherigen Weges festgehalten“ (43). Kirchenoberen sind weiterhin gebunden an Ideen, die nicht zum Kerngeschäft gehören. Sie sind gefesselt an eine Kirchenorganisation und ein Kirchenrecht, das sie ändern könnten, dem sie aber weiterhin Gehorsam geloben bzw. wo sie auf Gehorsam eingeschworen werden. Der „Körper“ der Kirche mit dem Appell der Symptome ist für sie leider weitgehendst zum „Fremdkörper“ geworden.

Kirche zwischen Träumereien und Frustration

Wie kann man in der heutigen Situation der Kirche realistisch ein Christ sein, ein an die Kirche gebundener Christ? Wie kann man sich zwischen Träumereien und Frustration bewegen? Diese Frage stellt sich nicht nur mir.

Es gibt Träumer. Sie wünschen sich ein goldenes Zeitalter in Form einer idealen Kirche. Sie laufen herum, wie jener Ulrich in Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“, als gehörte das goldene Zeitalter zu den „noch nicht erwachten Absichten Gottes“ (44). Dieser Ulrich geht davon aus, dass es so wie es ist, nicht weitergehen kann, das etwas in der Luft liegt, dass es überall herum knistert, dass etwas bevorsteht, aber noch nicht erwacht ist, noch nicht der Einsicht zu-

gänglich ist, noch nicht angekommen ist, dass es aber im Begriff ist, verwirklicht zu werden. Im neuen Zeitalter werden dann die Menschen, die noch „von sich abgezogen“ sind, in Wahrheit sie selber werden. Zu dieser Kategorie der Träumer, dass alles von selber kommt, gehören auch die, die blind und mit frommen Gelaber auf den „Herrn der Kirche“ verweisen, der schon für seine Kirche da ist, die ihn wie einen sicheren Besitz in sich fühlen, aber vergessen, dass dieser „Herr der Kirche“ ihnen eine Gestaltungsaufgabe für die jeweilige Zeit übergeben hat. Es gehören ferner die dazu, die von guten alten Zeiten träumen, und es übersehen haben, die Fenster zu öffnen. Es gehören aber auch die genannt, die zu große Erwartungen in Bezug auf die Umsetzung des Konzils aufgebaut und leider oft die soziologischen und psychologischen Realitäten übersehen haben.

Und wie es Träumer gibt, gibt es auch Frustrierte. Es gibt immer mehr, die den Weg in die Frustration gegangen sind, weil sich so oder so die Früchte des Konzils nicht gezeigt haben, weil es entweder keinen Ruck in den Köpfen der Kirchenleitungen gegeben hat oder weil der Auszug aus der Kirche zu offensichtlich ist. Wieviel Verbitterung und Enttäuschung gibt es inzwischen auf allen Seiten!

Heilender Maßstab kann hier nur sein, mit Orientierungen Schluß zu machen, die Träumereien fördern oder Wege in die Frustration bannen. Übrig bleibt dann vielleicht endlich „die Katholizität des Blickes auf das Reale“ (45), wie man das Christsein von Charles Peguy vielfach in Frankreich verstanden hat, der Blick auf den Menschen, auf seine Psyche, auf seine sozialen und ökologischen Bedingungen. Gefordert sind dann eine neue Nähe zu den Menschen und eine Kernigkeit, die aus dem Kerngut des Glaubens kommt und die das Kerngeschäft pflegt. Hier kann jeder sich als Christ einrichten – der stärker kirchlich gebundene ebenso wie der mehr „freilaufende Christ“ (46), der in seiner jeweiligen Situation seinen Glauben bedenkt, gestaltet und verantwortet. Hier muss ich Eberhard Schockenhoff, den ich in diesem Buch auch kritisch erwähne, die Ehre geben, wenn er auf die Frage, wie sich die heutige Situation ändern ließe, antwortet: „Jeder muss an der Stelle, an der er steht, seine Aufgabe so gut tun wie er kann. Er muss freimütig sein, dem freien Wort Gehör geben in der Kirche. Er muss offen die Probleme benennen, die sich aus seiner Sicht stellen, und versuchen, darüber in einen Dialog mit anderen zu kommen. Aber der Glaube lebt nicht nur vom Probleme lösen und von Strukturdebatten. Jeder muss an seiner Stelle dazu beitragen, dass etwas von der Freude des Glaubens in der Kirche sichtbar wird. Wenn das alle tun, dann geht es uns nicht schlecht“ (47). Bischof Joachim Wanke muss ich hier auch noch das Wort geben. Er hat einst eine Spiritualität und eine Bereitschaft angemahnt, „sich in Glaubensdingen ins Herz schauen zu lassen“ (48), – ich erweitere den Satz - sich in Glaubensdingen in den Kopf, in das Herz, in den Bauch, auf Hände und Füße schauen zu lassen, um zu zeigen, welchen Gott man im Kopf, im Herzen, im Bauch, in Händen und Füßen agieren lässt. Darum geht es – um dieses Zeugnis des ganzen Menschen. Und nur darum!

Ganz ohne Träume geht es auch nicht

Der Theologe und Journalist Peter Rosien schreibt in „Mein Gott, mein Glück“ zur Situation der Kirche wenig Ermutigendes und Erbauliches: „Ich bin wenig zuversichtlich, dass es anders kommt. Aber träumen darf man ja mal“ (49). So träume ich manchmal vor mich hin, es gäbe z.B. einmal einen Dialog der Kirchenleitung mit einem „freilaufenden“ (50) aber doch der Kirche eng verbundenen Christen wie mir. Ich träume von vier Runden eines Treffens mit einem beauftragten Mann einer Bistumsleitung.

Erste Runde: Wir treffen uns. Wir nehmen einen Dritten in unsere Seele und bitten ihn, dass er uns lehrt. Wir reden nicht über Schuld – und noch weniger über Entschuldigungen. Schuldzuweisungen blockieren. Aber auch die heutige überall geforderte Entschuldigungsmasche wirkt nicht immer ehrlich, mitunter peinlich. Wir reden über unsere Gemeinsamkeiten durch dreißig Jahre – und dann sehr locker, was sich in den letzten 23 Jahren getan hat. Wir sind traurig und finden es schade, was wir uns in dieser Zeit schuldig geblieben sind. Ich stelle meine Ausweglosigkeit von damals und meine heutige Position dar, der Vertreter der Kirchenleitung erklärt, wie es ihm geht, wie er in der Zwickmühle sitzt – in der Zwickmühle zwischen pastoralem Anspruch und Durchsetzungsmöglichkeiten. Er sieht die Krise, er sieht die Katastrophe kommen, er sieht den Auszug der Menschen aus der Kirche. Ich rede ihm nicht ins Wort. Ich höre zu. Dann fahre ich fort, wie es mir ging, was mir passiert ist. Ich rede über religiöse Parallelwelten und versuche dann zu vermitteln, dass die kirchliche Psychologie, das kirchliche Wissen über den Menschen für meine Gesundung nicht ausreichte. Ich will ihm vor allem die Sprache der Symptome verdeutlichen. Ich verwende dazu ein Beispiel aus der Aufstellungsarbeit. Meine Symptome waren letztlich die Hüter meiner Autonomie und als Anruf und Rückruf gedacht. Ich erzähle auch noch, wie ich meine Souveränität über meinen Körper, meine Psyche, meine inneren Bilder, vor allem über meine Gottesbilder wieder bekam, wie ich meine Menschenscheu mehr und mehr überwand, wie mich das Thema Treue beschäftigte, wie ich mich mit dem Gefühl „unglaubwürdig“ herumschlug und wie ich heute zur Kirche und einigen kirchlichen Meinungen und Organisationsformen stehe. Ich höre wieder meinen Gesprächspartner, spüre aber auch, wie seine Souveränität eingegrenzt ist, wie er aber mit den gleichen Themen wie ich zeitversetzt ringt. Wie er zu denken hat, ist ja relativ klar definiert. Wir verständigen uns auf das einfache Wort „Schade“. Mein Partner fragt noch nach meiner Laisierung. Ich sage, dass eine Laisierung, wie sie gängig ist, meiner Seele nicht gut tut, ich erkläre dann noch, wie mein Dienst heute aussieht, wie ich am Leben der Kirche teilnehme und ihre Aufgaben aktiv mittrage. Ich erkläre mein Problem, mit meinen früheren Kurskollegen im Restaurant Bischofshof zu Tisch zu sitzen, nicht aber am Tisch des Herrn im Dom daneben. Dann höre ich wieder zu. Am Ende des Gespräches konnte ich ein bestimmtes Verständnis für meine Situation spüren. Ich denke, ich konnte meinem Ge-

sprächspartner vermitteln, dass zumindest ich für ein zölibatäres Leben nicht geeignet war.

Zweite Runde: Wir reden erstmals über die priesterliche Ehelosigkeit als Pflicht. Wir wägen ab, was Papst und Bischöfe der Welt schuldig bleiben, wenn es zu wenig Priester gibt, was sie aber auch der Lebensausrichtung der jungen Menschen schuldig bleiben, denen die Kernthemen des Christentums als heilsam für die Welt erscheinen, die Priester werden wollen und die mit diesem Berufsverbot für Verheiratete nicht kreativ und souverän umgehen können – ebenso wenig wie ausgeschiedene Priester. Wir bleiben ganz auf der Ebene des Pragmatischen. Ich kann voll und ganz alle neu auftauchenden Probleme würdigen, die mit der Zulassung verheirateter Priester in das kirchliche Amt verbunden sind. Was ist, wenn das Zeugnis der Beziehung nicht klappt, wenn die Verfügbarkeit extrem eingeschränkt ist, wenn man zwei Beziehungen gerecht werden muss, wenn die Finanzierung eines Tages im heutigen Umfang nicht mehr möglich ist. Ich sage, dass ich auch die Amtsträger nicht beneide, die einen personellen und strukturellen Umbau vornehmen müssen. Klar scheint am Ende eines geworden zu sein: Die Seinsfigur Zölibat entscheidet nicht mehr über die Qualität der kirchlichen Verkündigung. Sie hat als generelles Zeichen viele Plus-Punkte verloren. Am Ende wird es dann doch noch grundsätzlich: Wir reden über die mutige Feststellung der Kirchenrechtlerin Sabine Demel, mit der sie darauf hinweist, die geltenden kirchenrechtlichen Bestimmungen stünden nicht im „theologieleeren Raum“ (51), sie seien wissenschaftlich wie lehramtlich immer noch offen und könnten durch neue theologische Argumente modifiziert werden (52).

Dritte Runde: Wir tauschen uns über die zölibatäre Lebensform bzw. über das Single-Dasein allgemein aus. Wir reden über die Gefährdungen der Priester, wir reden über ihre Gesundheit, ihr Altern, ihre Lebensbilanz und ihren Tod. Hier ist die Kirchenleitung in der Pflicht. Den Höhepunkt des Gesprächs bilden dann brisante Fragen, wo eben die Kirchenleitung ihre Grenzen hat, wo sie übergriffig wird, und was mit noch so gekonnten Argumenten nicht mehr abzudecken ist. Meine These lautet: Der Amtsträger muss denkend und als echter Mann (bzw. echte Frau) existieren dürfen. Die Gesprächsatmosphäre war inzwischen immer lockerer geworden.

Vierte Runde: Es hat sich etwas getan in der katholischen Kirche. Wir debattieren ein neues Geschäftsmodell: Ich mit meiner hier dargestellten Art, Christ zu sein, bewerbe mich wieder um ein Amt. Die Kirchenleitung interessiert sich wieder für mich. Eine Bischofsynode hat reagiert. Mein Gesprächspartner hat grünes Licht bekommen. Es gibt keine Tabuthemen mehr. Gerne darf ich bei der Wiederaufnahme meines Dienstes eine Partnerin mitbringen – es muss ja nicht gleich eine Muslima sein bzw. jemand, der den ganzen Tag im Morgenrock herumläuft. Die Gefahr hierfür ist allerdings nicht mehr so groß, weil man inzwischen auf die erfahrene

Priesterspezialistin Waltraud A. Perner gehört hat, die für die Gestaltung der Priesterehe ganz brauchbare Vorschläge gemacht hat: Der Priester brauche eine gleich „wissende, fühlende und körperlich adäquate Partnerperson“, einen „ergänzenden Menschen auf demselben Niveau“, der ein „lebendiges Interesse“ am Ideal des Priestertums und am Beruf des Priesters besitzt, der die „seelisch-geistige Musik“ des Partners hört, und dem eine „lebenslange geistige und seelische Weiterentwicklung“ ein Anliegen ist. (53)

Ich bin aber inzwischen nicht mehr 75, sondern 95. Jetzt stehen andere Themen an.

Meine Schlußbemerkung

Das war also mein persönlicher Beitrag zu einer delikaten Thematik. Ich bin diese Darlegung dem einen oder anderen meiner Freunde, dem einen oder anderen Christen schuldig. Ich habe mich bemüht, sie genügend gut und konstruktiv zu gestalten. Ich hoffe gleichwohl, den in Bezug auf mein Thema schnell entrüsteten und erbosten Zeitgenossen, aber auch den Aussitzern und Beschwichtigern nicht zu viel Material zum „heiligen Zorn“ geliefert zu haben. Den Aussitzern kann ich nur sagen: Durch die Zulassung Verheirateter zum Priestertum wird in meinen Augen die Kirche keine weltliche Größe. Aber vielleicht werden Ehe und Familie endlich echte religiöse Größen, für die das Wort Sakrament nicht Etikett oder Verpackung ohne Inhalt bleibt! Auf die schnell Entrüsteten möge letztere Feststellung im Fall des Falles versöhnend wirken.

Was letztendlich meine geistige Einstellung betrifft, trägt mich ein Bekenntnis von Charles Peguy. Ich konnte nach und nach dem immer mehr zustimmen, was Peguy vor einhundert Jahren so treffend formulierte: „Ich verleugne nichts von meiner Vergangenheit. Ich bin nur auf den Grund gegangen“ (54). Genau darüber und über meine persönliche Ergänzung wollten die vorausgehenden Seiten sprechen:

„Ich bin auf den Grund gegangen – aber nicht zugrunde“.

Nachtrag

An verschiedenen Stellen dieses Kapitels wird Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, aufgefallen sein, dass ich wiederholt auf mögliche systemische Hintergründe der Zuneigung zum priesterlichen Dienst aufmerksam gemacht habe. Da gab es immer wieder Andeutungen von „Verstrickungen“ in die Schicksale der Vorfahren. Da habe ich von Belastungen aus dem Familienfeld, von unheilvollen Familiengenerationen, von unverarbeiteten Familiendramen, von unbewussten Sühneleistungen für schwere Schuld u.ä. in der Familie gesprochen, die bei der Berufswahl eines Priesters möglicherweise Pate standen. Auf diese weithin unerforschten Zusammenhänge wollte ich unbedingt noch hinweisen. Dabei erachte ich es als besonders wichtig, zu verstehen, was mit „Verstrickungen“ gemeint ist. Wir könnten es uns von Bertold Ulsamer erklären lassen:

„Verstrickungen““, schreibt er, „ist ein bildhaftes und aussagekräftiges Wort. Da ist jemand in Seile verwickelt, die ihn festhalten und behindern. Wer mit Vorfahren verstrickt ist, ist weit weg von dem Kontakt mit den eigenen Interessen. Er ist nicht ganz präsent in der Gegenwart, sondern bestimmt und geleitet von fremden Themen aus der Vergangenheit. Unser modernes Ideal ist die Vorstellung, dass jemand selbstbestimmt sein Leben lebt, das eigene Potential verwirklicht und die eigenen Wünsche in die Tat umsetzt. Verstrickung ist das Gegenteil davon“ (55).

Ich musste diesen Nachtrag bringen, weil ich mich zurzeit intensiver mit diesen interessanten und spannenden Zusammenhängen befasse. Hier steht noch viel Arbeit an. Die pastoralpsychologische Forschung hat in diesem Bereich noch ein weitgehend unentdecktes bzw. unerschlossenes Feld.

Anmerkungen

- 1 Michael Reeder und Josef Schmidt (Hrsg.), Ein Bewusstsein von dem, was fehlt – Eine Diskussion mit Jürgen Habermas, Frankfurt am Main 2008
- 2 Tilmann Moser, Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott, Stuttgart 2003
Tilmann Moser, Gott auf der Couch, Gütersloh 2011
- 3 Gerhard Nachtwei in: DIAKONIA 41 (2010), 5, hrsg. v. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau
- 4 Christian Schütz (Hrsg.), Praktisches Lexikon der Spiritualität, Freiburg im Breisgau 1988, 259
- 5 Ebd. 257
- 6 Bibel und Kirche 1/2005, hrsg. v. Katholischen Bibelwerk Stuttgart
- 7 Bert Hellinger, Finden, was wirkt, München 1995, 169 f.
- 8 Bert Hellinger, Wahrheit in Bewegung, Freiburg im Breisgau 2005, 19
- 9 Siehe Internet: Papst Johannes Paul II, Apostolisches Schreiben „Ordinatio Sacerdotalis“ vom 22.05.1994 und Papst Benedikt XVI, Predigt bei der Chrisam-Messe am Gründonnerstag, den 05.04.2012
- 10 Zit. in Karl Rahner, Glaube, der die Erde liebt, Freiburg im Breisgau 1966, 118
- 11 Tomás Halík, Nachgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012, 122 ff.
- 12 Rotraud A. Perner, Sein wie Gott, München 2002
- 13 Max Frisch, Stiller, zit. in: Bibel und Kirche 2/2004, 100, hrsg. v. Katholischen Bibelwerk Stuttgart
- 14 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Berlin 2013
- 15 Charles Péguy, zit. in Richard Egenter, Kitsch und Christenleben, Ettal 1962, 188
- 16 Johannes B. Schmidt, Der Körper kennt den Weg, München 2008, 259
- 17 Rotraud A. Perner, Sein wie Gott, München 2002, 208 ff.; 228
- 18 Ebd. – Durchgängige Botschaft
- 19 Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2007, 7 – Siehe auch 21 f.
- 20 Ebd. 36
- 21 Ich verweise hier besonders auf Gerald Hüther, Die Freiheit ist ein Kind der Liebe und Maik Hosang, Die Liebe ist ein Kind der Freiheit, Freiburg im Breisgau 2012
- 22 José V. Casanova, Die Kirche in der Welt: Die theologische Verantwortung eines Soziologen und Laien in: Korrespondenzblatt des Canisianums 2012/2013, Heft 2, 24
- 23 Ebd. 22
- 24 Ebd. 21

- 25 Harald Lesch / Jörn Müller, Kosmologie für helle Köpfe, München 2006, 151 f.
- 26 Zit. bei: Wunibald Müller, Liebe und Zölibat, Kevelar 2012, 107-108
- 27 Rotraud A. Perner, Sein wie Gott, München 2002, 51-52
- 28 Janosch, Polski Blues, München 1991, 7
- 29 Publik-Forum Nr.6 – 2013, 8
- 30 Guido Sauer in Christ in der Gegenwart, Katholische Wochenzeitschrift, Verlag Herder Freiburg i. Br., 27/2010, 309
- 31 Rudolf Schnackenburg, Glaubensimpulse aus dem Neuen Testament, Patmos 1973, 148
- 32 Piet C. Kuiper, Seelenfinsternis, Frankfurt am Main 1991
- 33 Gunthard Weber in Eva Madelung, Trotz und Treue, Heidelberg 1998, 8
Siehe auch Eva Madelung, Bindung und Autonomie – Zwei Pole seelischer Wirklichkeit
In: praxis der systemaufstellung 2/2013, 37-40, Vertrieb: Carl-Auer Verlag Heidelberg
- 34 Sigmund Freud gegenüber seiner Braut, zit. in Rotraud A. Perner, Sein wie Gott, München 2002, 16
- 35 Formulierung des 2. Vat. Konzil in Karl Rahner – Herbert Vorgrimmler, Kleines Konilskompendium, Freiburg im Breisgau 1966, 449
- 36 Manfred Hanglberger, Sinnvoll leben, Kevelar 2010, 16
Siehe auch Manfred Hanlberger, Signale des Unbewußten, Regensburg 1999
- 37 Siehe Johannes B. Schmidt, Der Körper kennt den Weg, München 2008
- 38 Franz Ruppert, Symbiose und Autonomie, Stuttgart 2010, 53
- 39 Bert Hellinger, Die Kirchen und ihr Gott, Hellinger Publications Berchtesgaden 2013, 12
- 40 Der vollständige Text ist im Internet unter www.introibo.net, Kommuniongebete, nachzulesen
- 41 Rotraud A. Perner, Sein wie Gott, München 2002, 213
- 42 Guido Sauer in Christ in der Gegenwart, 27/2010, 309
- 43 Günter Kegel, zit. in Peter Rosien, Mein Gott, mein Glück, Publik-Forum Verlagsgesellschaft mbH Oberursel, 2007, 176
- 44 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1970, Kapitel 4
- 45 Charles Peguy, zit. in 30TAGE Nr. 8/9, 1992 (Siehe auch Internet unter www.30giorni.it)
- 46 Peter Rosien, Mein Gott, mein Glück, 181
- 47 Eberhard Schockenhoff in Badische Zeitung vom 22. Dezember 2011
- 48 Joachim Wanke, zit. in Peter Rosien, Mein Gott, mein Glück, 180
- 49 Peter Rosien, Mein Gott, mein Glück, 176
- 50 Ebd. 181
- 51 Sabine Demel in Lea Ackermann, Helga Unger (HG.), Unser Pfarrer ist eine Frau, Freiburg im Breisgau 2012, 242
- 52 Ebd. 249
- 53 Rotraud A. Perner, Sein wie Gott, München 2002, 208 ff.
- 54 Charles Peguy zit. in Internet: www.30giorni.it, Beitrag von Lucio Brunelli
- 55 Bertold Ulsamer, Inneren Frieden finden mit den Eltern, München 2013, 77

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 14 Nachgereicht: Salutogene und pathogene Askese

Mich juckt immer noch das Thema Askese, das bereits in Kapitel 3 durchklang und das in mir nachhaltig die Frage provozierte: Warum ist ein „Leben aus der Mitte“ so schwer? Mein Kopf schüttelt sich fast von selbst, wenn - wie in der Einleitung bereits angesprochen - ein von mir menschlich und fachlich hochgeschätzter Professor der Moralthologie, Eberhard Schockenhoff, in seinem gerade erschienenen Buch „Erlöste Freiheit. Worauf es im Christentum ankommt“ (1) ein anthropologisches Denkmodell anpreist, das man in akademischen theologischen Kreisen längst als überwunden ansehen müsste. Im Rückgriff auf den französischen Religionsphilosophen Maurice Blondel und seine Analyse des menschlichen Wollens wartet Schockenhoff mit einer Reihe von Zitaten Blondels auf, die gelinde gesagt befremdend, härter ausgedrückt peinlich wirken. Ich beschränke mich auf vier Zitate aus der philosophischen Handlungsanalyse des französischen Denkers:

„Wenn unser Herz auch nur ein wenig Größe und Sehnsucht hat, freuen wir uns mehr über das, was wir nicht haben, als über das, was wir haben.“

„Das Glück liegt nicht in dem, was man hat, sondern in dem, was man entbehrt und worauf man verzichtet.“

„Man findet Befriedigung in der Entsagung, nie aber in der Befriedigung.“

„Es ist vielmehr unsere Aufgabe, alles Geschaffene für die kostbare Perle herzugeben“ (2).

Schockenhoff zieht aus diesen Zitaten den Schluss: „Verzicht, Opfer und Entsagung prägen das irdische Leben des Menschen wesentlich und dauerhaft. Sie sind nicht vorübergehende Mangelzustände, die durch den Einsatz für den Fortschritt und eine bessere Zukunft zu überwinden wären, sondern ein bleibendes Existential des menschlichen Daseins, Erscheinungsformen des irdischen Lebens, die diesem anhaften, solange der *status viatoris* andauert“ (3), solange wir also auf dieser Welt unterwegs sind. Das Leben könne „nur im Loslassen gewonnen werden“, „während jeder Versuch, es zu gewinnen, seinen Verlust zur Folge“ (4) habe. Hierzu verweist Schockenhoff auf eine Bibelstelle im Markusevangelium (Mk 8,35). Aus seiner Kommentierung muss man entnehmen, dass sich Schockenhoff zu Blondels Analyse und dessen Denkmodell bekennt, und dass dieses auch für ihn als die „einzige Wahrheit über den Menschen“ gilt, „der niemand entrinnen kann“ (5).

Neben dem Kopfschütteln spüre ich eine tiefe Beklemmung. Solche Sätze kann und will ich nicht mehr hören. Ist das der Boden meiner Religion? Welcher Beifall aus der Feder Schockenhoffs für ein pathologisches Denken und eine pathogene

Askese! Welches Misstrauen gegen die Schöpfung! Welche Verleugnung ihrer grundsätzlichen Güte! Mir drängt sich eine altbekannte Frage wieder einmal heftig auf: Warum ist ein Denken und ein Leben aus der Mitte der Schöpfung so schwierig? Warum hat meine Religion wie schon in biblischen Zeiten immer noch ein großes Problem mit Schöpfung und Natur? Warum wurde mir am heutigen Sonntag (15.10.2012) im Gottesdienst wieder die Aufforderung zur Christushinfolge mit den Worten angeboten: „Verleugnet euch, verlasst die Welt“ (6)? Warum ist christliche Askese immer noch nicht sauber definiert und von unhaltbaren Zutaten bereinigt? Und schließlich: Warum müssen Christen weiter mit dem Verdacht leben, nach welchem Glaube und Religion einem vorwissenschaftlichen Zeitalter angehören und eklatant „unfrohe“ Botschaften durch die Geschichte transportieren?

Dabei findet man selbst bei Schockenhoff Sätze wie: „Der christliche Glaube sieht bereits in der Natur, in dem, was ‚von sich aus‘ da ist, die Gabe eines transzendenten Schöpfers, aus der die Ordnung des Lebendigen hervorgeht. Aber auch unabhängig von einer religiösen Interpretation, in der die Natur als Gottes Schöpfung anerkannt wird, erscheint das natürlich Vorgegebene als eine grundlegende Bedingung menschlicher Existenz, die davon schlechthin abhängig ist. Auch der Selbstbehauptung des modernen Menschen liegt etwas voraus, das dieser sich nicht selbst geben kann, sondern worauf er angewiesen ist“ (7). Wenn ich mich jetzt auf das oben von mir Dargestellte beziehe, scheint Selbstbehauptung nicht nur eine Sache des modernen Menschen, sondern eine zeitlose Gefahr zu sein, die auch Religiöse nicht verschont.

Wieder einmal spüre ich hier die Macht von Ideen, wie sie Menschen bannen, binden und betören. Wir nehmen dann oft nicht wahr, was in Wirklichkeit geschieht, dass nämlich Ideen, Bilder, Geschichten, Analysen usw. uns ganz ordentlich fehlleiten können. Doch Gott sei Dank kommt es manchmal auch anders. Bert Hellinger hat dies in einer kleinen Geschichte verdeutlicht, die die Macht der Betörung und deren Überwindung thematisiert:

„Manchmal kommt dann einer, der den Mut hat, hinzuschauen und den Bann zu brechen. Wie etwa jenes Kind, das in der außer sich geratenen Menge auf den umjubelten Diktator zeigt und laut vor allen sagt, was alle wissen, doch keiner sich zugeben traut: ‚Der ist ja nackt!‘. Oder auch wie jener Spielmann, der sich an den Rand der Straße stellt, auf der ein Rattenfänger mit seiner Kinderschar vorbeiziehen muss. Er spielt ihm eine Gegenmelodie, die einige aus dem Gleichschritt bringt“ (8).

Es ist berührend - nachzulesen bei Schockenhoff -, dass schon Teilhard de Chardin mit seinem Landsmann Blondel nicht im Gleichschritt mitmarschierte, sondern ihm wegen dessen einseitiger „Hochschätzung asketischer Haltungen wie Abtötung,

Entsagung und Opferbereitschaft“ entgegengetreten ist und laut gesagt hat, dass solche Sätze „aus seiner Sicht die positive Aufgabe der christlichen Weltgestaltung verdüstern“ (9). Auf diese Weise werde dem Menschen „durch das Christentum der Mut zum Handeln genommen und die Freude am tätigen Wirken in der Welt in Überdruß verwandelt“ (10).

Ich habe noch eine andere beachtenswerte Gegenmelodie gefunden. Sie stammt von keinem großen Philosophen, sondern von einem einfachen Mann aus dem Volke, einem gewissen Agur, dem Sohn des Jake aus Massa, und ist im alttestamentlichen „Buch der Sprichwörter“ enthalten (Ich habe auf diesen Text bereits auf Seite 28 hingewiesen). Agur spricht hier einfach, bescheiden, aufrichtig, vertrauend, lebensnahe und ganz praktisch mit Gott: „Um zweierlei bitte ich dich, versag es mir nicht, bevor ich sterbe.“ Agurs Bitten lauten: „Falschheit und Lügenwort halte fern von mir“ und „Gib mir weder Armut noch Reichtum, nähr mich mit dem Brot, das mir nötig ist.“ Worauf es mir hier ankommt, ist in der Begründung der zweiten Bitte enthalten: „Damit ich nicht satt geworden dich verleugne und sage: Wer ist denn der Herr?“ bzw. „damit ich nicht als Armer zum Dieb werde und mich am Namen meines Gottes vergreife“ (Spr 30,7-9). Welche Weisheit spricht aus solchen Sätzen!

Ich hoffe, dass ich jetzt mein Thema genügend gut angerissen habe. Es dürfte klar geworden sein: Ein Nachdenken über einige zentrale Fragen um den Menschen ist heute unausweichlich geworden. Sie lauten unter anderem: Für welche Art von Leben sind wir geschaffen? Was sind wir von Natur aus? Worauf haben wir uns einzustellen? Wir brauchen dringendst Gegenmelodien zu pathogenen asketischen Vorstellungen. Und wir brauchen Definitionen: Was hat es mit dem Wort Askese auf sich? Was ist Askese eigentlich? Auf welchem Boden hat Askese Sinn? Was sind die Folgen pathogener (krankmachender), was sind die Folgen salutogener (gesundheitsfördernder) Askese? Und immer wichtiger wird die Frage: Was können wir von den anthropologischen Wissenschaften lernen?

Für weche Art von Leben sind wir geschaffen?

Damit die Theologie nicht ihr Renommee, ihre wissenschaftliche Reputation und ihre gesellschaftliche Anerkennung verspielt, muss sie gute Fragen stellen und gute Antworten bereithalten. Sie darf dabei weder den Lücken und Löchern des Lebens ausweichen, noch darf sie sich drum herumdrücken, einen guten Boden zu legen.

Was unseren Lebenslauf betrifft, meint Paulus im 1. Korintherbrief: „Lauft so, dass ihr den Siegespreis gewinnt“ (1 Kor 9,24). Um dieses „so“ geht es also! Um die Gestalt unseres Lebenslaufes! Und sofort stellen sich die guten Fragen ein: Für welche Art von Leben sind wir überhaupt gemacht? Worauf sind wir angelegt? Welche Verhaltensprogramme gehören von Natur aus zu uns Menschen? Nach

welchem Motto sollen wir antreten, damit unser Lauf gelingt? Was wählen wir aus der Vielzahl und Vielfalt der angepriesenen Lebensprogramme und Lebensstile für uns aus?

Eine gute Theologie gibt als Antwort - und trifft sich hier auch mit der wissenschaftlichen Anthropologie, mit der Soziologie, mit der Gesundheitspsychologie: Innerhalb der Schöpfung heißt das Motto, unter dem wir antreten, Begegnung, Beziehung, Teilnehmen, Interesse, Dialog, Austausch. Der Mensch ist ein Wesen der Begegnung. Er lebt vom Nehmen und vom Geben, er lebt von Gaben und Aufgaben. Er wird bedient und hat zu dienen. Er ist auf Zuwendung, Begegnung und Kooperation angelegt. Begegnung ist ein zentrales natürliches Existential. Und theologisch zu Ende gedacht führt Begegnung mit der Schöpfung zur Begegnung mit Gott. „Sie wird dich bis zu Gott hin tragen“ (11), sagt Teilhard de Chardin. Teilhard bekommt dafür im Römerbrief (Röm 1, 19-20) gute Unterstützung.

Das der Schöpfung zugrunde liegende Motto heißt also nicht Egoismus, maßlose Aneignung, Gier und Raub, auch nicht Selbstlosigkeit, Isolation, Entbehrung und Verzicht. Es heißt wahrhaftig nicht das eine und auch nicht das andere. Auch nicht, wenn die Soziobiologie um den Zoologen Richard Dawkins und dessen Gesinnungsgenossen den Menschen als Egoisten und als Raubtier deklarierte und deklassierte (auch wenn es manchmal so nahe liegt, was einst im „Spiegel“ im Anschluss an Dawkins behauptet wurde „Mord steckt in uns“) und wenn eine ideologiegetränkte Wissenschaft auf diese Weise „Science-Fiction zu Science“ (d.h. Fantastik zur Wissenschaft) (12) machte, wie es der Neurobiologe Joachim Bauer treffend charakterisierte. Und auch nicht, wenn in der Daseinsanalyse eines Maurice Blondel Verzicht, Opfer und Entsagung zu einem natürlichen Existential hochstilisiert wurden (wobei jedermann verstehen kann, dass sich bei den vielen Leiderfahrungen der Menschheit diese Deutung nahe legen und ideell und faktisch durchsetzen kann).

Egoismus, maßloses Verlangen, Gier und Raub bzw. Entbehrung, Verzicht und Selbstbeschneidung werden in diesem meinem Beitrag nicht als Konstanten der menschlichen Natur, als Existentiale, sondern als situativ bedingt bzw. kulturell herbeigeführt verstanden. Sie sind als solche wahrzunehmen, zu bearbeiten und zu bekämpfen, Es wird also in Bezug auf die „Besitznahme“ des Lebens und die Teilnahme am Dasein eine Auffassung vertreten, die sich weder von den Klischees unserer Zeit wie etwa der Maßlosigkeit noch von pseudoasketischen Traditionen bestimmen und bedienen lässt.

Leben vom Rande her

Wir sind zur Begegnung geschaffen. Solide Forschung und gute Theologie sagen: Der Mensch ist ein Wesen der Begegnung. Er bedarf seiner Umwelt, seiner Mit-

welt und - zumindest für den Theologen ist es klar - seiner Transzendenz. Der Mensch kommt um seine Bedürfnisse nicht herum. Diese sind in der Schöpfung grundgelegt. Ihr muss er genügend gut begegnen. Das Motto der Schöpfung heißt grundsätzlich und unaushebbar Begegnung, nicht Raub und nicht Entsaugung.

Nun gibt es aber im Umgang mit der Schöpfung ein exzessives und ein defizitäres Verhalten. Wir kennen das maßlose Verlangen des Menschen, seine Gier, seine Habgier, Raffgier, Neugier, wir kennen seine Unersättlichkeit, seinen Erwerbs- und Besitztrieb, wir wissen um die Folgen eines Lebens im Überfluss, um die Blindheit im Reichtum, wir wissen um die Macht des Geldes, wir kennen das Motto „Zeit ist Geld“, wir erleben täglich, was Raubtierkapitalismus heißt, wir wissen um die Schlagwörter Wachstum und Fortschritt, wir sind Gefangene der Unterhaltungs- und Freizeitindustrie, wir können unser Geltungsbedürfnis nicht genug befriedigen usw. Erfolg gilt als besondere Auszeichnung, früher wurde er manchmal auch als besondere Erwählung Gottes hochstilisiert. Gehandelt wird Gier oft wie eine Grundkonstante der menschlichen Natur, biologisch verankert. Das riecht nach Kurzschluss. Denn was Gier und Überfluss ausgleichen sollen, steht auf einem anderen Blatt und verdient eine eingehende Untersuchung. Erste Orientierung kann hier der Psychotherapeut und Sozialwissenschaftler Erich Fromm geben. Er hat die menschliche Gier so verstanden, dass sie immer das Ergebnis einer inneren Leere darstellt. Sein Buch „Haben oder Sein“ bzw. die Zusammenstellung aus den Nachlassschriften „Vom Haben zum Sein“ sind immer noch Klassiker (13).

In der Bibel und in der christlichen Ethik wird gewöhnlich eindringlichst vor Gier und den Gefahren des Reichtums gewarnt. Das Lukasevangelium geißelt die Gier nach Reichtum als falsche Schwerpunktsetzung der Menschen (Lk 12,13). Die Macht des Habens ist nach dem Matthäusevangelium gewaltig, die Abkehr davon schier unmöglich: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel“ (Mt 19,23). Die Geschichte des reichen jungen Mannes, der Jesus nach dem Wesentlichen fragt, spricht ihre Sprache. Sie zeigt die Macht des Besitzes und die Trauer um ihren Verlust, denen gegenüber Ideale keine Chance haben (Mt 19,16-22). Gier prägt auch unsere Zeit, vielleicht mehr als jede Zeit zuvor. Es schaut schlecht aus für eine Kehrtwende. Denn weder gute Worte noch die sich aus Gier und Reichtum ergebenden Symptome im persönlichen und gesellschaftlichen Leben haben eine besondere bzw. nachhaltige Lenkwirkung bekommen.

Wie es ein Leben im Reichtum gibt, gibt es auch ein Leben im Mangel, eine entweder durch die Not aufgezwungene oder am Verzicht orientierte Lebensweise. Es gibt eine schicksalhaft und manchmal auch schuldhaft auferlegte Armut. Es gibt Menschen ohne Zugang zu Nahrung, Unterkunft, Bildung, Beziehung usw. Entbehrung, Ausgrenzung, Demütigung usw. sind Tatbestände und furchtbare Schicksale. Und es gibt den auferlegten Mangel als *conditio sine qua non* für das Erreichen eines Zieles. Es gibt z. B. die erzwungene Askese, wo dem Menschen

grundsätzlich der Mensch entzogen wird. Menschenentzug war schon immer katastrophal. Wir kennen das Experiment Friedrichs II., der Kinder ihren Eltern entzog, um nach der Ursprache zu forschen. Wirtschaftliche Interessen und Notlagen bzw. politische Zielsetzungen und staatliche Angebote tragen heute dazu bei, dass sich Eltern ihren Kindern entziehen. Wir kennen das Modell der kath. Kirche, das dem Priester-Mann die Frau entzog. Wir werden die schrecklichen Folgen der Entwicklung erleben, dass sich erwachsene Kinder immer mehr ihren alten Eltern entziehen. Und schließlich gibt es den freiwillig gewählten Mangel, die sich selbst auferlegte Entbehrung, den persönlichen Verzicht, die gewollte Ausgrenzung aus einem Bedeutungsraum, sei dieser sozial, ökologisch, geistig usw.

Bibel und christliche Ethik favorisieren leider den Verzicht auf so manche menschliche Normalität. Wir haben es neu und überraschend am Beispiel von Maurice Blondel und Eberhard Schockenhoff gesehen. Biblische Stellen und Belegstellen aus der Tradition gibt es in Hülle und Fülle. Auf eine Stelle im Markusevangelium (Mk 8,35) wurde schon oben hingewiesen. „Wer mein Jünger sein will“, wird Jesus zitiert, „verleugne sich selbst ... Wer sein Leben retten will wird es verlieren... Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben einbüßt.“ Eine asketische Anweisung im Matthäusevangelium klingt besonders radikal: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig“ (Mt 10,37). Zu spät ist man in der Jesusforschung zu der Erkenntnis gelangt, und diese Erkenntnis ist immer noch nicht überall angekommen, dass Jesu Verkündigung bereits sehr früh von den asketischen und eschatologischen Schulen kassiert wurde. Warnungen vor den Folgen des Mangels und des Verzichts werden in der Pastoral sehr selten ausgesprochen, obwohl die Ergebnisse gravierend sind. Eine Folgenanalyse findet nicht statt. Entbehrung und Verzicht nähren aber das Schmerzgedächtnis des Menschen. Wer untersucht schon Burn-out-Symptome, Schlafstörungen, Bluthochdruck, Autoimmunerkrankungen, Selbstentfremdung, sozialen Rückzug, asoziales Verhalten als Folgen eines Mangels oder eines Verzichts? Und wer kümmert sich schon um Verschiebungsphänomene in Bezug auf Zeit und Objekte, wenn sich etwa ein entstandenes Frustrationspotenzial mit zeitlicher Verzögerung entlädt und wenn es gar die Falschen trifft (14). Dabei sind Entbehrung und Verzweiflung, Depression, Aggression, Verzicht auf Kontakt, Verweigerung von Beziehung „aus Sicht des Gehirns“ (15) wie ein körperlich zugefügter Schmerz zu behandeln, der unser Schmerzgedächtnis nährt und zu vielfachen Folgen führt. Weil Symptome meist medikamentös behandelt werden, verlieren sie auch weitgehend ihren Lenkcharakter.

Leben aus der Mitte

Ich will oft das Wort Askese nicht mehr hören. Weil niemand genau sagt, was er damit meint, weil jeder etwas anderes darunter versteht und mancher garnichts

mehr versteht. Die Krankheitspsychologie untersucht exzessive und defizitäre Faktoren. Die Gesundheitspsychologie dagegen bemüht sich um das Verstehen und die Herbeiführung gesundheitsfördernder und gesundheitsaufrechterhaltender Prozesse. Sie untersucht vor allem personale und kontextuelle protektive Faktoren, also alles, was von Schädigungen abhält und zu einer körperlich, seelisch, geistig und sozial gesunden und geregelten Lebensweise beiträgt. Ein Verhalten beispielsweise wie das des einfachen und integren Agur aus dem „Buch der Sprichwörter“ hat innerhalb der Gesundheitspsychologie gute Karten. Wir brauchen die Mitte: nicht zu viel und nicht zu wenig. Ebenso wie wir nach den Worten des großen Blaise Pascal nicht alles sind – aber auch nicht nichts.

Wie es nun bezogen auf das Haben eine salutogene wohltuende Vorsorge gibt, die der Abwehr der Not dient, gibt es im gesundheitspsychologischen Konzept auch eine salutogene Askese. In Bezug auf die Themen braucht man normalerweise keine Anregungen von außen. Das Leben stellt sie gewöhnlich von selber bereit.

Worauf ist nun heute besonders zu achten? Ich erwähne nur vier Punkte:

- Nicht alles haben müssen, was es gibt. Im Bezug auf das Heute ist weniger oft mehr! Das betrifft nicht nur Hab und Gut, es betrifft Konsum, Hedonismus, Unterhaltung, Reisen, Hobbies, Beifall, Anerkennung und vieles andere mehr.
- Bedürfnisse aufschieben können. Ich muss nicht alles sofort haben.
- Mit unerfüllten und unerfüllbaren Wünschen umgehen lernen, eine Veränderung herbeiführen oder die Ausweglosigkeit annehmen. Dies betrifft vor allem auch Einsamkeit, Partnerlosigkeit, Zurückweisung, Frust, Unfairness, Ungerechtigkeit.
- Grenzen definieren und aushalten und mit Spannungen und Dilemmata umgehen lernen.

Gute flankierende Maßnahmen sind:

- Das Leben mit Vertrauen behandeln und dem, was ist, mit mehr Nachdenklichkeit, Bescheidenheit und Ehrfurcht begegnen.
- Kein freiwilliger Verzicht auf Elementares und Wesentliches. Es gibt Bereiche des Lebens, denen man nicht entkommt.
- Handeln statt leiden.
- Den Umgang mit einem Dilemma lernen, das in der Frage besteht: Wie viel Eigenes darf im Dienst anderer geopfert werden?
- Der Mythenbildung widerstehen, etwa der Lebensanleitung: Der Mensch ist soviel wert, als er verzichten kann.
- Die asketischen Übungsprogramme unter die Lupe nehmen und Übertreibungen vermeiden (Eigentlich brauchen wir ja gar keine großen Übungsprogramme. Mann muss nur an dem trainieren, was ansteht).

- Symptome wieder als qualifiziertes und richtungweisendes Lenksystem akzeptieren und entschlüsseln

Zum Sonderfall Zölibat ist zu sagen: Ein freiwilliger Verzicht bzw. eine auferlegte Verpflichtung sind bei Vorgängen, die „nahe am Menschen“ sind, äußerst riskant. Je näher eine Sache an das Wesen des Menschen heran geht, je persönlicher jemand betroffen ist, je lebenswichtiger der ausgeklammerte Bereich ist, desto gefährlicher wird Enthaltbarkeit. Oft werden dabei die Fähigkeit zu lieben und die Freude am Leben gelähmt oder es entstehen schnellere „gefühlte“ Zurückweisungen und Empfindlichkeiten bzw. eine wahre Feindschaft gegen das Leben. Hier ist auch das Thema „Selbstlosigkeit“ anzusprechen, das Erich Fromm in seiner Hintergründigkeit so treffend beschrieben hat. Für Fromm ist Selbstlosigkeit ein Symptom. Die Analyse des selbstlosen Menschen zeige, „dass dieser Mensch in seiner Fähigkeit zu lieben und zur Freude gelähmt ist“ und „dass er trotz einer Selbstlosigkeit unglücklich ist und dass sein Verhältnis zu seinen Nächsten unbefriedigend ist“ (16).

Aber mein Thema ist ja „Leben aus der Mitte“. Hierzu gibt es manches Neue und manches Gute zu berichten: Noch zu keiner Zeit standen der kirchlichen Seelsorge und dem Einzelnen zur Gestaltung eines „Lebens aus der Mitte“ so vielfältige und qualifizierte Hilfestellungen von den Wissenschaften um den Menschen zur Verfügung wie in unserer Zeit. Denn auch die menschenbezogenen Wissenschaften wollen erkunden, für welche Art von Leben wir geschaffen sind. Auch sie wollen den Menschen und sein wahres Wesen verstehen, fördern und verteidigen bzw. seinen Lebenslauf seriös begleiten. Besonders die Anthropologie und ihre vielfachen Abzweigungen tun sich hier rühmlich hervor.

Auf dem Markt der Ideen liegen heute viele anthropologische Modelle zur Einsicht und zum Verkauf aus. Ein Fachmann, der sich der Untersuchung und Bewertung einer Reihe von Ideen und ihrer Mächtigkeit bzw. ihres Fiktionsgehaltes gewidmet hat, ist der Freiburger Neurowissenschaftler Joachim Bauer. Er will als Forscher einen Beitrag zu der Frage leisten: Was ist der Mensch von Natur aus? Was sind die Grundregeln des menschlichen Lebens? Bauer hat auch dem religiösen Menschen zum Thema „Leben aus der Mitte“ Entscheidendes zu sagen.

In „Prinzip Menschlichkeit“ (17) stellt er sich der Frage: Ist der Kampf ums Dasein, der Kampf ums Überleben und das Verdrängen anderer, wie es die Soziobiologie behauptet, die große Idee? Sind die „egoistischen Gene“ die Antriebsfeder des Lebens? Ist der Mensch primär selbstsüchtig und auf Eigennutz aus? Sind Kampf und Egoismus Grundsteine für ein Menschenbild? Bauer kennt diese Ideen, die er als „Wölfe im Schafspelz“ markiert, die betören und verführen und die zu entlarven sind, weil sie das Leben in eine falsche Richtung lenken, hyperaktivieren oder lähmen und zerstören. Hervorragend leistet Bauer diese Entlarvung in der

Auseinandersetzung mit Richard Dawkins und dessen Schule. Sein Nachweis ist begründet und plausibel: Der Mensch ist primär auf Zuwendung, gelingende Beziehungen, Kooperation, Solidarität, Zusammenhalt, Fairness und Gerechtigkeit ausgerichtet. Das sind für Bauer die biologisch verankerten Grundmotivationen, während, wie es seine seriöse Forschung zeigt, das Gegenteil, nämlich Kampf und Egoismus, kulturell oder zivilisatorisch erwachsen ist und als Kulturkonstrukt beachtet, eingeschätzt und behandelt werden muss. So ist Bauer ein Anwalt der wahren Existentialien des Menschen geworden. In anderen Werken setzt er sich mit menschlichen Zuständen wie Aggression, Gier oder Mangel, Neigung zum Bösen, maschinelles Funktionieren u.ä. auseinander. Auch mein Beitrag lebt von den Einsichten und Forschungsergebnissen Bauers und seiner Kollegen, ohne dass ich es jeweils näher erwähnt habe. Was mir bei ihm noch auffällt, ist die gute Lesbarkeit seiner Bücher sowie die Bescheidenheit, die keine Oberhoheit über anthropologische Modelle beansprucht, sondern nur neue Erkenntnisse darüber darlegen will, welche Wesen wir Menschen sind. Bauer will Science statt Science-Fiction vermitteln, fachliche Begründung statt Reduktion der Wirklichkeit auf Schlagworte.

Bauer hat sich bisher weder zum Thema Askese und noch weniger zum Thema Zölibat dezidiert geäußert. Hier fehlt eine wissenschaftliche Untersuchung, was moderne Anthropologie und Neurobiologie zu Themen wie Verzicht, Entsagung, Enthaltbarkeit usw. zu sagen haben. Natürlich entdecke ich in allen Werken Bauers genügend Einzelhinweise, wie sich Entbehrungen jeder Art auf das Wohlbefinden und die Zufriedenheit und Lebensfreude des Menschen auswirken. Vielleicht motiviert das Buch von Eberhard Schockenhoff seinen Freiburger Kollegen Joachim Bauer, im Bereich der Askese den Unterschied von Science und Science-Fiktion fachlich zu beleuchten.

Anmerkungen

1 Eberhard Schockenhoff, Erlöste Freiheit. Worauf es im Christentum ankommt. Freiburg im Breisgau 2012

2 Zitate ebd. 32-33

3 Ebd. 32

4 Ebd. 32

5 Ebd. 32

6 Gotteslob - Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Stuttgart und Regensburg 1975, Nr. 616

7 Eberhard Schockenhoff, ebd. 18

8 Bert Hellinger, Verdichtetes, Heidelberg 1995, 57

9 Zitiert in Eberhard Schockenhoff, ebd. 33

10 Zitiert in Eberhard Schockenhoff, ebd. 33

11 Pierre Teilhard de Chardin, Lobgesang des Alls, Olten und Feiburg im Breisgau 1964, 82

12 Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2007, 135

13 Erich Fromm, Haben oder Sein, München 2011 – Vom Haben zum Sein, Berlin 2007

14 Siehe Joachim Bauer, Schmerzgrenze, München 2011, 193

15 Ebd. 59

16 Erich Fromm, Die Kunst des Liebens, Frankfurt/M – Berlin – Wien 1979, 87-88

17 Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2007, 7 ff.

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 15 Bei Teilhard de Chardin nachgefragt

Für welche Art von Leben sind wir geschaffen? So fragen heute nicht nur viele Menschen. So fragen vor allem die anthropologischen Wissenschaften. Ihre Bedeutung und Wertschätzung innerhalb des Wissenschaftsbereiches wächst zunehmend. Teilhard de Chardin, von dem gleich mehr die Rede sein wird, hat schon vor fast einem Jahrhundert erklärt: „Man kann voraussagen, dass ... eine kurzfristige Ära menschlicher Wissenschaft in höchstem Maße eine Ära der Wissenschaft vom Menschen sein wird: der wissende Mensch, der endlich wahrnimmt, dass der Mensch als Gegenstand des Wissens der Schlüssel der ganzen Naturwissenschaft ist“ (1). Genauso wie die anthropologischen Wissenschaften müssen Theologie und Seelsorge fragen. Denn im Zentrum ihres Mühens steht ebenfalls niemand anderer als der Mensch. Der konkrete Mensch „ist der erste und grundlegende Weg der Kirche“, schrieb Papst Johannes Paul II. 1979 in seiner ersten Enzyklika „Redemptor hominis“ (2).

Nochmals zurück zur Ausgangsfrage: Für welche Art von Leben sind wir geschaffen? Welche Ausrichtung hat unser Leben zu nehmen? Was ist unserer Natur gemäß? Worauf sind wir angelegt? Was wartet auf uns? Wofür lohnt es sich, sich einzusetzen? Einer, den diese Frage ein Leben lang umgetrieben hat, war der Jesuit und Paläontologe Pierre Teilhard de Chardin. Teilhard hat dazu bereits 1919 in einer Meditation über die „Geistige Potenz der Materie“ (3) einen kompetenten Denkanatz zur Lösung dieser Frage geliefert. Er hat diesen Ansatz in eine Vision gekleidet, in der „die Sache“, wie er es nennt, über einen Mann „hereinbrach“, der von einem Begleiter gefolgt, durch die Wüste ging. Dieser Mann ist natürlich Teilhard de Chardin selber.

Der Gehalt der „Sache“, für die wir nach Teilhard geschaffen sind, ist zunächst nicht einfach zu verstehen. Denn hierfür steht im Zentrum das definitions- und erklärungsbedürftige Wort „Materie“. Für einen Mann wie Teilhard, für den Materie und Geist eine Einheit darstellten, für den „Materie“ Geist und Herz hat, scheint dieser Begriff für unsere Wirklichkeit zu stehen, für die „immer neu geborene Wirklichkeit“, für die „majestätische, von Energie überströmende Wirklichkeit“, für die „ganze wilde Wirklichkeit“, für die Erde, die Natur, den Kosmos, theologisch gesprochen für die Schöpfung. Teilhard sagt von sich, er lebe „inmitten eines einzigen Elements“ (4).

Diese Wirklichkeit, die in der Vision über Teilhard hereinbrach, die ihn zu Boden warf und dann in seine Seele eindrang, hat ein geistiges Prinzip. Teilhard nennt es den „Geist der Erde“ und definiert diesen als „der ganze Saft allen Lebens“, als „entkoppelte Essenz allen Übels und alles Guten“, als „sanft und brutal“, als „das Feuer, das brennt, und das Wasser, das umstürzt, die Liebe, die einweihet, und die Wahrheit, die vorübergeht“, und als „alles was sich aufdrängt, und alles, was er-

neuert, alles, was entfesselt, und alles, was vereint: Kraft, Erfahrung, Fortschritt – die Materie.“ Das ist es!

Der Sucher hat etwas gefunden. In der „Materie“, in dem, was man in die Hand nehmen kann und soll, hatte Teilhard, wie er sagt, „endlich! einen Stützpunkt und eine Zuflucht außerhalb der Gesellschaft mit ihrer Problematik gefunden!“ Mit der Gesellschaft bzw. mit Teilen der Gesellschaft hatte Teilhard seine Schwierigkeiten, genauer mit denen, die „in der Karawane“ mitziehen und mit denen, die ihre geistigen Produkte über die gegebene Wirklichkeit stellen.

Teilhard geht es radikal um das Ineinander und Miteinander mit dem Ganzen, mit dem, was da ist. Selbst ein großer Denker steht er dem Denken der Zeit ungewöhnlich skeptisch gegenüber. Teilhard sah in der Vision „mit einer absoluten Evidenz die leere Gebrechlichkeit der schönsten Theorie im Vergleich zu der endgültigen Fülle des geringsten in seiner konkreten und totalen Wirklichkeit angenommenen Faktums“. Er betrachtete „in einer unbarmherzigen Klarheit die lächerliche Anmaßung des Menschen, die Welt regeln zu wollen - ihr ihre Dogmen, ihre Maße und ihre Konventionen auferlegen zu wollen“. Die Reden, Urteile, Behauptungen und Verbote der Doctores erschienen ihm „lächerlich“ im Vergleich zu der „majestätischen“ Wirklichkeit. „Der Abstraktionen, der Abschwächungen, des Verbalismus des gesellschaftlichen Lebens müde“ nimmt Teilhard Maß an der Wirklichkeit selbst.

Suspekt sind ihm nicht nur die Doctores, skeptisch sieht er auch die Menschen, die hier unreflektiert mitziehen und ihre Oberflächlichkeit über die gegebene Wirklichkeit stellen. Denn ihn hatte dieses Gefundene, dieses Hereinbrechende und Überwältigende von den Wegen fortgejagt, „denen die menschliche Karawane folgt.“ Nur auf diese eine „Sache“, die Teilhard überwältigte, ist der Mensch im Tiefsten ausgerichtet – und diese „Sache“ wartet schon immer auf ihn. Und sie sagt: „Wer mich einmal gesehen hat, kann mich nicht mehr vergessen.“ Und das verwundert nicht. Denn diese „Sache“ und ihr Geist, dieser „Geist der Erde“ ist von gewaltiger Potenz, er ist eine Macht, eine Kraft, wie ein Sturm, ein Orkan, ein „mit schöpferischer Kraft geladenes göttliches Milieu“, ein „vom Geist bewegter Ozean.“ Und „bis zum letzten Augenblick der Jahrhunderte wird die Materie jung und überfließend, strahlend und neu sein für den, der will.“

Dieser „Geist der Erde“ bezieht ein. Teilhard hat den Eindruck, er höre auf, „einzig er selbst zu sein“. „Ein brennender Atem ... drang bis in seine Seele ein.“ Er sah sich schließlich „im Zentrum einer unermesslichen Schale, deren Lippen sich über ihm zusammenschlossen.“ Wer diesen Geist einmal gesehen hat, resümiert Teilhard, kann unmöglich zurückweichen und „umkehren zu den gemeinen Zufriedenheiten“. Es geht jetzt um ein Erwachen und ein Aufstehen, um ein sich Sputen, um ein Ringen mit dieser Sache, wobei man „die Füße in den Boden“ stemmen muss,

„um nicht mitgerissen zu werden.“ Während dieser Vorgänge änderte sich die innere Einstellung von Teilhard. Er rang auf einmal „aus Freude am Ringen, um zu spüren, dass er stark war. Und je mehr er rang, desto mehr spürte er einen Zuwachs an Kraft aus sich hervorgehen.“ Aber auch die Macht, mit der er rang, „offenbarte ihre Schätze, um sie ihm auszuliefern.“ Er hört Sätze wie „härte dich in der Materie, Sohn der Erde“, „bade dich in der Materie, Menschensohn. Tauche in sie ein, dort, wo sie am gewaltigsten und am tiefsten ist. Ringe in ihrem Strom und trinke ihre Flut.“

Neben den intellektuellen Verächtern der „Materie“ werden noch zwei Menschen-
gruppen für Teilhard zum Problem: die Asketen, die praktischen Verächter der
ganzen Wirklichkeit, und die Gierigen. Beide unterliegen Missverständnissen, wie
es der Mystiker höflich ausdrückt.

Da ist der Mensch, der meint, auf die Materie, auf die Erde, auf die Wirklichkeit
verzichten zu können, weil sich in ihm „das Denken entzündet hat.“ Aber die
Menschen „gehen in dem Geist zugrunde, in dem sie sich eingrenzen.“ Teilhard
kritisiert ihren Hochmut: „Du hofftest, dem Geist um so näher zu sein, je sorg-
fältiger du das verwarfst, was sich anfassen lässt“, du hofftest, „göttlicher“ zu sein,
„wenn du der reinen Idee lebtest – engelgleicher zumindest, wenn du dem Leib
flohst.“ Und konkret weist er darauf hin, die Materie herrsche auch dort, „wo die
Heiligen glauben, dir auszuweichen“. Im Vergleich mit der Wirklichkeit ist „alle
abstrakte Kenntnis welches Sein“, – weil, um die Welt zu begreifen, das Wissen
nicht genügt: man muss sehen, berühren, im Gegenwärtigen leben, die Existenz
heiß inmitten der Wirklichkeit selbst trinken.“ Und dann folgt ein für Teilhard ganz
wichtiger Satz: „Die Reinheit ist nicht in der Absonderung, sondern in der tieferen
Durchdringung des Universums.“ Aber auch Gier und egoistisches Genießen sind
ein Missstand: „In dem Glauben, diesem unwiderstehlichen Ruf zu gehorchen,
stürzen sich die Menschen häufig aus Liebe zu dir in den äußersten Abgrund ego-
istischen Genießens. Ein Widerschein täuscht sie oder ein Echo.“

Es ist nach Teilhard unser Lebensziel und sein tiefer Lebenswunsch, dass uns die
Erde, die Materie dorthin trägt, „wo es endlich möglich sein wird, das Universum
keusch zu umarmen.“ „Unsere engen Maße überflutend und auflösend“ offenbart
sie uns „die Dimensionen Gottes“ und hilft uns, nicht „unwissend um uns selbst
und um Gott dahinzuleben.“ Und schließlich liegt in ihr eine wunderbare Ver-
heißung: Sie, die Materie, die „ehedem dein Unbewusstes gewiegt“ hat, „wird dich
bis zu Gott hintragen.“

Warum habe ich Teilhard de Chardin diese drei Seiten gewidmet? Es sind folgende
Gründe: Erstens gewann in ihm und über ihn, der die Wirklichkeit, die Erde, die
Schöpfung grundsätzlich und ohne Wenn und Aber aufs Innigste liebte, ein
Denken an Bedeutung, das an der Wirklichkeit, der Erde, der Schöpfung Maß

nimmt, immer wieder bei ihr ansetzt und sich nicht mit den bisherigen Denkergebnissen und Denkgewohnheiten begnügt. Zweitens propagierte Teilhard eine Geistigkeit, die Gotteserfahrung und Schöpfungserfahrung in einer engen Verflochtenheit sieht. Und drittens setzte Teilhard nicht beim Missbrauch der Schöpfung an, sondern beim rechten Gebrauch. Missbrauch durch Egoismus und gieriges Ausleben sind ihm ebenso ein Gräuelpiel wie Missbrauch durch falsche Entsagung, Absonderung oder Verwerfung der Wirklichkeit.

Punkt eins ist bereits oben deutlich genug behandelt worden. Teilhard weiß um die „Gebrechlichkeit der schönsten Theorie“ und um die „Fülle des...Faktums“. Menschliches Denken ist immer erweiterungsbedürftig und erweiterungsfähig. Am Bisherigen absolut und alternativlos festzuhalten, ist lächerlich und anmaßend. Teilhard sagt: „Die Welt ist nur nach vorwärts interessant“ (5).

Punkt zwei verdient eine nähere Betrachtung. Er betrifft die enge Verflochtenheit von Gotteserfahrung und Schöpfungserfahrung. Der Mensch steht nicht vor der Schöpfung und vor Gott, als wäre beides ein Nebeneinander wie zwei Dinge, die aneinandergereiht werden können oder addierbar sind wie Sachen und Zahlen. Es geht um ein Ineinander, um ein Mitsein, um ein „Interesse“, um eine Verflochtenheit, wie sie Paulus gedacht hat: Die Schöpfung lebt in Gott, sie west oder webt in ihm, sie ist in ihm. Es ist eine tiefe Innigkeit, „ungetrennt und unvermischt“. In diesem Sinn sagt Teilhard auch an einer anderen Stelle: „Wie der Heide bete ich einen greifbaren Gott an. Ich berühre ihn sogar, diesen Gott, durch die ganze Oberfläche und die ganze Tiefe der Welt, der Materie, in die ich hineingenommen bin“ (6).

So kann man auch in aller Klarheit den Schluss ziehen: Wer in der Schöpfung, in ihrer Ordnung, in ihrem ganzen Umfang steht, steht in Gott. Wer sich an der Schöpfung festhält, hält sich an Gott fest. Wer in der Schöpfung verankert ist, ist in Gott verankert. Wer sich von der Schöpfung beschenken lässt, lässt sich von Gott beschenken. Und wer die Herausforderung der Schöpfung annimmt, nimmt die Herausforderung Gottes an.

So trägt uns nach bester Theologie die Schöpfung zu Gott hin. Wer nicht den Weg über die Schöpfung geht, tut sich auch mit Gott schwer. Dem Menschen entgeht etwas. Nicht nur über das Christusgeschehen ist Gott abrufbar, genauso gilt dies für das Schöpfungsgeschehen. Beide Geschehen sind Bindeglieder, Zwischenglieder auf unserem Weg zu Gott. Die Verankerung in Gott ist nicht nur mit der Verankerung in Christus zu assoziieren. Gleiches gilt von der Verankerung in der Erde. Beide Assoziierungsvorgänge sind pastoraler Auftrag und Wege zum Heil. Wie Christus gegen Gott nicht ausgespielt werden kann und darf, verbietet sich Ähnliches in Bezug auf Gott und die Schöpfung.

Wieviel Spiritualität ist über Eltern erschließbar, bei denen ein Kind und über die ein Kind bei Gott gut verankert ist. Wieviel „Gott“ kann eine Frau einem Mann erschließen, bei der ein Mann einen festen Platz hat, wie viel „Gott“ kann über einen Mann durchsichtig werden, bei dem sich eine Frau verstanden fühlt. Wieviel „Gott“ können erwachsene Kinder auf die Bühne bringen, wenn ihre alten Eltern eine gute Rolle auf der Bühne des Lebens zu Ende spielen dürfen. Wieviel „Gott“ kann im Du eines lieben Menschen, aber auch im Du des „Geringsten der Brüder“ erscheinen, wenn man sich einlässt! Wieviel „Gott“ ist für einen armen Inder in einer Schale Reis oder einer anderen Gabe der Schöpfung, die ihm gereicht wird! Von dem Gottesangebot in Christus oder dem Angebot der Hostie in der Monstranz mit der damit verbundenen Andacht habe ich noch gar nicht gesprochen. Manches wäre noch zu einer soliden Weltfrömmigkeit zu sagen, die uns nehmend und gebend, als Geschenk und als Aufgabe zu Gott hinführt, wenn man sie nur erschließt. Angenehme und erfreuliche Zustände, reizende und reizvolle Erlebnisse, bestandene und vor uns liegende Herausforderungen, auch Zumutungen können Anker sein für unsere Beheimatung und Geborgenheit im Letzten, in Gott.

Manche haben nun von vorne herein Angst vor der Schöpfung. Sie fürchten, sich in die Schöpfung zu verlieren, falls sie sich dort verankern. Gott könnte sich dann entziehen. Andere haben Angst, sich in Gott zu verankern. Gott würde ihnen dann vielleicht zu viel zumuten. Gott würde sich im ersten Fall weder entziehen und im zweiten Fall würde er den Menschen ganz klar an seine Schöpfung, an die für den Menschen gedachte Schöpfung heranführen. Das Leben würde in keinem Fall aus den Fugen geraten.

Punkt drei orientiert sich an der Devise: „Die Schöpfung richtig gebrauchen“, die Schöpfung richtig sehen, hören, berühren, durchdringen und sich über den richtigen Gebrauch zu Gott hintragen lassen. Angelehnt an das Gotteswort im Buch Genesis: „Es ist nicht gut, wenn der Mensch allein bleibt“, ist es auch ganz und gar nicht gut, wenn der Mensch der Schöpfung ausweicht, zurückweicht, sich absondert, die Welt flieht, wenn er sie verwirft, verdrängt, seine Hand zurückzieht, wenn er ihr entsagt, auf sie verzichtet, sich eingrenzt und ein Leben der Entbehrung führt. Leider rufen viele pauschale und undifferenzierte Bibelworte zur Bevorzugung eines Lebens des Verzichts und der Entbehrung auf (Siehe Mt 16,25 ff und Parallelstellen). Dabei stellen sie ungeziemenderweise ein eingeschränktes Leben einem exzessiven gegenüber. Sie tun so, als gäbe es kein Leben der Mitte. Sie geben der Entbehrung den Vorzug statt ein Leben aus der Mitte zu propagieren.

Ebenso wie auf ein asketisches Leben bezogen muss natürlich auch gesagt werden: Es ist nicht gut, wenn sich der Mensch in einer übertriebenen Weise an die Dinge verliert, wenn er sich egoistisch und gierig von den gängigen Trends mitreißen lässt oder sich im Schaffen oder im Geniessen auslebt, wenn er also nach der anderen Seite aus der Mitte fällt.

Entbehrung und Gier tragen nicht zu Gott hin. Sie sind für ein richtiges Leben kontraproduktiv. Wiederum erfreue ich mich abschließend an der Bitte des einfachen Mannes namens Agur, der sich im Buch der Sprichwörter - wie von mir bereits zweimal zitiert - so dezent und anrührend an Gott wendet: „Gib mir weder Armut noch Reichtum, nähr mich mit dem Brot, das mir nötig ist, damit ich nicht, satt geworden, dich verleugne und sage: Wer ist denn der Herr?, damit ich nicht als Armer zum Dieb werde und mich am Namen meines Gottes vergreife“ (7).

Für welche Art von Leben sind wir geschaffen? Sicher nicht für Rückzug und Fernbleiben aus der Welt, sicher auch nicht für rücksichtslose Bemächtigung oder ungebremste Vergewaltigung der Wirklichkeit, sondern für die freundliche Annahme und Durchdringung der Schöpfung, für die feste Verankerung in ihr, für den richtigen Gebrauch! Was wartet also auf uns? Ein umfassendes, qualifiziertes und dankbares Abrufen einer großen Gabe und ein kraftvolles Ja zu einer Gestaltungsaufgabe, die Kreativität, Liebe und Engagement verlangt. So lautet meine Zusammenfassung von „Bei Teilhard nachgefragt“.

Anmerkungen

1 Pierre Teilhard de Chardin, *Der Mensch im Kosmos*, München 1959, 275 ff.

2 Papst Johannes Paul II., Enzyklika „Redemptor hominis“, www.ewtn.com/library

3 Pierre Teilhard de Chardin, *Geistige Potenz der Materie*, in *Lobgesang des Alls*, Olten und Freiburg im Breisgau 1964, 73-92 – Zitate in Anführungszeichen

4 Pierre Teilhard de Chardin, *Lobgesang des Alls*, Bucheinband

5 Pierre Teilhard de Chardin, *Der Mensch im Kosmos*, 275 ff.

6 Pierre Teilhard de Chardin, *Die Messe über der Welt*, in *Lobgesang des Alls*, 25

7 Die Bibel, Einheitsübersetzung, *Das Buch der Sprichwörter*, Kap. 30, 8-9, Stuttgart 1980, 717

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Résumé und Ausblick

Nach dem langen Weg durch dieses Buch erinnern Sie sich, liebe Leserin, lieber Leser, vielleicht noch an die Sätze der Hinführung, dass das zentrale Anliegen meiner Ausführungen „der Fortbestand der Seelsorge in einer qualifizierten und tief katholischen Form“ ist und dass dies ein „unbehindertes Nachdenken“ erfordert.

Die Kirche hat einen Wahrnehmungs- und Gestaltungsauftrag. Sie hat die Aufgabe der Wahrnehmung ihres Grundbestandes, der in der Tatsache der Schöpfung Gottes und der Lehre von der Inkarnation Gottes besteht. Und sie hat die Aufgabe der Bezeugung: Sie hat Zeugnis dafür abzulegen, dass die Welt Gottes Schöpfung ist und die Logik der Schöpfung gelebt werden muss, und ebenso, dass in Jesus von Nazareth Gott Mensch wurde, für unser „Heil“ da war und uns in sein Heilsein und Heilschaffen mitnimmt. Das ist die Faktenlage. Um diesem doppelten Auftrag gerecht zu werden, leistet sich die Kirche ein Denkorgan, die Theologie und die Theologen, um den Anruf aus Schöpfung und Christusgeschehen mit dem Ruf der Zeit und den Bedürfnissen des Menschen in Einklang bringen. Theologen haben nicht nur das kirchliche Binnenleben zu bedienen, sie sind vor allem für die Welt da. Und sie sollen leben, was sie lehren – als Vorbild für die Mitchristen und die Mitwelt. Den genuinen Auftrag der Kirche und ihrer Organe vor Ort, ihrer Priester, fasse ich nun in den folgenden zwei Schlusskapiteln zusammen.

Kapitel 16 Der Auftrag, der sich aus der Schöpfung ergibt Der Priester im Dienst der Schöpfung

Auf die Schöpfung hören und sie bezeugen

Wie auf die Offenbarung durch Jesus Christus haben wir auch auf die erste Offenbarung Gottes, auf die Schöpfung zu hören. Eine Wirklichkeit ist da, eine Umwelt, eine Mitwelt, und wir selber sind da, eingebunden in eine Ordnung, die wir kennenlernen und erforschen müssen. Und eingebunden in einen Gestaltungsauftrag, der sich auf uns selbst und auf die ökologische, soziale und geistige Landschaft um uns bezieht. Herangehen an die Wirklichkeit, Vorstoßen, Eindringen heißt die Devise, nicht Darüberstehen oder im Untergrund verschwinden. Nicht Rückzug, Abwehr oder Entsagung heißt das Lebensmotto, sondern Verstehen und Gestaltung. Hier muss die Kirche ihren alten Anspruch, über die alleinige Einsicht in das Wesen der Welt und des Menschen zu verfügen, ein gutes Stück zurückschrauben. Wichtige Einsichten sind jetzt in anderen Händen. Die Kirche kann sich jedoch heute wie keine Zeit vorher der modernen Wissenschaften und ihrer Kompetenz bedienen. Und sie kann umfassend und qualifiziert wie noch nie bezeugen, welche Einsichten über die Schöpfung Gottes und ihre Logik zur Verfügung stehen. Und diese Logik ist manchmal ganz anders als bisher gedacht!

Wenn man genau hinsieht, wird die Schöpfung heute innerkirchlich nirgends weniger verstanden und nirgends mehr konterkariert als im Beziehungsbereich von Mann und Frau. Rolf Grigat, der langjährige Familientherapeut des Bayerischen Rundfunks hat schon vor Jahren von einem „unnennbar christlichem Elend“ auf diesem Gebiet gesprochen. Hier ist die Kirche nicht mehr im Boot. Hier herrscht Betriebsblindheit. Hier fehlt ihr etwas, in Theorie und Praxis. Hier ist etwas nicht mehr ausbalanciert. Hier fehlen Außenansichten – und vor allem fehlt ein „Bewusstsein von dem, was fehlt“ (Satzprägung von Jürgen Habermas). Es wird erwartet, dass gerade die Theologie und die Pastoral absolutes Interesse an der Logik des Seins signalisieren und dass die Logik des Denkens nicht weiter desavouiert wird. Und dass die Kernbotschaft und das Kerngeschäft des Christentums im Blick bleiben! Und dass darüber ernsthaft nachgedacht wird, warum die Botschaft an so vielen geistigen und geistreichen Menschen scheitert - und weniger diese Menschen an ihr! Und warum die kirchliche Verkündigung für viele keine ernsthafte Alternative zur Platitude unserer Lebenswelt ist! Oder um beim Beispiel Zölibat zu bleiben, warum eine Disziplinarverordnung immer noch wie ein großes Dogma behandelt wird! Und warum auch in Zukunft Menschen, die Teil der Schöpfung sind und somit Anteil an der Zuwendung und Zärtlichkeit Gottes haben, von dieser Zärtlichkeit ausgeschlossen bleiben sollen! Und warum sie sich einen herausfordernden Gestaltungsauftrag entziehen sollen! Und warum die Kirchenoberen keine Kosten-Nutzen-Rechnung für ihre bisherigen Präferenzen, Vorlieben

und Verliebtheiten erstellen! Und letztlich: Warum sie nicht erkennen wollen, dass ihnen auch in Bezug auf die Schöpfungsordnung klare Grenzen gesetzt sind!

Die Schöpfung in ihrem ganzen Umfang und mit allen Fasern und Farben leben

Die Schöpfung hat eine Logik. Ihre Logik verfehlt, wer im falschen Gebrauch seiner Freiheit exzessiv oder defizitär lebt. Ihre Logik verfehlt, wer sich auf Details einengt oder Zentrales und Wesentliches ausklammert. Nicht ohne theologische und anthropologische Gründe stelle ich viele Fragen an die Vermeidung der Welt zentraler Beziehungen, wie sie die priesterliche Ehelosigkeit fordert. Dabei scheint das Resumé so klar zu sein, das da lautet: Zölibat macht alles in allem das Dasein nicht heller, das Denken nicht klarer, den Willen nicht stärker, die Seele nicht gesünder, das Herz nicht fröhlicher, das Menschsein als Frau oder als Mann nicht lebendiger und lebbarer, die Beziehungen nicht sozialer und die Liebe zu Gott nicht voller, runder und satter – und das Sterben oft nicht einfacher! Werden zentrale Lebensweisen des Menschen aus seinem Denken und Gestalten ausgeklammert, wird die Lehre von der Logik und Güte der Schöpfung leicht zu einer Leerformel bzw. zu einer unverbindlichen Liebenswürdigkeit. Die Schöpfung in ihrem ganzen Umfang und mit allen Fasern und Farben leben, da muss die Kirche wieder in zielführender Weise tätig werden und einen Prozess einleiten, der die jahrhundertelange Selbstfesselung an verbrauchte Ideologien aufhebt. Hier muss auch die kirchliche Elite einbezogen werden und bei der praktischen Gestaltung in der ersten Reihe sitzen. Vorbilder sind gefragt. Es bleibt nicht viel Zeit, den Grund dafür zu legen, dass persönliche Ganzheit in der Gestalt einer starken Priesterpersönlichkeit und soziale Ganzheit in Gestalt eines liebenden Paares für den seelsorgerlichen Menschendienst gute Früchte bringen können.

Die Einheit von Gottes- und Schöpfungsiebe anerkennen und praktizieren

Eines meiner theologischen Lieblingsthemen möchte ich hier nicht unerwähnt lassen. Dieses ruft auf Grund vieler Unklarheiten und Missverständnisse direkt danach, zu Gehör gebracht zu werden. Es geht um die Verhältnisbestimmung von Gottes- und Nächstenliebe.

Karl Rahner hat in verschiedenen Aufsätzen die Ansicht vorgetragen, „Gottes- und Nächstenliebe“ hätten „eine viel größere Einheit, als es so in unserer landläufigen Vorstellung gegeben zu sein scheint“ (1). In einem Aufsatz in „Glaube, der die Erde liebt“ (2) fügt er dieser Feststellung bescheiden hinzu: „Und darüber wollen wir ein wenig nachdenken“ (3).

Das Nachdenken ist berechtigt. Und nicht nur das Nachdenken über das Verhältnis von Gottesliebe und Nächstenliebe, sondern auch über das Verhältnis Gottesliebe

und Selbstliebe und generell über das Verhältnis Gottesliebe und Schöpfungsliebe - Schöpfungsliebe als Oberbegriff verstanden.

In der landläufigen Theologie und Frömmigkeit ist über dieses Verhältnis höchst unzulänglich nachgedacht worden. Und dies in zweierlei Hinsicht: Sehr zu Missverständnissen führend schaut die gängige Wahrnehmung im allgemeinen so aus, als habe Gott uns Menschen eine Reihe von Inhalten als Liebespflicht geboten und auferlegt - und Gott selbst ist unter anderem auch dabei, in einer Reihe mit allem anderen Inhalten. Eine naive Aufzählung der Objekte dieser Pflicht lässt vermuten, es handle sich um vergleichbare Komplexe, Komplexe derselben Art, einfach aneinandergereiht, nebeneinander gestellt, gleichgestellt, gleichgewichtig, ohne qualitative Unterschiede. Es ist aber anders. Gott als Objekt neben anderen Objekten ist ein Denkfehler mit nachhaltigen Folgen. Noch problematischer ist aber eine andere Tatsache, dass nämlich zwischen Gottes- und Schöpfungsliebe oder Gottes- und Menschenliebe ein Konkurrenz- bzw. Ausschließlichkeitsverhältnis konstatiert und gepflegt wurde, ein Entweder-Oder, das zur Verwirrung führt - und so zur Falle für viele Menschen wurde und immer noch wird.

Beide Missverständnisse haben in Bezug auf ihre Begründung und Legitimation gute Karten und eine lange und satte Tradition. Probleme werfen schon die biblischen Schriftsteller auf. Im biblischen Hauptgebot der Liebe werden auf die Frage nach dem wichtigsten Gebot (Mt 22,34-40) bzw. nach dem richtigen Tun, um das ewige Leben zu erlangen (Mk 12,28-34 und Lk 10,25-28), zwei Pflichten – Gottesliebe und Nächstenliebe bzw. Selbstliebe – unreflektiert und unterschiedslos wie oben beschrieben aneinandergereiht. Es ist nun verhänglich, Gott im gleichen Atemzug als Objekt der Liebe zu nennen wie das Geschöpf Mensch. Das sind zwei ungleiche Ebenen. Das Verhältnis ist komplexer und will geklärt sein. Unerträglich und konfliktthaft wird es aber, wenn an vielen Stellen der Bibel Gott gegen die Schöpfung und die Schöpfung gegen Gott ausgespielt werden. Als Beispiel erwähne ich in Bezug auf die mitmenschliche Liebe die Stelle im Matthäusevangelium (Mt 10,37): „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig.“ Und ich zitiere ein Schriftwort, das die Selbstliebe betrifft: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst“ (Mt 16,24). Missverständlich, grenzwertig und missbrauchbar sind auch Stellen wie Jesu Wort an den reichen Jüngling: „Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkaufe deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach“ (Mt 19,21). Leider sind solche plakative Sätze zu allen Zeiten hofiert, gepredigt und umgesetzt worden. Über die Opfer dieser Texte ist man sich jedoch die Rechenschaft schuldig geblieben.

Der Widerspruch blieb natürlich nicht aus. Ein ganz Großer der Familientherapie, der Heidelberger Professor Helm Stierlin hat sich 1982 im „Spiegel“ (4) mit diesen

Texten auseinandergesetzt. Helmut Hark schreibt darüber in seinem Buch „Religiöse Neurosen“: „Stierlin hat durch die Brille des Familientherapeuten das Neue Testament gelesen und dabei Konturen und Motive eines explosiven Konfliktes entdeckt... Als Familientherapeut weist Stierlin mit tiefer Sorge darauf hin, dass solche radikale Forderungen bei den Menschen tiefe Ängste und Schuld erwecken müssen und daher weder dem Frieden mit Gott noch dem Frieden auf der Erde dienen können“ (5).

Auch ein ganz Großer der Theologie hat sich - wie schon oben erwähnt - zum gleichen Thema zu Wort gemeldet: Karl Rahner. Er hat ebenso wie Helm Stierlin das Problem erkannt und Einspruch erhoben. Wenigstens theoretisch scheint deshalb heute unter Theologen Konsens zu herrschen, dass Gottesliebe und Schöpfungsliebe, Gottesliebe und Nächstenliebe, Gottesliebe und Selbstliebe keine getrennten Komplexe sind, dass sie nicht nebeneinander existieren, dass sie auch nicht identisch sind, sondern dass sie ein besonders enges Verhältnis zueinander haben, dass sie eine ganz besondere Einheit sind. Sie schließen sich gegenseitig ein. Nach Rahner *steckt das eine im anderen drin!* (Kursivschrift vom Verfasser). Darum gibt es auch keine grundsätzliche Konkurrenz und kein auf irgendeine Weise zu rechtfertigendes Ausspielen. Ausspielen wäre ein Schlag ins Zentrum des christlichen Schöpfungs- und Inkarnationsverständnisses. Über Letzteres später!

Schon Leon Bloy hat sich im „Brief an seine Braut“ mit deutlichen Worten gegen dieses Ausspielen gewandt. Er schreibt: „Sie haben mir geschrieben: 'Ich liebe Gott mehr als Sie' ... Die Idee, diese zweieinige Flamme der Liebe auseinander zu reißen, ist für mich eine Klügelei, eine Grübelelei, die mir überhaupt nicht in den Sinn kommt“ (6).

Diese Idee betont auch Rahner. Er schreibt in seinem Aufsatz „Der neue Auftrag der einen Liebe“ im Sammelband „Glaube, der die Erde liebt“ (7) klare und trefende Sätze über das Ineinander von Gottes- und Nächstenliebe (bzw. Schöpfungsliebe), Worte, die sich immer wieder zu lesen und zu meditieren lohnen. Rahner hat in diesen Sätzen durch seine eigene klare Positionierung auch dem unwürdigen und unheilvollen gegenseitigen Ausspielen der verschiedenen Komplexe der Liebe einen Riegel vorgeschoben.

Ich zitiere aus seinem Aufsatz einige besonders anrührende Sätze:

„Die Schrift sagt uns,... dass nicht nur zwei Gebote da sind, die einander gleichen, vielleicht gleichwertig, irgendwie verbunden sind, sondern dass eines im anderen drinstecke“ (8).

„So geht die These...dahin, dass diese Gottes- und Nächstenliebe sich derart gegenseitig einschließen, dass dort, wo der Mensch wirklich...auf das andere menschliche Du hin sich vollzieht und wirklich das tut, was Nächstenliebe heißt, er schon Gott liebt“ (9).

„Die These geht gewissermaßen dahin, dass, indem der Mensch den Nächsten wirklich liebt, er gewissermaßen in die letzten Tiefen seines Wesens, in die letzten Wirklichkeiten der Welt ...hineinfällt ...und ...in seiner Liebe schon mit dem Gott seines ewigen, übernatürlichen Heiles zu tun hat“ (10).

Rahner als Seelsorger weist auch im Bezug auf das Heute darauf hin, „dass nur dort, wo und inwieweit der Mensch ein echtes, liebendes, aus dem innersten Herzen kommendes Verhältnis zum Mitmenschen hat, er Gott findet und die anderen Menschen davon überzeugen kann, dass es diese Wirklichkeit gibt, die wir Gott nennen“ (11).

Aber „die innere Gesinnung muss in der Tat des Lebens, im wirklichen Tun der Liebe sich äußern, sonst ist alles leeres Gerede“ (12).

„Jesus sagt uns: ‚Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan‘. Das heißt, „dass dort, wo der andere Mensch mir gegenüber tritt, wirklich Christus da ist und mich fragt, willst du mich ...lieben ...Immer werden wir es mit dem Gott zu tun haben, der selber Mensch geworden ist. Es gibt in Ewigkeit keine Theologie, die nicht Anthropologie wäre“ (13).

„Nur wenn wir begreifen, dass es eine wirklich letzte Einheit zwischen Gottes- und Nächstenliebe gibt, verstehen wir eigentlich, was das Christentum ist und welche göttlich einfache Sache es doch ist“ (14).

Eine besondere Wucht, das wird jeder Leser merken, enthält der Satz Rahners: „Es gibt in Ewigkeit keine Theologie, die nicht Anthropologie wäre“. Das ist ja auch die Konsequenz aus der Inkarnationstheologie. Viele asketische Programme der Christenheit entziehen nun, das muss klar gesagt werden, der Gottesliebe eine große Chance. Etwa in der propagierten und praktizierten Ehelosigkeit werden Christen aus einer zentralen gottgegebenen Liebesbeziehung herausgenommen. Bei ihnen wird auch der Spielraum, Gott zu begegnen, nachhaltig eingeschränkt. Es ist höchste Zeit, hier denkend und handelnd einzugreifen. Dass die von Gott gegebene Schöpfung von eben diesem Gott weggeführt, ist ein Irrglaube, der nur Bodenlosigkeit bzw. Hirngespinnste erzeugt. Nur der exzessive oder defizitäre Gebrauch ist strafbar bzw. straft sich von selbst. Die normale Schöpfung führt grundsätzlich zu Gott hin. Nach Teilhard de Chardin will sie uns „bis zu Gott hintragen“ (15). Nur eine solche Religion, eine solche Denkweise verdient es, gelehrt und gelebt zu werden.

Anmerkungen

1 Karl Rahner, Glaube, der die Erde liebt, Freiburg im Breisgau 1966, 85

2 Ebd. 85-95

3 Ebd. 85

4 Der Spiegel, 1982, Nr. 35

5 Helmut Hark, Religiöse Neurosen, Stuttgart 1984, 137-138

6 Leon Bloy, Briefe an seine Braut, Leipzig 1977, 30

7 Karl Rahner, Glaube, der die Erde liebt, Freiburg im Breisgau 1966, 85-95

8 Ebd. 87

9 Ebd. 88

10 Ebd. 88

11 Ebd. 86

12 Ebd. 87

13 Ebd. 93-94

14 Ebd. 95

15 Pierre Teilhard de Chardin, Lobgesang des Alls, Olten und Freiburg im Breisgau 1964,
82

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Kapitel 17 Der Auftrag, der sich aus der Inkarnationstheologie ergibt Der Priester im Dienst der Inkarnation

Ich will das letzte Kapitel meines Buches unter eine ganz große Idee stellen, unter die theologische Idee der Inkarnation. Daraus ergeben sich Folgerungen für die Kirche und „Schlagzeilen“ für mich. Außerdem will ich mein Buch mit einer Einladung beenden, immer wieder das Konzilsversprechen zu meditieren und einzulösen und auf neuen Wegen neue geistliche Erfahrungen zu machen.

Inkarnation als „Dauerauftrag“

Die Idee der Inkarnation

Zu den tiefsten, schönsten und gewagtesten Ideen der christlichen Theologie gehört der Begriff der Inkarnation. Das christologische Denkmodell Inkarnation, das das Johannesevangelium einleitet, ist eine relativ späte biblische Aussage. Sie ist nach dem Bibelwissenschaftler Oscar Cullmann „das Ergebnis tiefen theologischen Nachdenkens über das Leben Jesu als die zentrale Offenbarung Gottes“ (1). Dieses Denkmodell entstammt bereits dem Einfluss des hellenischen Geistes in das frühe Christentum und kam dem hellenischen Nachdenken über das Verständnis Jesu sehr entgegen. Versprachlicht ist dieses Modell im zentralen Satz des Johannesevangeliums: „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh 1,14).

Die inhaltliche Bestimmung: Jesus – die Inkarnation Gottes

Joh 1,14 drückt das Bekenntnis aus: Gott ist Mensch geworden und uns „in dem historisch bestimmten Menschen Jesus von Nazareth begegnet“ (2). Gott ist in einen Menschen eingegangen, „unvermischt und ungetrennt“ (3), er hat dieses Menschsein an sich genommen und hat es mit seinem Geist erfüllt. Man muss es noch einmal lesen: Gott ist Fleisch geworden, er hat sich verkörpert, einen menschlichen Körper angenommen, ein volles und ganzes Menschsein. Er hat sich in die Räume des Lebens begeben, in die sozialen Felder des Menschseins, in eine Familie, in ein Volk, in einen regionalen Raum, in einen Kulturraum, in einen geistigen und religiösen Raum, in einen bestimmten Zeitraum zwischen Geburt und Tod, in ein Ambiente der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (4) der Menschen von damals und so weiter.

Jesus verkörpert im christlichen Bekenntnis „den wahren Menschen, wie er vor Gott sein soll. Er ist also auch die bleibende Idee des wahren Menschen, die volle Verwirklichung des Bildes Gottes, das der Mensch ist, das allem guten Menschsein als Maßstab dient“ (5), passend für alle Räume und alle Zeiten menschlichen Daseins und Lebens. Durch Jesus von Nazareth soll - so sagt es Augustinus - auch der Mensch in Wahrheit Mensch werden, was heißt, sein gottgeschenktes Menschsein entwickeln oder sein angeschlagenes Menschsein heilen. Es war ein kurzes Leben, das Jesus lebte, aber genügend lang und tief, um zu vermitteln, was Inkarnation,

was seine Menschwerdung tatsächlich bedeutet, und auch genügend lang, um Menschen zur Fortsetzung der Inkarnation Gottes in die jeweilige Lebenswelt hinein zu bewegen.

In dieser Bewegung entdecken wir die Urkirche, in dieser Bewegung stehen wir auch heute, nämlich Gott nach dem Beispiel Jesu präsent zu machen, zu repräsentieren. Mit dem Wandel der Welt und der Zeiten geht Inkarnation weiter, muss weitergehen, unter jeweils anderem Gesicht, unter vielfältigen Kleidern. Sie beginnt immer wieder von vorne, sie scheint nie ans Ziel zu kommen, sie ist nie erschöpft, sie ist ungemein vielfältig und verlangt je nach kultureller oder geistesgeschichtlicher Lage, je nach gesellschaftlicher Strukturierung, je nach persönlichen Lebensumständen höchste Aufmerksamkeit und Kreativität. So wird es immer auch verschiedene Darstellungen von Inkarnation, von Einwurzelung der Jesuswirklichkeit geben. Auf jeden Fall ist Inkarnation nach vorne ausgerichtet, nicht auf eine abstrakte oder vergangene, sondern auf die jeweils konkrete, auf die jeweils neu vorgefundene Wirklichkeit hin. Sie soll diese Wirklichkeit wie ein Sauerteig durchdringen. Nichts ist von ihr ausgeschlossen und ausgenommen, kein Raum, keine Zeit, keine Situation, keine Lebensbedingung.

Die Inkarnation geht weiter: Inkarnation in der Urkirche

Der weitere Weg der Inkarnation Gottes in die Welt ist in der Bibel nach dem Ende des irdischen Lebens Jesu vielfach dokumentiert. Die Ergriffenheit von der Lebensart und dem Geheimnis Jesu führte die neuen Jünger zu einer Haltung, die der Satz der Apostelgeschichte bezeugt: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20). Das, was nicht verschwiegen werden kann, das, was heraus muss, belegt die Bibel. Eines der wichtigsten Zeugnisse stellt dabei die Apostelgeschichte dar.

Sie enthält das Zeugnis der Jünger, den Vorstoß der jungen Gemeinde in ihre Umwelt und hier zunächst die Begegnung und kritische Auseinandersetzung mit der differenzierten Welt des Judentums, der zuerst die Botschaft der Inkarnation Gottes in Jesus Christus angeboten wird. Die Apostelgeschichte dokumentiert ebenso das Herauswachsen der jungen Christenheit aus einer eher völkisch bestimmten Welt des Judentums hinein in einen beginnenden Universalismus, aus einer Gesetzeslastigkeit in eine Freiheit von eben diesem Gesetz. Nicht mehr die natürliche Abstammung von Abraham besitzt jetzt Heilsqualität, sondern das Leben, Denken und Handeln aus dem Geist Jesu Christi. Das mag etwas heißen!

Die ersten Schriften der Christen dokumentieren also den Stoß in die Weite, den Weg des Christentums zu den Heiden, das räumliche und geistige Hineinwachsen in die griechische und römische Welt, dokumentieren den regionalen Übergang aus Kleinasien in das europäische Festland und die weitere Ausbreitung in das römische Reich. Die Geschwindigkeit ist in der Rückschau enorm. Vor allem fällt aber

das schnelle und vehemente Hineinwachsen in die vielfältige und ungemein lebendige geistige Welt des Hellenismus auf. Die Bibel drückt bald die Christuswirklichkeit über eine neue Begriffswelt aus, was auch die frühe Verwendung der Idee des Logos schon im Johannesevangelium zeigt. Die denkerische Durchdringung der neuen Botschaft setzt sich dann in der Weise fort, dass später die Kirchenväter in der hellenistischen Begriffswelt und nicht mehr so sehr in der Israels denken.

Es ist auch auffallend, wie die Inkarnation den Bereich der Mystik erfasst, wie Christus als der Mittelpunkt der Wirklichkeit (Kol 1,12-20) erkannt, bekannt und gefeiert wird, und zwar als „das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende“ (Off 21,6), als der, der „Amen“ heißt (Off 3,14), als „der Herr“ (Phil 2,11), um nur einige Beispiele zu nennen. Gott will alles mit Christus ausfüllen, lautet die neue Mystik. Durch ihn „werdet ihr mehr und mehr mit der ganzen Fülle Gottes erfüllt“, heißt es in Eph. 3,19.

Hindernisse der Inkarnation gab es natürlich wie überall genug. Es sind Hindernisse von aussen, Gegnerschaften, Anzeigen, Verfolgungen, Diffamierungen. Sie sind vor allem durch Berichte der Apostelgeschichte und durch die Geheime Offenbarung belegt. Heute sehen wir aber auch die hausgemachten Hindernisse, Ungeschicklichkeiten und Fanatismen der jungen Christenheit, eben das, was sie sich selbst in den Weg legte. Jedem von uns müssen doch die oft so feindseligen Aussagen über die Juden missfallen (Siehe Joh 8,44). Wir kennen die ideologische Verfallenheit der jungen Christenheit in die Endzeiterwartung. Wir finden die Warnungen vor der bösen Welt oft unerträglich. Heraushalten statt Hineingehen lautete die Devise des mächtigen und oft so überzogenen Asketentums. Welch engstirniger und misstrauischer Lebensbezug! Wir finden in der Bibel die unzähligen Loyalitätskonflikte grundgelegt, die unerleuchtete und radikale Nachfolgeforderungen nach sich ziehen und die sich - wie bereits erwähnt - Helm Stierlin (6) vor vielen Jahren an einem konkreten Beispiel mit der Brille des Familientherapeuten angesehen hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig“ (Mt 10,37). Diese Gegenüberstellung geht einfach nicht. Man kann schöpferische Bindungen an die Herkunftsfamilie nicht leugnen, man darf doch auch das weltliche Leben lieben wie alle Menschen – das wäre doch der echte Gehorsam gegen Gott und der wirkliche Ruf Gottes und des Lebens, betont zu Recht Stierlin. Wenn man nicht richtig in der „Fassung“ der Welt ist, kann man doch auch nicht „Licht der Welt“ sein. Und dann – was heute auch noch nicht überwunden ist, taucht in den neuen Schriften der Christen das altbekannte Auserwählungsdenken wieder auf. Und die Fesselungen an die alten Opfertheorien feiern fröhliche Auferstehung.

Man wusste sich neu herausgefordert – und tat sich doch so schwer, mit Traditionen zu brechen. Es gab die Dynamik nach vorne – und es blieben die Anbindungen an hinten. Die Spannung in den ersten christlichen Schriften ist nicht zu über-

sehen. An einem Beispiel möchte ich zeigen, wie der Verfasser des Matthäusevangelium – ungeschickt oder frech – Widersprüche, ohne zu glätten, stehen lässt. Da heißt es in Mt 10,5: „Geht nicht zu den Heiden, und betretet keine Stadt der Samariter, sondern geht zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ Und analog dazu sagt Jesus in Mt 15,24: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ Und dann hört man in Mt 28,18-19: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern.“ Diese spätere „Geschäftsidee“ Jesus in den Mund zu legen, ist wahrlich mutig, dürfte aber den Gründer freuen.

Andere Dinge wurden aber überraschend schnell klargestellt. Hier ist das Apostelkonzil um 48/49 n. Chr. (Apg 15,1- 35) zu erwähnen. Gläubige aus dem Judentum forderten für die neuen Christen aus dem Heidentum die Beachtung des jüdischen Gesetzes, besonders die Einhaltung der Beschneidung. Es entstand „heftiger Streit“ (Apg 15,7). Aber dann kam es zu der grundsätzlichen Erklärung der Freiheit der Heidenchristen vom Gesetz, wie es Paulus vertreten hatte und es auch gegen Petrus verteidigte. Dieser hatte zunächst eine schwankende Haltung eingenommen, dann aber der Überzeugung des Paulus zugestimmt. Diesen Umschwung kann man nicht hoch genug würdigen.

Klare Beispiele der fortgesetzten Inkarnation sind auch Ereignisse wie die Taufe des heidnischen Hauptmanns Cornelius (Apg 10,1-48) und das Übergreifen des Evangeliums nach Europa (Apg 16,6-10). Die Stimme des Mazedoniers „Komm herüber“ in der Vision des Apostel Paulus erscheint wie der symbolische Ruf eines Kontinents nach Inkarnation und ist eine bleibende Herausforderung, genau ins Leben hinein zu hören, in jeden Raum, in jede Form des Lebens, auf jede Form der Stimmen, auf die lauten und besonders auf die leisen.

Mit einer guten Rückbindung an den auferstandenen und erhöhten Herrn und seinen lebenspendenden Geist ging es immer wieder nach vorne, ging es dynamisch „in alle Welt“, wurden die Felder des Lebens besetzt, wurde gezeigt, wie Jesu Geist weiterwirkt, wie er im Leben der Apostel sich zeigt, wie er über diese hinaus greift, wie die Inkarnation weitergeht durch die Christen, die „Gemeinschaft mit ihm“ (Joh 1,3) haben, wie der Blick auf Jesus Altes reinigt, sprengt, überwindet, wie er aber auch großen Widerständen und Zerreißproben ausgesetzt ist. Das Wachsen wird, das muss man zugeben, immer wieder auch abgeblockt. Aber die Inkarnation in die Welt hinein ist nicht aufzuhalten (Siehe 1 Thess 2,1-12).

Wie nicht zu leugnen ist, ging es vielfach auch recht menschlich und immer wieder auch sehr ungeremt zu. Es ist interessant, einen Einblick in die Argumentation zu nehmen, wie versucht wurde, Grenzen zu sprengen, Hindernisse zu überwinden und bisherige fromme „Denkungsarten“ zu bereinigen.

Da gibt es im Prozess der Inkarnation zunächst die natürliche Logik. Man kann an verschiedenen Beispielen sehen, dass und wie argumentiert wurde: „Kann jemand den das Wasser der Taufe verweigern, die ebenso wie wir den Heiligen Geist empfangen haben“ (Apg 1,47), fragt Petrus und beantwortet die Frage ganz logisch mit der Anordnung der Taufe des römischen Hauptmanns Cornelius. Dann gibt es Entwicklung und Entscheidung durch den Dialog, durch Streit und Einigung. Dafür steht das Apostelkonzil. Und es gibt Visionen, Bilder und „Gesichter“, die für mich so viel wie begnadete intuitive Einsichten bedeuten. Wie schön ist die Vision des Paulus in Troas. Wie erwartungsvoll klingt der Ruf des Mazedoniers an die Adresse von Paulus: „Komm herüber“ (Apg 16,9). Und es gibt die ungenierte Art, neue Jesus Worte aus dem Geist Jesu, die aber Jesus nie gesprochen hat, diesem in den Mund zu legen und damit zu punkten, wie es bei Mt 28,10 der Fall ist: „Geht zu allen Völkern und taufet sie...“ So kann man mit „verspäteten“ Jesusworten auch eine Entwicklung absegnen. Die Gemeinde bzw. die Verfasser solcher Worte hatten scheinbar kein schlechtes Gewissen, den Lauf der Dinge auf Jesus zurück zu führen, neue Einsichten auf ihn zurück zu datieren und die vollzogene Weiterentwicklung ihrer Mission - der Sammlung der Menschen - als von Jesus geboten diesem selbst in den Mund zu legen. Der Pferdefuss liegt allerdings in der Tatsache, dass sich dieser Methode jeder bedienen konnte, was tatsächlich auch der Fall war.

In Klammern: Damit ist auch der theologische Begründungsversuch, für manche sich anbietende kirchliche Zukunftsperspektiven bzw. aus heutiger Sicht notwendige Erfordernisse gäbe es keinen Auftrag bzw. keine Vollmacht vom Herrn, klar widerlegt, bzw. auf Sand gebaut. Das gilt auch für päpstliche Äußerungen. So hat etwa am Gründonnerstag 2012 Papst Benedikt XVI. auf seinen Vorgänger Johannes Paul II. verwiesen, der im Blick auf die Ordination von Frauen „in unwiderflicher Weise erklärte, dass die Kirche dazu keine Vollmacht vom Herrn erhalten hat“ (7). Solche Feststellungen werden in Zukunft auf Grund der Faktenlage immer weniger greifen. Dafür wird es auch immer weniger Gehorsam geben. Es gibt Entwicklungen im Christentum und es muss sie geben. Tomás Halík schreibt zum Beispiel: „Wir stehen ... vor einer ganzen Reihe konkreter Fragen, vor denen die Menschen der biblischen Welt nicht gestanden hatten“ (8). Er spricht dann von einem „überzogenen Gebrauch“ bzw. „Missbrauch“ (9) der Bibel, wenn man meint, dort stünde alles, was wir über das Leben wissen müssten. Es geht doch in erster Linie um die Übereinstimmung mit den großen Prinzipien. Es geht um die Geltung des alten Weisheitspruches: Im Notwendigen Einheit, bei Ungewissem Freiheit, in allem die Liebe.

Inkarnation als „Dauerauftrag“ an alle Christen

In Jesus von Nazareth ist ein Vorbild da, das es in sich hat. Man muss jedoch dieses Bild vor augenscheinlichen Verfremdungen und Übermalungen reinigen, damit es leuchtet und Menschen anzieht. Und man muss an dieses Vorbild heranzuführen, es erschließen, ohne Druck auszuüben. Dann wird an Jesus spürbar, dann kann an ihm sichtbar werden, wie Gott ist, ein Gott zum Anfassen in diesem seinem Sohn (wie auch in seiner Schöpfung). Dann kann man aber auch wahrnehmen, wie Leben sein kann, würdevoll, mit Prinzipien und Leitlinien, auf die man bauen kann. Jesu Leben bezeugte ja eine Lebensart mit Niveau, und daran kann man nicht mehr so leicht vorbei gehen. Zu allen Zeiten gibt es Rufe in der Welt, in den Räumen der Schöpfung, in den Kehlen der Menschen, in der Gemeinschaft der Kirche, im Innern der Jünger Jesu, die verschieden tönen, aber doch das Gleiche sagen und wollen, nämlich „alles mit Christus zu erfüllen“ (Siehe Kol 1,19). „Geht in alle Welt!“, „Kommt herüber!“, „Macht schon!“. Diese Rufe gelten für alle Zeiten, sie gehen alle Christen an, sie erstrecken sich auf alle Räume des Lebens.

An das Niveau Jesu mit dem Zeugnis der Tat und des Wortes heranzuführen, das geht alle Jünger an. Ohne tragende Gestalten, ohne Bodenpersonal am jeweiligen Platz gibt es keine Inkarnation. Der Einzelne muss selber ran, er darf sich nicht verstecken, er kann sich nicht vertreten lassen, er kann seinen Auftrag nicht auf Boten oder auf Papier abwälzen. Er muss selber in das Erleben und Erleiden dieser Räume, die für Christus gewonnen werden sollen. Er muss versuchen, das Niveau Jesu in diesen Räumen zu halten, muss selber schauen, ob der Glaube dort trägt, wo Welt geschieht, wo es weltlich zugeht und wo sich immer auch das Schicksal Jesu ereignet. In vielen menschlichen Räumen finden sich heute keine wahrnehmbaren Christen mehr: „Sagen nicht deshalb so viele: Es gibt keinen Gott, - weil es uns nicht gibt: als Hand, die heilt, als Wort, das befreit, als Wasser, das Wüsten belebt“, heißt es in dem alten Bestseller von Josef Dirnbeck und Martin Gutl „Ich begann zu beten“ (10). Christen müssen wieder hinein, hinein in alle Räume des Lebens, furchtlos und kreativ. Es muss sie geben, überall, auch bei den Fragen, an die die biblischen Menschen und die biblischen Schreiber nicht im Traume dachten, oder bei Fragen, die in biblischen Zeiten noch tabu waren – und zu deren Lösung man heute neben jesuanischen Prinzipien vor allem den Verstand und die aktuellen Quellen des Wissens heranziehen muss.

Es gibt den Ruf nach religiösen Gestalten. Bei ihnen ist vor allem Sensibilität gefragt. Es gehört zu meinem täglichen Erleben: die vielfache Nachfrage der Menschen nach etwas Tragendem. Manchmal ist der Anruf ganz direkt wie bei dem tief beeindruckenden Ruf des Mazedoniers an die Adresse des Apostel Paulus: „Komm herüber!“ Doch meistens ist es der indirekte Ruf des Lebens, der stumme, dumpfe oder aggressive Ruf aus den Räumen des Lebens, die nach Füllung verlangen. Wer wach ist, hört den Ruf, vernimmt das Stöhnen der Menschen und das „Seufzen der

Schöpfung“ (Röm 8,22). Er spürt den Sog, der immer wieder Menschen in Bewegung bringt und in diese Räume hineinzieht. Es ist eine Vielfalt von Räumen, um die es geht. Sie sind immer da, sie ergeben sich, bieten sich an, wandeln ihre Gestalt, aber sind da. Die Jünger Jesu sind ständig angesprochen und zur Antwort herausgefordert. Sie sind wie Paulus herausgefordert und eingeladen in Regionen, Denkwelten, Kulturen, Strukturen, in Formate, Situationen, Dimensionen des Lebens, konkret vor allem in das Erleben und Erleiden der Menschen. Die Devise heißt immer und ewig: Hineingehen statt heraushalten! Hinein in die Beziehungsräume, wo Liebe gefragt ist: Gottesliebe über Schöpfungsliebe, Nächstenliebe und Selbstliebe. Nach vorne statt nach hinten! Auf alle Felder! In alle Räume, menschliche, religiöse, soziale, gesellschaftliche, politische, in alle Dimensionen des Seins, in alle Tabus, in alle Lebensweisen, Kulturen, in die Räume von Wissenschaft und Technik, von Arbeit und Freizeit, in alle Formen und Formate des „In-der-Welt-sein“, hinein in die Welt der Ehen und Familien, in die sozialen Felder der Menschen. Alle Räume sind auszufüllen: Lebenräume, Orte, Zeiten, Denkräume, Sprachräume usw. Dem Ruf des Lebens folgen, dem Leben nachgehen, wie es eben ist, das Leben studieren, das Leben entwickeln, überwinden, was blockiert. Auf was man stößt und wo man ankommt, da ist auch Welt Gottes! Ein schöner Satz! Irgendwo habe ich ihn aufgeschnappt und festgehalten.

Ich kann jetzt meiner Kirche, der ich weiterhin an den Rändern des Lebens diene, vor allem aber ihren Oberen, nur zurufen: Ihr habt eine besondere Verantwortung. Ein besonderes Zeugnis ist von euch verlangt. Bedenkt, was Inkarnation heute bedeutet: Geht in diese Welt, in die Räume dieser Welt, „kommt herüber“ von eurem Ufer, macht schon, geht an die Ruder, zögert nicht länger, sitzt die heutigen Fragen nicht aus! Hört weiter, hört den Ruf des Lebens. Entwickelt neue Ideen. Deklariert und proklamiert grundsätzlich die Welt und all ihre Räume als „milieu divine“, als „göttliche Räume“, geschaffen und bereitgestellt von einem Gott, in dem wir nach Paulus „leben, weben und sind“ (Apg 17,28). Zeigt, dass Gott der Herr dieser Räume ist, und nicht - was eigentlich eine Blasphemie darstellt - ein vorschnell konstruierter „Fürst dieser Welt“. Und lasst durch qualifizierte Diener das „milieu divine“ präsent werden.

Es darf auch keine Dispens geben, weiter zu horchen! Karl Rahner hat über das auserwählte Volk des Alten Bundes einmal folgende recht gewagte Zeilen geschrieben: „Dieses Volk meinte, seine Beziehungen zu Gott seien schon längst endgültig geregelt und es gäbe da nichts mehr zu ändern; es dachte, sein Bund mit Gott sei ein Grund, ihn nicht mehr näher an ihn herankommen zu lassen, sein Gehorsam von früher dispensiere es davon, noch weiter zu horchen, was Gott ihm sagen wolle. Beim Volk des Glaubens an den Vater fand der Sohn keinen Glauben, weil es schon zu `gläubig` war. Er fand diesen Glauben bei einem Hauptmann der römischen Besatzungsmacht“ (11).

Ich erlaube mir, diesen Aufsatz mit dem mir bekannten und immer noch nachklingenden Donnerrollen des 1984 verstorbenen Karl Rahner zu schließen, aber noch mehr mit seinem Verweis auf den Glauben eines römischen Kriegers, eines Mannes „außerhalb der Mauern“.

Anmerkungen

- 1 Oscar Cullmann, zit. In: Josef Blank, geistliche schriftlesung – das evangelium nach johannes, Düsseldorf 1981, 111
- 2 Josef Blank, geistliche schriftlesung – das evangelium nach johannes, Düsseldorf 1981, 114
- 3 Definition des Konzils von Chalcedon 451 n.Ch.
- 4 Formulierung des 2. Vat. Konzils in Karl Rahner – Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompodium, Freiburg im Breisgau 1966, 449
- 5 Josef Blank, geistliche schriftlesung – das evangelium nach johannes, Düsseldorf 1981, 114
- 6 Helm Stierlin, zit. In: Helmut Hark, Religiöse Neurosen, Stuttgart 1984, 137 f.
- 7 Siehe Internet, Chrisammesse Gründonnerstag 2012
- 8 Tomás Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg im Breisgau 2012, 202
- 9 Ebd. 202
- 10 Josef Dirnbeck – Martin Gutl, Ich begann zu beten, Graz – Wien – Köln 1973, 37
- 11 Karl Rahner, Glaube, der die Erde liebt, Freiburg im Breisgau 1966, 103

Zurück zum Inhaltsverzeichnis	Zurück zum Anfang dieses Kapitels
---	---

Epilog: Der Basso Continuo dieses Buches

Der Basso Continuo, das durchgehende harmonische Gerüst dieses Buches ist die Existenz eines Versprechens, das ein Konzil der katholischen Kirche vor 50 Jahren der Welt gegeben hat. Ich kann die Worte dieses Versprechens und eine maßgebliche Kommentierung nicht oft genug wiederholen. Der genaue Text lautet: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (1). Der beste Kommentar zu diesem konzi-liaren Bekenntnis - ich wiederhole mich erneut - stammt vom tschechischen Theologen Tomáš Halík, der in einem Interview zum Ausdruck brachte: „Diese Worte klingen fast wie ein Ehegelöbnis“ (2). Mit vielen glaubenden Menschen halte ich an der Hoffnung fest, dass sich das Konzil hier keinen Versprecher geleistet, sondern ein Versprechen gegeben hat, das auf Einlösung pocht. Mit dieser Hoffnung im Kopf, im Herzen und in der Hand weise ich noch einmal auf ein Fünffaches hin:

1. Christen glauben, dass Gott vor aller Zeit wie auch immer eine Welt geschaffen bzw. eine Evolution angestoßen hat. Eine Religion bzw. eine religiöse Praxis, die mit Gott rechnet, im wahrsten Sinn des Wortes mit Gott „rechnet“ und Ja zu Gott sagt, muss logischerweise auch Ja zu seiner Schöpfung und zu ihren Ausformungen sagen, sie annehmen, erleben, beleben. Die durchschnittliche Theologie jedoch ist mit der Schöpfung immer noch relativ unglücklich und unzufrieden. Dabei sollte sie mit sich selbst und ihrer Leistung unglücklich und unzufrieden sein. Man könnte doch meinen, dass zur Essenz einer Religion, die zu Gott Ja sagt, auch ein uneingeschränktes Ja zu seinem Werk gehört. Ein solches Ja ist heute bedingungslos einzufordern. Das heißt dann, der Wirklichkeit zuzustimmen, wie sie ist, und sich der erkannten Wirklichkeit zu fügen. Das heißt dann aber auch Verdeutlichung, was Begriffe wie „neue Schöpfung“ oder „neue Erde“ und was Worte wie „eschatologischer Vorbehalt“ oder „Vorläufigkeit dieser Welt“ meinen, damit Begriffe nicht zu Übergriffen werden. Es darf für glaubende Christen keinen anderen Ausgangspunkt eines spirituellen Weges mehr geben als ganz einfach den, anzuerkennen, was ist, zu erleben, was ist, sowie zu beleben und zu gestalten, was ist.

2. Uns Christen umschleicht weiterhin das einfordernde Wort „Inkarnation“. Wir kommen davon nicht los! Nicht los von seiner letztendlichen Bedeutung, wo es um nichts anderes geht als sich im Heute zu Jesus von Nazareth in einer glaubwürdigen Art in Beziehung zu setzen und wie er alle Räume des Lebens zu betreten, auch die, die Jesus selbst nicht betreten hat, weil sie heutige Räume sind, nicht damalige, aber doch auch Räume seines Vaters. Es bedeutet ferner, dorthin zu gehen, wo das Leben pulst, keimt, wächst, reift – und wo es heute so bedroht ist, nämlich in den Paar- und Familienräumen. Dort ist heute einer der gesellschaftlich signifikantesten und neu zu gestaltenden Räume. Dort muss die Kirche „rundum erneuerter“ Marktführer in der Vertretung der Sache dessen sein, der „wusste, was

im Menschen war“ und was zum Menschsein gehört. Dort muss Inkarnation mit Mut und Begeisterung geschehen – und bitte keine Inkarnation mit Hängen und Würgen! Man könnte meinen, das zu verstehen, wäre so einfach, so natürlich, so logisch! Ehrlich gesagt, natürlich und logisch ist es schon, einfach nicht immer!

3. Das Volk Gottes auf Erden besteht nicht nur aus Kirchenoberen. Es gibt auch den Glaubenssinn des normalen Kirchenvolkes. Hier herrscht weitgehend Unverständnis, warum eine der wichtigsten Veranstaltungen des Lebens in Kleruskreisen nicht stattfindet und stattfinden darf: die tiefe Begegnung von Mann und Frau. Die Mehrzahl der Christen hat keine Einwände gegen die Etablierung der Partnerschaft in den Kreisen der Gottes- und Menschendiener. Aufgeschlossene Christen wünschen längst, die Seelsorge sollte näher an die Menschen heranrücken und sich mit den Erfahrungen der heutigen partnerschaftlichen Heils- und Unheilsgeschichten bereichern. Eine solche Seelsorge hätte im praktischen Alltag mehr zu sagen und wäre im theoretischen Reden vielleicht wortärmer.

4. Was wäre das für eine Verlebendigung und Gestaltung von „Inkarnation heute“, wenn die besten Leute der Kirche im Paar-Raum zu finden wären, in der ersten Reihe des Lebens, soziologisch gesprochen und auch in der Logik der katholischen Soziallehre an dem Platz, wo der Aufbau des sozialen Ganzen beginnt. Gerade dieser Raum soll mit vorbildhaften Menschen besetzt, gestaltet, „geheiligt“ werden, er soll nicht bloß mit Worten und Begriffen, mit Aufforderungen und Ermahnungen oder einer abgehobenen Sakramentenlehre ausgestattet sein. Es braucht die Besten, die diesen Raum „in allen Formen und Farben“ erleben und beleben, und die vorleben, was sie sagen, die längst verstanden haben, dass die alten religiösen Schriften nicht mehr die einzigen Lieferanten von Erkenntnissen, von Ethik und Lebensanleitung sind, die vielmehr auch dort einkaufen, wo die neuen Exegeten der Schöpfung, die Wissenschaftler und Forscher, die Logik der göttlichen Erfindungen studieren und die Lebens- und Beziehungslandschaft verantwortlich definieren. Es braucht schließlich die Besten, die erschließen, was das Ehesakrament wirklich bedeutet und die durch ihr Leben zu „Sinn-Bildern“ für ihre Umgebung, besonders für aneinander gebundene Menschen werden. Auch in diesen intimen Raum soll das Niveau Jesu einfließen und Gestalt werden.

5. Zukünftige Seelsorger sind umgekehrt vor allem aus diesen Räumen von Ehe und Familie zu holen. Und zunächst auch aus den eigenen Reihen, aus dem eigenen Land! Lassen wir doch die indischen Priester zuallererst Indien für Christus gewinnen! Und lassen wir die polnischen Priester ihre Landsleute auf die neue Zeit der Technokratie und des Konsums einstellen! (Meine polnischen und indischen Freunde mögen mir diese Bemerkung verzeihen). Ich bin mir in beider Hinsicht sicher: Schritte aus festen Beziehungen und menschlichen Bindungen heraus bringen neues Leben in den kirchlichen Dienst und neue Nähe zu den Menschen. Und Schritte in feste Beziehungen hinein sind Schritte auf ein Geschenk Gottes und auf eine große Begabung hin - und werden natürlich auch zu Schritten auf eine

größere Herausforderung, aber auch auf eine größere Fülle hin. Die Gottes- und Menschiener müssen der Schöpfung begegnen, wie sie ist. Sie dürfen sie „um Gottes willen“ nicht vermeiden. Sie müssen hinein in unausweichliche Verantwortlichkeiten. Sonst wird die Güte der Schöpfung zu einer Leerformel, zu einer unverbindlichen Liebenswürdigkeit. Künftige Seelsorger sind dort anzusiedeln, wo die Menschen leben, damit sie dort das Leben von Christus her interpretieren. Selbstverständlich muss man sie gut ausbilden, damit sie etwa im Paar-Raum den Ernstfall der Gottes- und Nächstenliebe bzw. im Kirchen-Raum die zu erwartende Feuerprobe bestehen. Man darf ja auch nicht naiv die Stühle wechseln oder jeden auf jeden Stuhl setzen.

Karl Rahner beschrieb einst in einem Aufsatz mit dem Thema „Die heidnischen Christen und die christlichen Heiden“ einen Typ von Menschen, „denen ... das Licht verdeckt ist durch den Schatten, den wir werfen“ (3). Mit den Schattenwerfern sind zunächst alle Christen gemeint. Trotzdem ist ein Schielen auf die Kirchenoberen erlaubt, denen zu wünschen ist, dass auch sie vorbildhaft aus ihren Schatten und Ängsten her austreten, ihre vorprogrammierten Selbstfesselungen überwinden und in zielführender Weise, d.h. im Sinn ihres Inkarnationsauftrages tätig werden. Papst Franziskus nimmt und hält sich diesbezüglich kein Blatt vor den Mund. „Hinaus“ steht schon jetzt über seinem Pontifikat. „Heraus“ aus den vielfachen Selbstfesselungen der Kirche und „Hinaus“ in die Welt der Menschen, besonders „zu den Armen und Bedrängten aller Art“ (4). Hier zeigt er sein wahres Gesicht und fordert dies auch von seinen Mitarbeitern. Risikofreudig scheint dieser „Pionier der angstfreien Kommunikation“ (Alois Glück) uns allen – und vor allem auch den Bischöfen – zuzurufen „Wartet nicht auf mich, bis ich so weit bin, bis ich die Bewertung der Problemkreise abgeschlossen habe. Ihr sitzt mit im Boot“! Ein neues Vertrauen in das gesamte Volk Gottes bahnt sich hier offensichtlich an. So gebe auch ich in Bezug auf mein Thema und über dieses Thema hinaus die Hoffnung nicht auf, das Licht der Schöpfungs- und Christusbotschaft könnte über eine einfarbige und zölibatär homogene Gruppe hinaus durch eine mehrfarbige, kernige, frohe, kluge und aktive „Mann“-schaft, noch besser, durch ein buntes ebenso geartetes Frauen- und Männerteam in einer nach Licht rufenden Welt zu neuem Glanz kommen. Die Sache, um die es geht, ist vom Kern her in Ordnung. Zu ihrer Verwirklichung braucht es nur Geist und Mut und neuen Schwung!

Anmerkungen

1 Karl Rahner – Herbert Vorgrimmler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg im Breisgau 1966, 449

2 Tomás Halík, Die Nacktheit der Christen, in Publik-Forum 10/2012, 31-32

3 Karl Rahner, Glaube, der die Erde liebt, Freiburg im Breisgau 1966, 104

4 Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben „Evangelii Gaudium“, veröffentlicht am 24.11.2013, siehe Internet!

[Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#)

[Zurück zum Anfang dieses Kapitels](#)